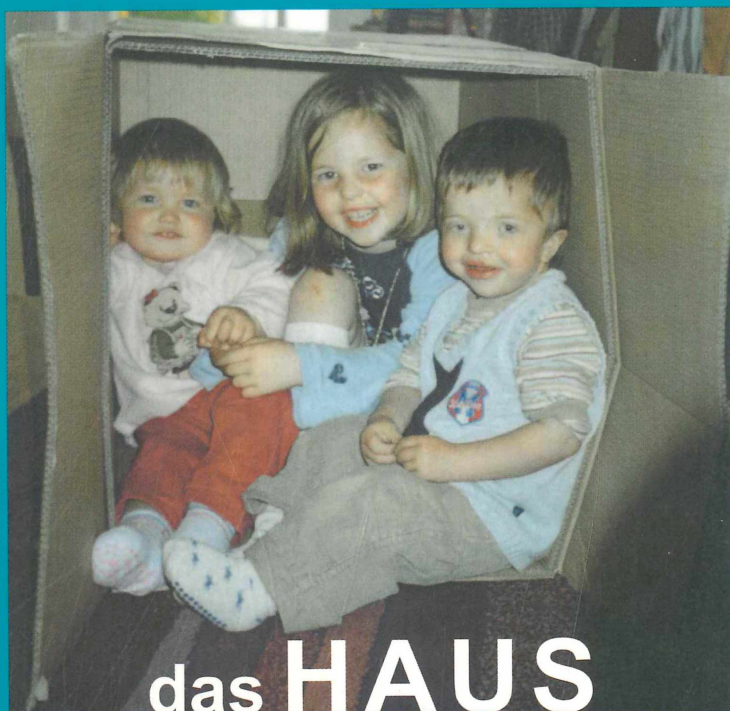


„Das wahre Geheimnis der Welt ist das Sichtbare,
nicht das Unsichtbare.“ Oscar Wilde



das HAUS

Redaktion: Karl Heinrich Hülbusch, Anne Blaß, Hannes Volz

Notizbuch 80 der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2013

Das Haus

Redaktion: Karl Heinrich Hülbusch, Anne Blaß, Hannes Volz

**»Nur oberflächliche Menschen urteilen nicht nach Äußerlichkeiten.
Das wahre Geheimnis der Welt ist das Sichtbare, nicht das Unsichtbare.«**

“It is only shallow people who do not judge by appearances.
The true mystery of the world is the visible, not the invisible.”

— *Oscar Wilde: Das Bildnis des Dorian Gray, Kapitel 2 / Lord Henry*

Notizbuch 80 der Kasseler Schule 1. Auflage: 1–200, Dezember 2013

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (gemeinnütziger Verein)

c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel

c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolphsdorfer Straße 15a/80, 28879 Grasberg

Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation

c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel, T. 0561–77 53 09

oder bestell@freiraumundvegetation.de

Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Konto-Nr.: 059 475

IBAN: DE66 5205 0353 0000 0594 75, BIC: HELADEF1KAS

Druck: Druckerei G. Wollenhaupt GmbH

Unter dem Felsenkeller 30 – 37247 Großalmerode

Redaktion: Karl Heinrich Hülbusch, Anne Blaß, Hannes Volz

Gestaltung, Satz: Lukas Stahl

Umschlag: Helmut Böse-Vetter

Fotos Umschlag Titel: Katharina Hülbusch

Fotos Umschlag Rückseite: Helmut Böse-Vetter

Internet: www.freiraumundvegetation.de

Alle Rechte bei den jeweiligen AutorInnen

Inhalt

Karl Heinrich Hülbusch

›Fertige UnWege‹ oder ›unfertige Wege‹ **5**

Helmut Böse-Vetter, Ulrike Braun, Karl Heinrich Hülbusch,

Lutz Scharla, Hannes Volz, Martin Zeihe

Das Haus **18**

Ludolf Kuchenbuch (1988)

**Haus oder Hof? Zum Bezugrahmen bäuerlichen Fortkommens
im frühen Mittelalter**

147

Helmut Böse-Vetter, Karl Heinrich Hülbusch, Hannes Volz

Literatur zu ›Das Haus‹ – gesammelt in 40 Jahren – **158**

›Fertige UnWege‹ oder ›unfertige Wege‹

Ausreden, Vorwände und Verheißungen beherrschen die Versprechungen für die Zukunft. Die Behauptungen sind ebenso alt, werden täglich nachgebetet und immer wieder berufen. Die ›unfertigen und gedankenlosen Wege‹ sorgen dafür, dass wer diese wählt, immer auf der Flucht vor den Verheißungen und auf der Suche nach scheinbar neusten Zielen ist.

›Kein Überholen kann dies außer acht lassen, ja am wichtigsten ist auch in diesem Betracht die Beachtung der Straße. Anders gewendet: ohne Anwesenheit im Lauf der Dinge kommt Vorwegnehmen leicht ganz woanders hin als es wollte.«

(Bloch, E. 1963/1996: 91)

Mit den ›unfertigen Wegen‹ der Einwände, vorgetäuschter Rechnungen und absurder Rationalisierungen werden wir permanent traktiert, so dass wir lernen, sie für wahr zu halten. Die ›schnellen Brüter‹ für die Konservierung und Vermehrung ›unfertiger Wege‹ finden wir zuerst in den Fachzeitschriften, was dann Journalisten kopieren und als neueste Kenntnisse mit den Illustrierten, Tageszeitungen, Fernsehen und all den anderen Instrumenten für die Verbreitung von Viertelswahrheiten in die Welt posaunen. Mit diesen Posaunen tönt mir der Nachbar anderntags in den Ohren und die Schalmeyen des kritischen Fortschritts spielen derweil auf. Die Reise über ›fertige UnWege‹ wird dagegen nicht von Klamauk begleitet und ähnelt eher der beharrlichen Kontemplation des Pilgers. Jedenfalls sind ›fertige UnWege‹ nur mit Geduld und Gelassenheit zu gehen. Der ›fertige UnWeg‹ ist nicht wie der ›unfertige Weg‹ auf die Wirkung, den Verkauf, die Werbung aus, sondern dem Verstehen gedient, das nicht im Versprochenen/Verheißenen zu finden ist sondern in der Vergangenheit. Kurz und knapp: indem wir aus der Geschichte der gegenwärtigen Dinge lernen.

»Der ›unfertige Weg‹, das Versprechen fertig zu sein, ist eine Täuschung. Der ›fertige Unweg‹ ist dagegen kein Versprechen, sondern eine Perspektive, ein Prinzip zur Arbeit, das in und mit der Arbeit verfertigt werden kann und den Zuwachs an Erfahrung ermöglicht.« (Hülbusch, K.H. u. Petzinger, R. 1988: 1)

Helmut Lührs hat in seiner Dissertation (1994: 20 ff.) die Präambel des Triumphirats des Lernens formuliert:

Sehen lernen (J. Giono)

Den Zweifel planen (Ch.S. Peirce)

Die Neugier pflegen (K.H. Hülbusch)

Der ›fertige UnWeg‹ setzt diese Fertigkeiten voraus, damit er begangen werden kann. Nur wer diese Geduld gepflegt hat, kann den ›fertigen UnWeg‹, den Weg der Einsicht, des Verstehens gehen.

6 Es mag übertrieben erscheinen, wenn wir den ›kategorischen Imperativ‹ in den Zeugenstand rufen. Es sollte doch selbstverständlich sein, dass (kluge) Planung nicht zuerst nach der Verteilung geldwerter Privilegien fragt, sondern dem Prinzip gleicher Qualität der Verfügung, die nicht von der Quantität abhängig ist, folgt. Nun ist seit langem verbürgt, dass der Geschosswohnungsbau gegenüber dem Hausbau sowohl in der Herstellung, der Erhaltung und dem Gebrauch teurer ist. Trotzdem wird seit 200 Jahren die Mähr verkauft, dass es genau umgekehrt sei, weil den Entwerfern die ›Heteronomie im Hausen‹ (Turner, J.F.C.) am Herzen liegt:

»Es entsteht innerhalb der Stadt eine despotische Gemeinschaft von Besitzern und Mietern, wie dies die Physiokratie zwischen Besitzer und Pächter fördert. [...] Hierbei ist wichtig festzuhalten, dass [...] sich Besitzer und Mieter eine Art Cour d'honneur leisten, der beiden Seiten offensteht. [...] Da die physiokratischen Pächter und Teilpächter [*hier die Mieter, Anm. d. Verf.*] diese Despotie axiomatisch anerkennen, verbleiben diese in der Rolle nur schauender, nicht aber besitzender Teilnahme.« (Klein, B. 1993: 76)

Dieser Attitüde hängen die Entwerfer, ohne davon zu wissen, bis heute an. Das erscheint auch im Einfamiliengebäude, wo der Besitzer gleichwertig die Rolle des ›Mieters‹ zugewiesen erhält, die gemeinsam – hier in einer Person – ›sich eine Art Cour d'honneur leisten‹. Darin wird die Ähnlichkeit zwischen Geschosswohnungsgebäuden und Einfamiliengebäuden verständlich.

»Was Bourdieu für die ›Bildung‹ und ihre Ausstellung konstatiert, finden wir im Unterschied zwischen Hausbau und Wohnungsbau wieder. Nur, was dort ›Erwähltheit‹ ist und einen nicht irritieren muss, das wird für den praktischen Lebensalltag, das ›Reich des Notwendigen‹ zu einer Disparität des Entzugs. Wer zu den ›Erwählten‹ gehört darf Hausen. Wem diese ›Gnade nicht zuteil‹ wird, der muss ›Wohnen‹. Der Unterschied besteht darin, dass ich auf das Museum verzichten kann – aber nicht auf das eigene Dach über dem Kopf. ›Zugehörigkeit‹ tritt hier in der Verfügung über das Haus auf. ›Ausgeschlossenheit‹ hat nicht nur Wohnung, sondern auch Unsicherheit zur Folge, permanente Bedrohung. Auch für diesen Unterschied gilt, dass ›in den geringsten Details ihrer Morphologie und Organisation ihre wahre Funktion verraten‹ ist. Die sachrationalen Begründungen wie Baukosten, Flächenbeanspruchung etc. sind gnadenlose Vorwände, die schon rechnerisch zu enttarnen sind.« (Hülbusch, K.H. 1991: VI)

Es gibt also gute ethische und moralische Gründe, Häuser statt Wohnungen zu bauen. Lange haben wir, obwohl fast alle Einsichten immer wieder geprüft wurden, gebraucht, die Nebelschwaden, die von unfertigen Wegen verbreitet werden, zu lichten. Auch, bis wir von den Anfängen der Beobachtung und den Erinnerungen an frühere Alltage, die in der Regel vom eigenen Alltag ausgingen, Prinzipien und Regeln statt zuerst einmal nur Anekdoten kennen lernten. Den Positivisten ist das nicht fein genug. Sie tun als gäbe es sie nicht. Aber wie soll ich sonst

beobachten lernen, wenn ich mir selber nicht über die Schulter schauen kann?
Wenn ich nicht über Erfahrung verfüge

»den sinnvollen Intentionen der Akteure in der Situation«

(Berger, P.L., Kellner, H.1984: 41)

zu folgen? Die Nebelwerfer agieren mit dem Trick der »suggestiven Übereinstimmung«, deren Sinn nur angedeutet wird. Bei der »Wohnung« wie beim »Einfamiliengebäude« wird so getan, als ob an die Familie mit Kindern gedacht ist. Diese Vortäuschung ist geschickt verpackt. Doch bei näherem Zusehen ist leicht zu erkennen, dass mit einer Halle, einem einzigen Zimmer und einigen Kabuffs bestenfalls an ein Paar mit einem Hund gedacht ist. Aber vielleicht ist das der Grundriss fürs Alter – weitsichtig vorausgedacht und mit 30 Jahren Not befrachtet –, wenn die Kinder ausgezogen (worden) sind. Trotzdem wird so getan – heute nicht mal mehr das – als ob die Überlegungen den Familien gewidmet seien, um dann alle Einwände und Vorbehalte gegen das »Haus für die Familie« ins Feld zu führen. So ist das bei allen anderen Erörterungen: Familien mit Kindern kommen nicht oder, wenn schon, störend vor. Bei der Steuergesetzgebung – beim Ehegattensplitting – da wird von der Junggesellengesellschaft ausgegangen, in der PolitikerInnen dominieren: und bei allen akademisch-politischen Erörterungen wie dem Sozialismus (s. Chr. Neusüß), dem Feminismus, der Subsistenz, der Bäuerlichkeit, dem modernistischen Gender-Mainstreaming. An keiner Stelle wird überlegt, dass das unterbelichtete Ansehen – heute wird gerne von Wertschätzung schwadroniert – der Haushaltung und des Haushaltens, eine täglich wiederkehrende Arbeit für alle Mitglieder des Haushalts, korrespondiert mit der miserablen Bezahlung dieser Tätigkeit, wenn sie für Leute, die den ungleichen Tausch bestimmen können, gegen Lohn getan wird. Wobei in der feineren Delegation die Haushälterin und/oder der Butler als VertreterIn der Herrschaft reputierlich alimentiert wird: Vertrauensposten.

Beim PlanerInnenseminar in Wollingst »Der Grundriss des Hauses« (2006), zu dem alle möglichen Grundrisse mitgebracht wurden, haben wir verstanden, dass trotz der vielen Beiträge zum Haus die landläufige Anschauung ziemlich unbewusst und willkürlich ist. Dass also trotz der vielen Beiträge zum Haus (s. Bibliographie) eine unmissverständliche Ikonographie, die nicht nur emotionale Übereinstimmung zum Gegenstand vorrätig hat, sondern eine unmissverständliche – also gewissermaßen eine dogmatische – Gegenstandsbeschreibung und Deutung (Ikonologie) vorträgt. Die ist nach dem Gang durch viele Nebelwände nur möglich, weil die Überlegungen wie aus Wollingst (2006) immer wieder, damit sie nicht verloren sind, nachbereitet wurden:

»Ohne Erinnerung und die Verdinglichung, die aus der Erinnerung selbst entspringt, weil die Erinnerung der Verdinglichung für ihr eigenes Erinnern bedarf [...], würde das lebendig Gehandelte, das gesprochene Wort, der gedachte Gedanke

spurlos verschwinden, sobald der Akt des Handelns, Sprechens oder Denkens an sein Ende gekommen ist; es würde sein, als hätte es sie nie gegeben.«

(Arendt, H. 1958/2010: 113 f.)

Genau aus diesem Grunde werden Verordnungen, Gesetze, Entwürfe nur dekretiert und nebenher dekorativ eingepackt mit Absolutheiten, Respekt, Philantropismus, Urbanismus u. a. Vorwänden. So ist dann auch keine Erinnerung möglich und nötig, nur neue Lösungen:

»Die Art, wie Wissenschaft die Integrität von Individuen und Gruppen mißachtet, läßt den aufklärerischen Atem stocken. Da aber im Namen halbgarer Erkenntnisse immer neue Moden der Städte- und Raumplanung Wunden in den Rücken der Bewohner schlagen, direkt neben der eben vernarbten Wunde der letzten Mode, mag doch ein wenig mehr Aufklärung, ein wenig mehr systematische ›Aufforstung‹ sozialer Ökologie angebracht sein.« (Narr, W.-D. 1981: 182)

Die Nachbereitung, die hier Pate gestanden hat, enthält die Erörterung aller mitgebrachten Beispiele und ist noch nicht auf das Haus gerichtet. Im Reader von 2006 (redigiert erscheinend in Notizbuch 83) waren so viele Anregungen und angedeutete Einsichten – was ist es denn ›das Haus? – offen, dass wir 2010 eine Nachbereitung verabredeten:

EINLADUNG: Der Grundriss des Hauses

Literarische Nachbereitung des PlanerInnenseminars vom 03. 03.–11. 03. 2006 in Wollingst von: Samstag 19.03.2010, 12:00 bis Samstag 27.03.2010, 12:00 in Hannoversch Münden Der Reader zum Seminar Wollingst III ›Der Grundriss des Hauses‹, dessen Abschluss bis ins Jahr 2007 (Red. F. Bellin und K.H. Hülbusch) dauerte, ist ›staunenswert unvollständig‹ und gibt nicht mal andeutungsweise die Einsichten aus der Arbeit wieder.

Manche Textaufträge sind nicht geschrieben, andere nicht besonders sorgfältig bearbeitet worden. Nehmen wir mal zu unserer Entlastung, dass manche Einsichten überraschend waren und für eine Formulierung als Text noch nicht so leicht zu bewältigen. Diese bisher ungehobenen, nur in der Erinnerung vagabundierenden Schätze sollten jedenfalls geborgen und hingeschrieben werden. Das kann niemand alleine und bedarf der Anregung und Eroberung in einem Seminar, dass vornehmlich der Verfestigung und Vervollständigung der Gedanken dienen sollte.

Wenn wir überlegen, dazu ein Schreibseminar durchzuführen, also eine Schreibwoche anzuberaumen, scheint dies etwas ungewöhnlich und gewöhnungsbedürftig, sowie auf Anhieb einer Art Schreib-Haft zu ähneln. Denn das Schreiben von Texten ist eine einsame Tätigkeit (s. Sten Nadolnys ›Das Erzählen und die guten Absichten‹).

Zugegeben, es ist nicht so wie bei Kompakt- und PlanerInnenseminaren, die wir im Vertrauen auf den Ort, den Gegenstand, das mit uns versammelte Wissen und Kennen sowie eine solide Seminarbibliothek mit üppigen Erträgen durchgeführt haben. Diese waren übrigens, was die Wiedergabe anbetrifft, bei den PlanerInnenseminaren immer sorg-

loser und unvollständiger als bei den Kompaktseminaren. Ich erinnere nur z. B. an das Bremer Seminar zu den »Moden der Grünplanung« oder das Miltenberg-Seminar zum »Stil der Ökonomie«, die beide für unser Vorhaben noch mal anzuschauen wären.

So ungewöhnlich das Vorhaben erscheinen mag – für die Reader der Kompaktseminare haben wir immer schon nach der »einsamen« Schreibe die Schreib- und Redaktionswoche zur Verfestigung der Erträge durchgeführt. Was beim ersten Blick ungewöhnlich erscheint, hat eine durchaus bewährte Arbeitstradition. Wenn wir diese Übung auf die PlanerInnenseminare übertragen, müssen wir nicht so entsetzlich lange – wie z. B. jetzt mit der Atlmark – auf den Reisebericht warten. Jedenfalls kann es nicht weiter mühselig oder ermüdend oder bedrohlich werden, wenn wir eine Schreib-/Redaktionswoche mit ausführlichen Textvorstellungen und üppiger Erörterung des Gegenstands, der Systematik, der Dramaturgie sowie Analogien und Koinzidenzen führen. Allerdings – und das ist keine Übung bei den bisherigen PlanerInnenseminaren – ist es erforderlich, dass wir uns darauf vorbereiten – also außer im Vertrauen auch auf das absichtsvoll Vorbereitete angewiesen sind, wozu es dann gelegentlich eine Anweisung geben wird.

Was hinzu kommt

Jetzt ist der »Grundriss des Hauses« dreieinhalb Jahre alt, noch nah und fern. Die Kirchen der Altmark und die klassizistischen bzw. physiokratischen Siedlungen sind hinzugekommen und geben einen neuen Blick auf die politische Ökonomie des Wechsels von der Haushufensiedlung zum Block, zur Zeile und letztendlich zur Stadtvilla (irgendwie). Wir können uns also nicht vor den Miltenberg'schen Überlegungen zum »Stil der Ökonomie« drücken.

B. Kleins These von der »physiokratischen Verlandschaftung der Stadt« (s. a. Laugier 1753) gibt einen verständigeren Blick auf Sieverts alberne »Zwischenstadt« und den Wechsel vom Haus zum Gebäude. Man kann die Pervertierung des »physiokratischen Ökonomiegedankens« durch Architektur und Städtebau (– Ruine und Brache –) nicht ohne weiteres verstehen. Noch weniger kann man verstehen, dass die entwerferische Absurdität seitdem gegen jeden Verstand herrscht.

Ich war eine Woche – mit Bus und Bahn – in Dresden und habe die Idee, dass diese Stadt einige Schlüssel dazu liefern könnte: zur Verlandschaftung – in Elbflorenz und in der Weinperipherie – sowie zur »Despotie« des Wohnungsbaus, den sich die Erbauer von Einfamilienvillen antun. Bei I.D. Yalom (»Und Nietzsche weinte«) sind auch einige Hinweise zu finden.

Der rote Faden

Der Seminarreader aus Wollingst ist die Vorgabe, die ergänzt und erweitert, verfestigt werden muss. Darum und dazu wird der Auftrag, die Seminar disposition gerankt. Und dazu werden wir noch mehr Erinnerungen einfügen – U. Braun: Diplomarb. Hann.-Münden; A. Nagl: Diplomarb. Kirchditmold/Zierenberg; da gibt's noch mehr – und wir müssen da auf unsere versammelten Erinnerungen und die Seminarbibliothek vertrauen. Verlockend ist

die Einladung, wenn wir uns die Prinzipien des Hauses, einschl. der ökonomischen Klugheit vergegenwärtigen, versichern wollen um gleichzeitig (zumindest andeutungsweise) die Herstellung ›falscher‹ Bedürfnisse – ein Erfolg der Werbung – zu durchschauen (nicht das Problem zu lösen).

Titel, Überschrift, Thema – weiterhin:

›Der Grundriss des Hauses‹

Bevor wir einen Fahrplan formulieren, eine Unterkunft buchen und ›Aufträge‹ verteilen, müssten wir wissen, wer denn diese Reise mitzumachen gedenkt.

Das sei uns mitgeteilt bis zum: 30. Sept. 2009

an: Helmut Böse-Vetter, Graßweg 17, 34121 Kassel, boese-vetter@web.de

Wer Bildungsurlaub beantragen möchte, teile dies mit, damit wir die Veranstaltung im jeweiligen Bundesland anmelden können.

Mit herzlichen Grüßen

K.H. Hülbusch und H. Böse-Vetter

Skizze für einen Fahrplan

Samstag	15:30	Ankommen, Einhausen, Kaffee trinken
	15:30 – 18:00	Überblick zum Seminarreader 2006: Essenz – Merkposten. Lücken, Löcher, Erweiterungen. Programm.
	19:30 – 20:00	Abendessen
	20:30	›Der Grundriss des Hauses‹ – Disposition Überblick Seminarbibliothek – Organisatorisches
Sonntag	08:00	Frühstück
	09:00	Noch mal: Dramaturgie der Texte Aufgabenverteilung: AutorInnen
	12:00	Picknick
	14:00	Einzelskizzen zur Dramaturgie/Disposition
	15:30	Erörterung der Einzelskizzen
	18:30	Abendessen
	20:00	Wie kriegen wir die Morphologie, den Vorhof, den Hof da rein Stil der Ökonomie: Resümee Miltenberg. Hausgrundriß-Genese: Haus- und Hofbau
Montag	08:00	Frühstück
	09:00	Texten
	12:00	Picknick
	13:30	Spaziergang in ... ? Haus-Hof, Gebäude-Brache Indizien der Zeit-/Ökonomie-/Stilepochen am Ort
	17:00	Versammlung der Beobachtungen (Grundriss – Fassade)
	18:30	Abendessen
	20:00	Physiokratie, Despotie, Vergeudung. (Laugier, Klein, Immler, Veblen, I.M.Hülbusch/Lakaierenarchitektur, Hufe/Block usw.)

<i>Dienstag</i>	08:00	<i>Frühstück</i>
	09:00	<i>Texten</i>
	12:30	<i>Picknick</i>
	14:00	<i>Kurze Erörterung: Stand der Arbeit und Ergänzungen</i>
	14:30	<i>Fortsetzung Texte, Austausch/Gegenlesen der bisherigen Texte</i>
	18:30	<i>Abendessen</i>
<i>Mittwoch</i>	20:00	<i>Texten</i>
	08:00	<i>Frühstück</i>
	09:00	<i>Fahrplanberatung, Revision, Texten</i>
	12:30	<i>Picknick</i>
	14:30	<i>Fortsetzung Texten</i>
	18:30	<i>Abendessen</i>
<i>Donnerstag</i>	20:00	<i>Texten</i>
	08:00	<i>Frühstück</i>
	09:00	<i>Austausch der bisherigen Texte und Kommentierungen</i>
		<i>Redaktion, Fahrplanberatung</i>
	12:30	<i>Picknick</i>
	14:30	<i>Fortsetzung Texte</i>
<i>Freitag</i>	08:00	<i>Frühstück</i>
	09:00	<i>Ergebnisstand der Texte. Berichte. Disposition/Gliederung</i>
	12:30	<i>Picknick</i>
	14:30	<i>Fortsetzung Texte</i>
	18:30	<i>Abendessen</i>
	20:00	<i>Fertigstellung Texte. Schlußbesprechung</i>
<i>Samstag</i>	08:00	<i>Frühstück</i>
	09:00	<i>Vereinbarungen. Aufräumen</i>
	12:00	<i>Heimreise</i>

Danach haben wir noch mal drei Jahre für die ›Kristallisierung‹ der Überlegungen gebraucht, die Flexibilitäts- und VielfältigkeitsfanatikerInnen ausnehmend orthodox erscheinen mögen, weil sie nicht auf das Äußere achten. Wenn wir den Kontext vom Prinzip zur Regel beschreiben, sagen wir, dass die Regel zu sehen ist und im Prinzip das Verständnis der Regel gedeutet, interpretiert wird. Wir haben uns mühsam und fast ohne Ping-Pong zu spielen auf ›das Haus‹ besonnen. Die Erörterung, was alles kein Haus ist, kann leicht geführt werden. Das führt nicht auf falsche Fährten, lenkt aber ab – die AutorIn und die LeserIn. Und auf diesem Weg ist die AutorIn versucht, zu beschreiben, was alles kein Haus ist. Das hilft aber nicht weiter zum Verständnis des Hauses und der ›Dienstsanweisung‹, die darin erfahrungsgemäß verdinglicht ist.

›Einmischung in die Architektur‹

Die Bauentwerfer werden unsere Einmischung in ihr Metier – Profession nennt man heute die elaborierte Dämlichkeit des Experten – kritisieren, weil wir unzulänglichlicherweise Kompetenzschränken missachtet haben. Und? Schon 1972/73–1994 haben wir, wie viele andere zu der Zeit auch, darauf hingewiesen – das ist jetzt 40 Jahre her –, dass Freiraumplanung ohne Einmischung in die Architektur und den Städtebau bestenfalls dekorative Petersilie zur Beruhigung der aufgebrauchten Gemüter liefern kann – also Grünplanung, Dekoration, Vortäuschung, Verhübschung. Schon damals haben wir formuliert, dass fürs Alltagsleben nicht die äußeren Zwänge sondern die Dummheit wirksam ist.

»[...] muss die Frage gestellt werden, welchen Anteil an der miserablen städtebaulichen Situation gesellschaftlichen Verhältnissen angelastet werden kann, unter denen die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nur dann möglich wird, wenn sie mit Profit verbunden ist, oder wieweit hier nicht einfach schlechte Planung vorliegt.« (Hülbusch, K.H., Koch, H., Kreikenbaum, H. 1972/73–1994: 173)

An der Uni Bremen kann leicht nach 40 Jahren bemessen werden, dass alle Argumente gegen eine alltägliche Planung – zu teuer, nicht dicht genug, zuviel Flächenverbrauch usw. – nur dazu dienen, repräsentativer Großmannssucht Ausdruck zu geben. Das ist mit Osterholz Tenever, der Neuen Vahr, Mümmelmannsberg, Steilshoop, Gropiusstadt, den neuen Hafencities usw. nicht anders. Das Versteck hinter der dritten Person des Auftrags, den imaginären Spekulanten (s. Notizbuch 48, AutorInnen 1997), macht den Experten aus, der nicht bedenkt, was richtig wäre, sondern was gefällt. Gelernt haben wir, über die Ursprungsthesen hinaus, dass kein Freiraum ohne ›Haus und Hof‹, ›Innenhaus und Außenhaus‹ bestehen kann, weil es nach Hannah Arendt die

›allen gemeinsame Welt‹

nur geben kann wenn es die

›Grenzlinien, welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum der Anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen,‹ (Arendt, H. 1958/1994: 68)

gibt. Freiraum ist nicht Fläche. Wir müssen sie sozial lesen und deuten können. Und das beginnt mit dem Haus, dem Zuhause. Es könnte doch sein, dass die allgemeine Verwahrlosung eine späte

›Folge der Enteignung der Bauernschaft zu Beginn der Neuzeit‹

(Arendt, H. 1958/2010: 200)

ist. Hier fällt uns auf, dass die Wortschöpfung ›Einfamilienhaus‹ eine geradezu perfide Verballhornung des Begriffs ›Haus‹ darstellt und unter der Hand das ›Wohnhaus‹, von dem das ›Einfamilienhaus‹ nur eine Variante des ›Wohngebäudes‹ ist, sanktioniert. Die absichtsvoll nebulösen Begriffe, mit denen Unterschiede hinweg geredet werden, sind wie die Abbildungen des Gegenstandes, über den ›Aussagen‹ gemacht werden, zu klären, indem der Gegenstand genau bezeichnet wird:

»Doch ein Kodex ist ein Gesetz [...], während eine Interpretation ein Urteil, also die Arbeit einer rechtsprechenden Gewalt darstellt. Der Anspruch der Interpretation liegt einfach in folgender Annahme: dass weder Entdeckung noch Erfindung notwendig sind, weil wir bereits über das verfügen, was sie uns zu beschaffen versprechen.« (Walzer, M. 1987/1993: 29)

Also müssen wir kennen lernen und wissen, über ›was wir bereits verfügen‹ und was nachweislich auch bewährt ist seit 30, 50, 100, 200 und mehr Jahren und was heute noch so gebrauchstüchtig – also ein ›persistentes Kulturwerk‹ (E. Neef 1949) – ist, das zwar den Absichten der Hersteller gemäß nicht mehr funktions-treu sondern gebrauchstreu wie vor 100 und mehr Jahren ist. Dass die neueren Erfindungen je jünger sie sind umso eher unbrauchbar werden – die völlige Entwertung ist eingebaut –, ist mit der Tatsache zu erklären, dass in den Erfindungen immer weniger Erfahrungswissen übernommen wird. Für die präzise Abbildung der Organisation und der Morphologie des Hauses sind die Beiträge von Lutz Scharla (2003, 2004) die Anregung für das Seminar ›Der Grundriss des Hauses‹ und die Basis für ›das Haus‹ gewesen, weil nicht mehr wie vorher ›das Haus‹ schon mit einer allgemeinen Vorstellung versehen als black box in das Junctium ›Innenhaus und Außenhaus‹ eingeführt wird, sondern ein Gebäude (i. a. S. d. Wortes), das quantitativ, qualitativ, organisatorisch und morphologisch so beschrieben ist, dass ›Innenhaus und Außenhaus‹ nicht zu trennen und im Begriff ›Haus‹ enthalten sind: ›das Haus‹ ist dann kein Gebäude mehr sondern das Territorium und der Lebensort ›der‹ Familie. Mit diesem Maßstab versehen ist die Entfernung der Wohnung zum Haus zu erkennen und zu benennen.

»Eigentum war ursprünglich an einen bestimmten Ort in der Welt gebunden und als solches [...] identisch mit der Familie, die diesen Ort einnahm. [...] Kein Eigentum zu haben, hieß, keinen angestammten Platz in der Welt sein eigen zu nennen [...]« (Arendt, H. 1958/ 1994: 60)

Wir haben das Haus, wie es in minimalen Abwandlungen überall, in Philadelphia, in Großbritannien, in Belgien, Frankreich, Basel, am Niederrhein u. u. u. eben auch in Bremen gebaut wurde, in historisch überkommener ›Gestaltung‹ befragt und interpretiert. Mit den Zitaten von Hannah Arendt berufen wir uns auf eine sozial-ökonomische und sozial-psychologische historische Wertgebung und die Interpretation der Entwertung seit der Frühen Neuzeit (1700 ±). Ludolf Kuchenbuch, der dem Abdruck seines Beitrags

»Haus oder Hof? Zum Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter« (1988, Mskr.)

freundlich zugestimmt hat, erzählt ein Stück Geschichte sowohl von ›Haus oder Hof‹ als auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte der Verständigung über immer mehr archivalisch vermittelte Lebenswirklichkeiten. Wir lesen die Darlegung von Ludolf Kuchenbuch wie ein ›historisches‹ – wenn auch unbeabsichtigtes – ›Nach-

wort« zu »das Haus«. Besonders zustimmend nehmen wir im Zeitrahmen unserer Betrachtung die Anmerkung an, die jetzt ebenso gelten:

»Die These, dass es zu keiner Lehre vom Haus im frühen Mittelalter gekommen ist, schließt ja überhaupt nicht aus, dass das Zusammenleben in der Sozialform des (ganzen) Hauses stattgefunden hat. Der ideengeschichtlichen »Pause« muss ja nicht ein realgesellschaftliches »Loch« entsprochen haben.«

(Kuchenbuch, L. 1988/2013: 151)

Und das ist uns vertraut:

»Den Hausermini der Leges [...] geht die Kraft zur Norm stiftenden Übertragung ab, sie dienen eben nicht als über sich hinausweisende Rechtsmetaphern. Frau Dölling hat dem – vielleicht unbewusst – Rechnung getragen, indem sie die Darstellung von »Haus und Hof« systematisch umkehrt. Insofern hätte ihr Buch besser »Hof und Haus« heißen müssen.« (Kuchenbuch, L. 1988/2013: 151 f.)

Diese doppelte Verkehrung ist auch Inge Meta Hülbusch unterlaufen. Sollten wir also doch noch mal überlegen, ob wir »das Haus« nicht in »der Hof« ändern? Denn die Haushufe, das Territorium, der Lebensort für die Familie ist konstituierend. Ob darauf jetzt das von uns sorgsam nachgezeichnete Haus oder eine Hütte das Dach über dem Kopf breitet ist zuerst mal zweitrangig. Die Frage ist nicht so praktisch zu beantworten, weil wir ja implizit kritisieren, dass der Bau teurer Wohnungen einen Mangel herstellt, der ohne kostspielige Be-Hausung unnötig, also bössartig ist. Ein letztes Zitat noch, dem wir entgegen allen antagonistischen Unkenrufen über die herrschaftlichen Zustände im Alltagsleben unumwunden zustimmen:

»Die kleinbetriebliche Hofeinheit scheint nicht streng »patriarchalisch« regiert, das ehapaarliche Werken und Arbeiten klingt unüberhörbar durch, nicht das hausväterliche oder hausmütterliche Regiment. Die ganzheitsstiftende Perspektive verdankt sich gerade nicht der betrieblichen Autarkie, sondern der Ertragserwartung außenstehender Instanzen, [...]« (Kuchenbuch, L. 1988/2013: 157)

Jetzt wird unter den vielen Vorwänden gegen das Haus darauf hingewiesen, dass nicht alle Leute ein Haus haben wollen. Der Witz ist der, dass viele Junggesellen, dazu müssen wir auch die Eltern zählen – das macht die Steuer ebenfalls –, wenn die Kinder ausgezogen sind, in einem Haus oder Einfamiliengebäude – die Mimikrie des Hauses – leben. Genau, das ist nicht die Frage. Wer in einer Wohnung leben will, findet Auswahl genug. Das stellen wir ja nicht in Frage. Deshalb machen wir zum Schluss noch eine Anleihe bei Amanda Cross, die mit klugen Kommentaren zum Alltag und den Beweggründen ihre Krimis würzt:

»Ich kenne einige Frauen, die als »Geliebte« leben, wie sie es selbst nennen. Sie wollen keine Kinder, kein Haus und kein ewiges Wäschewaschen; ihnen gefällt es, einen Mann von Zeit zu Zeit zu sehen, mit ihm zu reisen und mit ihm zu schlafen.« (Cross, A. 1990: 197)

Hier skizziert sie, dass es selbstverständlich Frauen und Männer gibt, die für ihr Leben kein Haus brauchen, weil es leicht für sie ist, ein Zimmer »für sich allein« zu haben, und sowohl mit einem Haus wie mit einer Wohnung leicht zurecht kommen.

Eine Literatursammlung aus 40 Jahren Studien zum Haus ist zum Schluss eingefügt. Ohne den Spiegel der Literatur, dem, was andere Leute vor und neben uns beigetragen haben, bleibt die Erfahrung blind. Es ist nicht ungewöhnlich, dass in der Literatur, die mit unserem Beruf nichts zu tun hat, viele Spiegel vorkommen, weil nicht über Projektionen räsoniert wird, sondern Bilder gemalt werden, die in der Erinnerung der LeserInnen wiederkehren und die Erzählung verständlich machen und anregen. Eine bibliographische Aufbereitung, die anspruchsvoll – das wäre nicht störend – und sehr viel Zeit fordernd ist, kriegen wir (leider) nicht gebackten. Irgend wann ist es gut.

Den Schlaumeiern und Entwerfern, die meinen, »zitieren ist unnötig und überflüssig«, weil sie die Kreativität gepachtet haben und alles aus dem hohlen Bauch erfinden, sei gesagt, dass wir nicht – wie Herr Rumpf (1979 in der Bauwelt) meinte – zitieren, um zu beweisen, was wir alles gelesen haben, sondern um mitzuteilen, von welchen AutorInnen wir gelernt haben.

Literatur

Arendt, Hannah 1958/1994 bzw. 2010: *Vita activa oder vom tätigen Leben*. München

AutorInnen 1997: *Muttheorien gegen Zumutungen*. NB 48 d. Ks. Sch., Red. H. Mang u. K.H. Hülbusch, Kassel

AutorInnenkollektiv 2007: *Der Grundriss des Hauses*. Nachbereitung des Planer-Innenseminars 2006 in Wollingst, vervf. Mskr., Kassel (Druck in Vorbereitung)

Berger, Peter L., Kellner, Hansfried 1984: *Für eine neue Soziologie – Ein Essay über Methode und Profession*. Frankfurt/Main

Bloch, Ernst 1963/1996: *Akt des Überholens*. in: Tübinger Einleitung in die Philosophie I. Frankfurt/Main S. 90 ff.

Braun, Ulrike 1996: *Der Stil der Ökonomie*. Zum Beispiel Hannoversch Münden. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

Cross, Amanda 1990: *Albertas Schatten*. München

Hülbusch, Karl Heinrich, Koch, Johannes, Kreikenbaum, Hartmut 1972/73–1994: *Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen*. in NB 33 Ks. Sch., Kassel S. 169–281

Hülbusch, Karl Heinrich, Petzinger, Renate 1988: *Fertige Unwege und unfertige Wege*. in NB 9 d. Ks. Sch., Kassel S. 1 ff.

Hülbusch, Karl Heinrich 1991: *Morphologie und Organisation*. in NB 23 Ks. Sch., Kassel S. I–VIII

- 16 Klein, Bernhard 1993: die physiokratische Verlandschaftung der Stadt. Beiträge z. Kunstwissenschaften 46, München
- Kuchenbuch, Ludolf 1988/2013: Haus oder Hof? Zum Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter. hier in NB 80 d. Ks. Sch. S. 147–157
- Laugier, Marc-Antoine 1753/1989: Das Manifest des Klassizismus. Zürich, München
- Lühns, Helmut 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte oder: von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? NB 32 d. Ks. Sch., Kassel
- Nadolny, Sten 1990: Das Erzählen und die guten Absichten. München
- Nagl, Angelika 1991: Wie es Euch gefällt – Auf der Spur vom Haus zum Gebäude. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Nagl, Angelika 1993: Planen statt erneuern oder Die Zerstörung der Wahlmöglichkeiten durch den Entwurf der Not. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Narr, Wolf-Dieter 1981: Gewalt in der Stadt. in: Freiheit, Macht, Stadt, Darmstadt S. 176–185
- Neusüß, Christel 1983: Und die Frauen? Tun die denn nichts? oder: Was meine Mutter zu Marx sagt. in Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10, Köln S.181–206
- Rumpf, 1979: Buchbesprechung von I.M. Hülbusch: ›Innenhaus und Außenhaus‹, Bauwelt 45, Berlin S. 1923
- Scharla, Lutz 2003: Das Bremer Reihnhaus: in Holz. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 76–120
- Scharla, Lutz 2004: Das ist ja die Höhe – von Höhen, Tiefen und Licht im Hausbau. in NB 64 Ks. Sch., Kassel S. 4–22
- Sieverts, Thomas 1998: Zwischenstadt: zwischen Ort und Welt Raum und Zeit Stadt und Land. Braunschweig, Wiesaden
- Walzer, Michael 1990: Kritik und Gemeinsinn. Drei Wege der Gesellschaftskritik, Frankfurt/Main
- Yalom, Irvin D. 1994: Und Nietzsche weinte. Hamburg

Das Haus

1 Übersicht und Thesen	18
2 Prinzipien und Organisation	24
2.1 Organisation von ›Innenhaus und Außenhaus‹	29
2.2 Etagerie – Morphologie und Wege	31
2.3 Zonierung und Abfolge	38
2.4 Kate Fansler auf Reise in einem Reihenhaushaus in Highgate/London	45
2.5 Reihung der Häuser	45
2.6 Himmelsrichtung	52
3 Der Maßstab des Hauses	53
3.1 ›Ein Haus‹ – nicht eine Wohnung	55
3.2 ›Außenhaus und Innenhaus‹	58
3.3 Das Haus	64
4 Regeln – Maße und Gewichte	64
4.1 Sparsames, tiefes Rechteck	64
4.2 Zimmer, Kammer, Kabuff – Die ›Zimmer Flora‹ –	72
4.3 Wege im Haus: der Treppenflur	85
4.4 Hofparterre	88
4.5 Das ›Ganze des Hauses‹	94
5 Haushalten	95
6 Beispiele gegen Vorwände	116
6.1 Einseitig angebautes Haus – das Anbauhaus	117
6.2 Anbaufreies Haus	121
6.3 Bungalow – der aus der Reihe tanzt ...	125
6.4 Addition von Solisten	127
7 Merkmale des Hauses in Gebäuden oder: was alles nicht geht	134
8 Typisierung der Gebäude	135
9 Literatur	138

1 Übersicht und Thesen

»Das kunstwerk ist niemandem verantwortlich,
 Das haus einem jeden. [...]
 Das kunstwerk ist revolutionär,
 Das haus konservativ.«

(Adolf Loos 1910/2009: 75)

Die Erfahrung, deren Regeln in Beispielen nachzuzeichnen sind, gibt das Vorbild, den Maßstab für das Haus her. Die Verdinglichung der Erfahrung, die in allen (einfachen) Werkzeugen enthalten ist, ist nicht immer ohne weiteres zu entschlüsseln. Schon beim Spaten ist gegenüber dem Hammer oder der Kneifzange das Vorbild nicht unmittelbar zugänglich, weil das gleiche Werkzeug verschiedenen Handhabungen dienlich sein muss. Beim Haus, dessen Gebrauch jeder Beschreibung spottet, ist – vor allem bei Leuten die angeblich ›Häuser‹ herstellen – das Verständnis vom ›Werkzeug‹ völlig abwesend. Zum Ersatz orientieren die sich an der ›Wohnmaschine‹ und entwerfen ständig neue Leitbilder dazu. Nun kann in Wien zu Loos' Zeiten weder der gründerzeitliche Zinsbau, noch die Villa, die ›Stadtvilla‹ (Wien 16. Bez.), das Palais ein Haus genannt werden. Selbst das Palais ist nur eine sehr großzügige Notunterkunft, die mit Reichtum kompensiert wird. Das fehlt bei der teuren Notunterkunft im Roten Wien und macht im Alltagsleben täglich deutlich, dass die Wohnung kein Haus ist. Aber, ist das Haus dann ein Werkzeug und nicht eher eine Werkstatt! Das Haus ist Werkstatt und Werkzeug wie z. B. eine Gärtnerei, bei der die Organisation des Grundrisses und die dienende Ausstattung Voraussetzung fürs Gärtnern ist. Das Haus ist der Gärtnerei vergleichbar Werkstatt und indirektes Werkzeug, damit für die Tätigkeit und die weiteren Werkzeuge, die unmittelbar der Tätigkeit dienen, Platz ist. Unter der Prämisse, dass in der Werkstatt die Tätigkeiten nicht, auch nur annähernd, der Maschine und dem Fließband ähnlich sind, weil keine Tätigkeit festgelegt, normiert werden kann. Auch die ›Produkte‹ des Hauses sind – im Gegensatz z. B. zur Gärtnerei – nicht zu bestimmen. Die Hauswirtschaft ist eine Realität und gleichzeitig eine imaginäre Größe. Wenn der Wirtschaft das Haus vorangestellt wird – also Hauswirtschaft – stimmt nichts mehr. Die Wirtschaft geht nur, wenn die Tätigen honoriert werden – also im weitesten Sinne Geld verdienen, damit sie im einfachsten Falle damit ihre Hauswirtschaft bestreiten können. Einmal wirtschaften sie und werden dafür honoriert. Und dann wirtschaften sie, kriegen kein Honorar und müssen die Arbeitsmittel und die Rohstoffe, für die andere honoriert werden, bezahlen. Bei denen ist es dann genau so. Die sogenannte ›Wirtschaft‹ macht die Profite ausschließlich auf der Basis der Hauswirtschaft. Deshalb ist es zutreffend, wenn der Gebrauch des Hauses der Haushalt genannt wird. Aus dem Grunde ist es profitabel den Arbeits-

platz Haus einzuschränken oder aufzuheben und durch die Wohnung zu ersetzen. Je mehr eingekauft werden muss, desto höher ist die Abschöpfungsrate aus dem Haushalt der bäuerlichen Arbeit. Denn egal, die Arbeit muss trotz allem getan werden. Naja, machen wir uns keine Sorgen, denn auch Marx hätte das, wie Christel Neusüß (1983) dieses Phänomen beschrieben hat, nicht verstanden:

»Aber warum hat Marx denn dann die Merkwürdigkeit nicht genauer untersucht, dass ›der (!) freie Arbeiter‹ etwas verkauft, was ihm eigentlich, wenn's gerecht zuginge gar nicht gehört? Antwort: Er hat gar nicht bemerkt, dass die Arbeitskraft Resultat der Arbeit meiner Mutter ist, und deshalb war's ihm auch kein Problem. Um zu zeigen, auf welche Weise ihm die Arbeit meiner Mutter, von der Schwangerschaft, über die Geburt, über's Stillen, über's nachts Aufstehen und auf den Arm nehmen, über's Beibringen der Sprache, über's Schimpfen und Loben, über Kleider waschen und nähen etc etc. in Vergessenheit gerät, wo also die ›Freud'schen Fehlleistungen‹ liegen, muss ich jetzt ein längeres Stück zitieren. [...]

›Die Existenz des Individuums gegeben‹, so siehst du aus. Hier also liegt der Hase im Pfeffer. Marx geht davon aus, dass ich einfach so da bin, mit 18 Jahren fix und fertig, vom Himmel gefallen, vielleicht während eines schönen Miregens. Meine Arbeitskraft musste also gar nicht produziert werden, nein, sie ist einfach so da. In der Tat, da kann der Geldbesitzer schmunzeln und sich freuen. So etwas gibt es selten. Eine Ware, die dem Besitzer, nämlich mir, vom Himmel in die Hand gefallen ist, und jetzt brauche ich nur noch meinen täglichen Lebensunterhalt.« (Neusüß, Ch. 1983: 183 f.)

In der ökonomistischen Betrachtung wird der Haushalt abhängig vom Gelderwerb außerhalb des Hauses deklariert. Diese ›Abhängigkeit‹ von den ›Revenüen‹ lässt dann den Schluss zu, dass im Haushalt ausschließlich konsumiert wird.

»So nennt Adam Smith alle mit der Konsumtion zusammenhängenden Tätigkeiten ›unproduktive Arbeit‹; aber er will damit Tätigkeiten bezeichnen, die einer ernsteren Überlegung nicht würdig sind, eben weil sie nicht produktiv sind.«

(Arendt, H. 1958/2010: 122)

Alles, was im Haushalt getan wird, ist nicht nur für Smith nicht wertvoll, weil es nicht lange genug vorhält, um für etwas anderes eingetauscht zu werden. Das Haushalten kann nicht verkauft werden. Wenn Arbeitskräfte vermittelt werden, die Haushalten, dann streicht der Vermittler keinen Mehrwert, sondern eine Gebühr ein. Wenn also Teile des Haushalts isoliert und in handelsfähige Ware verwandelt werden können, dann würde daraus eine ›produktive Arbeit‹.

Reziproke Kollaboration

Die ArchitektIn – GartenarchitektIn, StadtarchitektIn inbegriffen – denkt in den Erwartungen der SpekulantIn, heute fein InvestorIn titulierte. Diese Konditionierung kann seit Jahrzehnten in jedem kommentierten Lehrveranstaltungsverzeichnis nachgelesen werden. Das repräsentative Gehabe der Architektur hat der Speku-

lation zu dienen. Immer noch ist die Behauptung unbewiesen, dass die SpekulantIn ihr Geschäft nicht macht, wenn das ›Haus‹ gut ist, weil die ArchitektIn kein gutes Haus zu bauen vermag (s. Hose, G. 1983/91). Wichtiger noch ist, dass die Propaganda, die tägliche Indoktrination der Kundschaft (s. Migge, L. 1913), dafür sorgt, dass die AuftraggeberIn ein Gebäude haben will, wenn sie ›Haus‹ sagt – des Prestiges wegen, und eine Währung, in der die Arbeit – der Haushalt – unsichtbar von Heinzelmännchen geliefert wird. Die VerkäuferInnen von Wohngebäuden, zu denen auch das Einfamilien-Wohngebäude gehört, tun gut daran, die KäuferInnen über ihre Vorstellungen im unklaren zu lassen, besser noch zu verwirren. Wenn die EntwerferIn der Kundschaft, vor allem der zahlenden InvestorIn, zustimmt und gut zuredet, fühlt die sich verstanden. EntwerferInnen kollaborieren mit den InvestorInnen. Und die ›Wohnschaft‹ kollaboriert unwissentlich mit den EntwerferInnen, wenn sie ein möglichst anspruchsvolles Wohnniveau formulieren kann, dem die EntwerferIn mit guter Note zu bedenken geben und zustimmen kann. Während die KlempnerIn, die ElektrikerIn die Arbeit kanonisch, nach den Regeln der Kunst ausführt und gute Gründe, auf die Verlass ist, hat, verwandeln EntwerferInnen das Planen und Bauen in ein erfahrungsloses Wunschkonzert aus Versatzstücken, modischen Accessoires und Zukunftswünschen. Ein Beispiel:

»Es geht darum, möglichst viel für die spontane Phantasie der Bewohner offen zu halten. Nicht zufällig war der erste strukturalistische Bau eben ein Kindergarten. Aber es ist auch nicht einzusehen, warum Spontanität auf Kinder beschränkt bleiben sollte. Gerade wegen der immer schneller wachsenden Ansprüche und Gebrauchsanforderungen wird es zunehmend wichtiger, Gebäude ›strukturalistisch‹ vorzudenken und offen zu halten.« (Wilkens, M. 2010: 103)

Mit Karl Krauss – ›gemütlich bin ich selber‹ – antworten wir zuerst mal, dass den Herrn Architekten unsere ›Phantasie‹ und ›Spontanität‹ nichts angeht. Wenn denn die dumme Entschuldigung – wegen der immer schneller wechselnden Ansprüche und Gebrauchsanforderung – keine dumme Entschuldigung wäre, dann dürften nur noch Notunterkünfte mit kurzer Haltbarkeit, eingebautem Verfallsdatum errichtet werden. Alain zufolge ist die Berufung auf die Spontanität ein Ornament, das den Sinn ausmachen soll:

»Es gibt auf der ganzen Welt kein freies Ornament, das schön wäre. Der Gips erlaubt alles; trotzdem hat sich noch nie einer gefunden, der damit fertig geworden wäre. Eben weil der Gips alles erlaubt, gerät die Einbildungskraft außer Rand und Band.« (Alain: 1923/ 1985: 175)

Die ›Spontanität‹ ist die gleiche Entschuldigung wie der Gips. Allein die Projektion erlaubt alles. Bei den Behauptungen müssten die Propagandisten der Moderne erklären, warum die Bauten – egal wofür – je jünger das Herstellungsdatum ist, je eher abgetakelt sind, während ältere Bauwerke an Nachfrage und Wert zunehmen, weil der Wechsel ausschließlich mit der Möblierung erfolgt. Kein Mensch

reißt ein Haus ab, weil andere Stühle gewünscht werden. Unsere Spontanität wird nie von einem Haus, einer Wohnung, einem Arbeitsplatz eingeschränkt. Unser Freiraum wird eingeschränkt, wenn die äußere Gelegenheit die notwendigen Tätigkeiten oder die Arbeit behindert, gar unmöglich macht. Ein offenes Haus, darin kann nicht gelebt werden; in einem ›offenen‹ Kindergarten kann die KindergärtnerIn die erwartete Arbeit nicht tun – nur verwalten und frustriert oder gar völlig abgestumpft nach ›Hause‹ gehen und Zerstreuung suchen. Wer plant, statt mit allen Glücksverheißungen ausgestattet zu entwerfen, spekuliert nicht in die Zukunft, sondern lernt aus dem in der Vergangenheit Bewährten, wie das alle Handwerker machen. Dafür muss das Bewährte bekannt sein – nach den Regeln – und verstanden sein – nach den Gedanken. Ernst Neef (1949) hat in der jeweils zeitgemäßen Anpassung älterer Kulturwerke die Persistenz, die Dauerhaftigkeit der Kulturwerke erkannt. Zur Zeit der Herstellung wird das Werk ›funktionstreu‹ und mit der Zeitdistanz ›funktionsentfremdet‹ sein und damit einen Spielraum der Nutzung/des Gebrauchs haben. Dieser Spielraum/Freiraum des Gebrauchs macht die Bevorzugung alter Häuser und Bauwerke aus. Die freundliche Alterung zu einem zeitgemäßen Gebrauch können wir bei Bauten bis 1900/ 1920 finden. Seitdem, je moderner die Bauten ausgestaffiert werden um so eher, finden wir diese Persistenz, deren Zeichen die zeitgemäße Interpretation – nicht die Umnutzung – ist, immer seltener. Mike Wilkens Folgerung, dass die Gebäude

»[...] vieles können und vieles vertragen [müssen], wenn sie nicht allzu bald neuen Projekten weichen sollen.« (Wilkens, M. 2010: 103)

ist ein Kurzschluss, der die Tatsache zur Ursache erklärt. Die abgetakelten Schulbauten aus den 60er, 70er Jahren waren damals modern und schon unbrauchbar, weil die Pädagogik durch Architektur ersetzt werden sollte. Es ist angemessen dies auch nach Karl Marx mit ›Praxis‹ und ›Theorie‹, die in den Werken objektiviert sind, zu benennen. Adolf Loos erzählt den Gedanken im Nachruf für den Sattler Veiling, den er sinngemäß zu einem Entwurf für einen Reitsattel sagen lässt:

»Sehr geehrter Herr Professor: wenn ich so wenig Ahnung vom Pferd, vom Reiten, vom Leder und von der Arbeit hätte wie sie, ja dann hätte ich auch ihre Phantasie.« (Loos, A. 1962: 220)

Loos hat ›das Haus‹ natürlich genereller und ungenauer – eben den Wohnungsbau, siehe z. B. seine Gebäude an der Wienzeile – gesehen. Wir nehmen da Loos schöne Einführung zum Sattler Veiling und folgen seiner Feststellung,

›dass nur Leute, die nicht essen, nicht fechten, nicht reiten können, auf die Idee kommen neue Messer, neue Gabeln, neue Säbel, neue Sättel zu erfinden‹,

hinzuzusetzen, dass nur Leute, die nicht haushalten können, neue Häuser erfinden, in denen nicht gehaust werden kann. Dafür gibt es zwei entgegengesetzte untrügliche Zeichen: entweder sind Ordnung und Sauberkeit geradezu militärisch diszipliniert oder, das ist nicht weniger bedrohlich, es ist ein Haus, eine Wohnung wie

ein verwahrlostes Kinderzimmer. Wir setzen das Haus hin, wie ein Messer, einen Sessel, einen Sattel, einen Hammer, einen Spaten usw. – ein Werkzeug, das zu bauen einen klugen, versierten Handwerker voraussetzt, keinen phantasievollen Entwerfer. Die Größe des Hauses ist so fraglos wie die Größe einer Gabel oder eines Messers. Auch eine Gabel kann nicht vergrößert werden, damit mehr draufgeht als in den Mund reinpasst. Das Haus hat wie der Sessel des Chippendale, den Adolf Loos hervorkehrt, eine Dimensionierung, an der nicht (viel) gedreht werden kann. Wer die EntwerferIn zum gegenseitigen Imponiergehabe spielt, weil das Haus eine unbekannte Größe sei, kann damit nichts anfangen.

»Kopieren ist Erfinden«

So schreibt Maurice Cullot (1978) über seinen Aufsatz zur »Unmoral der weißen Kalkschminke«. Genau das aber macht das Handwerk des Handwerkers aus: dass er weiß wie die Regel ist und gleichzeitig das Prinzip kennt, nach der die Regel interpoliert werden darf. Unser Beispiel ist, nach allem bekanntem Wissen, gültig sowohl historisch wie geographisch. Von Skandinavien bis Sizilien ist das Prinzip des Hauses gleich. Süden ist hier wie dort in der gleichen Richtung und, wenn die Sonne scheint, ist es auf dieser Seite immer zu warm. Ost-West-Belichtung und Firstrichtung ist die Regel. Die Abstandsregeln variieren zur Melioration der extremen Wetterlagen für den Schatten oder gegen den Wind – so gut es ohne Einschränkung der wichtigeren Merkmale geht. Das heißt noch lange nicht, dass es eins zu eins abgekupfert werden könnte, weil manche Ausführung heute mit anderen Mitteln erfolgen kann. Und, weil dem »Bremer Haus« vielleicht hier und da noch eine kluge »Erfindung« hinzugefügt werden kann und der jeweilige Bauplatz dazu nötigt – oder auch die Bauordnung, die umgangen werden muss. Das geht nur, wenn die Regeln und Prinzipien (s. Kuhle, D. 2002) des Handwerks sowie der Gebrauch, der Sinn bekannt und verstanden sind.

» [...] das Handwerk wendet nie einen Stein zuviel auf. Das Schmückende wird von ihm nicht gesucht, sondern zufällig gefunden; der Meißelhieb über das Notwendige hinaus tut sich sozusagen von selbst. Im übrigen schneidet er, da das Material hart ist, nur wenig ein.« (Alain 1926/1985: 176)

Regeln und Prinzipien sind weder oberflächlich zu sehen, noch bestehen sie aus zufällig angesammelten Anekdoten. Das Beispiel des »Bremer Hauses«, das in Norddeutschland, Westdeutschland, Niederlande, Luxemburg, Nordfrankreich, England, Irland mit lokalen Varianten massenhaft gebaut steht und außerhalb dieser Verbreitung in regionaler Ausbildung ebenso verbreitet ist, erheben wir zum Typus des Hauses, in dem alle Gelegenheiten für den Haushalt höchst variabel vorgehalten sind. Es ist geradezu beängstigend wie viel Erfahrung darin vergegenständlicht ist. Dazu äußerst sparsam ohne knickrig zu sein, äußerst großzügig ohne großspurig zu tun.

»[...] der Raum und das Gefühl von ihm [kann] nur dann mehr sein als das arm Zweckmäßige [oder Zweckfreie, Anm. d. Verf.], wo Phantasie in die Zweckmäßigkeit sich versenkt. Sie sprengt den immanenten Zweckzusammenhang, dem sie sich verdankt.« (Adorno, Th.W. 1967/96: 119)

Manchmal mag die Darlegung an eine Flora, ein Wörterbuch zum Haus erinnern. So weit sind wir nicht. Wir beschreiben und analysieren immer Abhängigkeiten und Zugehörigkeiten: wenn – dann. Vielleicht wäre so eine Art Neufert fürs Haus so albern wie Wilkens (2010) ›Lektionen zum Entwerfen‹ mit Versatzstücken – Treppe, Turm, Attika. Was der Bezeichnung dient, dient nicht dem Verständnis. Natürlich muss man die Arten (Versatzstücke) kennen, wenn man eine Pflanzengesellschaft beschreiben will. Aber die Pflanzengesellschaft ist nicht nach den Arten zu verstehen, sondern nur mit den Kenntnissen, die ich dazu mitbringe, also das, was Erfahrung genannt wird, die nicht bei ›o‹ (Wolfe T. 1981/1993) anfangen muss. Und die Erfahrung, also ein Werturteil, das zu prüfen ist, ist eine These, ohne die die LeserIn nichts zu prüfen, zu verstehen hat.

Prinzipien und Organisation sind ›synthetische Merkmale‹ des Hauses. Das sind Merkmale, die nicht zu messen sind, sondern in der Koordination – nicht der ›Komposition‹ – der ›Bestandteile‹ des Hauses bestehen.

Regeln – Maße und Gewichte beschreiben die bewährten Größen, nach denen die Bestandteile des Hauses so gefügt werden (können), dass ein Haus dabei herauskommt. Dabei wird – wie selbstverständlich – deutlich, dass die Dimensionierung der Bausteine des Hauses nur äußerst mäßig verkleinert oder vergrößert werden können, wenn sie ins Haus passen sollen.

Beispiele gegen Vorwände

Das Haus ist dem Entwerfer ein fataler Gegenstand, weil er dazu nicht benötigt wird. Neben einer geschickten BaumeisterIn sind gute HandwerkerInnen nötig. Der Vorbehalt gegen das spießige Haus wird deshalb allenthalben eifrig ›genährt‹. Insbesondere von Leuten, die ein Einfamiliengebäude zum Eigentum besitzen (s. Turner, J.F.C. 1978). Im Gegensatz zum Haus, dass (fast) keine Variation zulässt, gibt es empirisch Beispiele der Reihung, die vom Reihnhaus, das unter dem Bremer Haus subsummiert wird, weit entfernt scheinen und der Reihung fränkischer Höfe ähnlich sind. Und dann noch platt und bott, was passiert, wenn ein Haus auf die Erde gelegt wird.

Ökologismus

Den könnten wir rechnerisch ins Feld führen. Wir sparen uns das, weil die bürokratischen Ausgleichsrechnungen schlichter Unfug sind. Wir konstatieren: Ein Haus ist sparsamer zu gebrauchen als jede Art von Wohnung, die von vornherein auf Verbrauch und, wie John F.C. Turner formuliert, auf Heteronomie/anonyme

24 Abhängigkeit angelegt ist. Amüsiert weist Turner auch darauf hin, dass die Leute, die gegen das Haus und den Hausbesitz wettern, vor allem solche sind, die selber in einem eigenen Haus leben. Ja: alle sind gleich, nur ... Wir bleiben dabei, dass das Haus zunächst mal für alle Leute brauchbar ist, es gesamtgesellschaftlich die geringsten externen Folgelasten hat und darin mit den variabelsten Gebrauchskosten Haus gehalten werden kann.

2 Prinzipien und Organisation

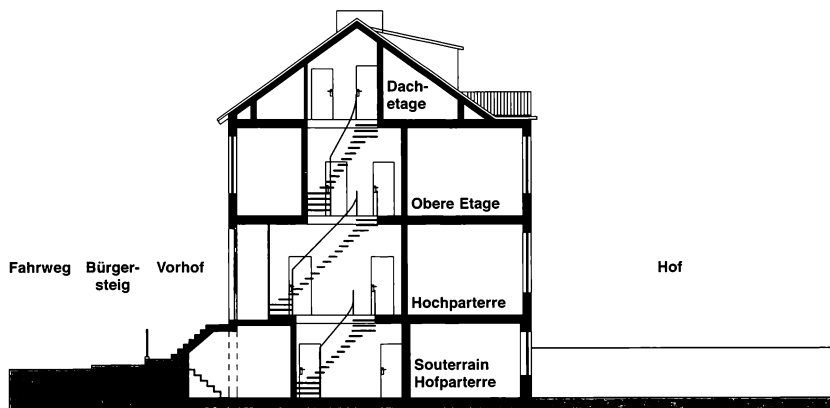
Wer wissen will, was – aus welchen Gründen auch immer – im Gebrauch und in der Vorstellung bewährt ist, muss die Dinge und Gelegenheiten prüfen und verstehen lernen, die »alt« geworden, persistent sind (Neef, E. 1949).

»Die Menschen sollen sich drinnen gemütlich fühlen. Wie macht man das? Man sieht nach, welche Bauwerke schon früher im Stande waren, diese Gefühle zu erzeugen.« (Loos, Adolf 1898/2009: 27 f.)

Es mag den akademischen Werbefachleuten der Städtebau- und Wohnungsspekulanten passen oder auch nicht: Das »Haus« ist für alle, die es geerbt oder die Geld genug zum Kaufen haben, die erste Option für das »Dach« über dem Kopf. Das deutet darauf hin, dass zum »Dach« weitere Merkmale gehören, die das Dach des Hauses vom Dach des Wohnungsbaus unterscheiden. Jetzt könnte man annehmen, damit sei alles gelöst und das »Haus« unmissverständlich durchs Einfamilien-Haus definiert. Ein von Architekten und Immobilienhändlern gerne bestärktes Missverständnis, das je nach Verkaufsabsicht begrifflich variiert und bemäntelt wird – vom Eigenheim, Walmdachbungalow, (repräsentativer) Villa bis zu vielem anderen. Gemeinsames Merkmal der »Haus« genannten Gebäude für eine Familie oder andere Organisationsformen einer gemeinsamen Sozialökonomie ist ein Grundstück. Diese beiden Merkmale zusammen sind für eine absichtlich grobe Etikettierung des Gegenstandes anscheinend ausreichend. So ist vor lauter Einfamiliengebäuden, oder besser gesagt: Eigenheimen, das »Haus« aus der Erinnerung verdrängt worden. Obwohl alle, die ein Eigenheim geerbt, gebaut oder gekauft haben, behaupten, sie besäßen ein »Haus«. Ein »Haus« ist mehr als die eigenen vier Wände und ein Dach über dem Kopf. Das Eigenheim mit grünem Beiwerk ist in diesem Sinn von vornherein kein Haus. Es hat sich eingebürgert beim Bau eines Hauses nur vom »Gebäude« auszugehen und das »Drumherum« als sekundär zu erachten: Das wird sich schon noch ergeben. So wird der Bau nie ein Teil des »ganzen Hauses«: »Innenhaus und Außenhaus« (Hülbusch, I.M. 1978). Die Qualität an Gebäude und Grundstück wird über den Preis ausgedrückt. Dies könnte für die Regel ausreichen. Aber ist darin auch das Prinzip enthalten:

»Wenn ihr Leben dem von Kafkas K. gleicht oder dem irgendeines beliebigen Exilanten, Vertriebenen, Flüchtlings oder Staatenlosen des zwanzigsten Jahrhunderts. [...] Diese Leute brauchen geschützte Räume und eine anständige (wenn über-

haupt) menschenwürdige Unterkunft. Was sie brauchen, ist eine universale (wenn auch minimale) Moral oder zumindest eine Moral, die unter(einander) Fremden ausgearbeitet wurde. Was sie jedoch in der Regel wünschen, ist nicht, beständig mit Aufenthaltserlaubnis in einem Hotel zu wohnen, sondern sich in einem neuen Zuhause einzurichten, in einer dichten moralischen Kultur, in der sie ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln können.« (Walzer, M. 1987/1993: 24)



Zur Unterscheidung der Wohnung und des Einfamiliengebäudes hat Inge Meta Hülbusch die Merkmale »Innenhaus und Außenhaus« für den bebauten und nicht bebauten Teil des Hauses eingeführt. Im Begriff »Haus« ist das häusliche Territorium als Ganzes enthalten. Das Haus beschränkt sich sozial und materiell nicht auf das »Innenhaus«, sondern wird erst mit dem »Außenhaus«, Vorhof, Eingang und Hof vollständig (Hülbusch, I.M. 1978, Notizbuch 64 »Von gemeinen Hufen« 2003, Troll 2005: 31). Wie das Innenhaus wird auch das Außenhaus nach den Zwecken, Wegen, Zugängen und Nutzungen organisiert. Der Grundriss des Hauses geht von praktischen Überlegungen des Gebrauchs und des Zusammenlebens aus. Das Prinzip, der Gedanke ist mit »Zuhause« umschrieben. Sicherheit, Wohlbefinden, Sparsamkeit, Reichtum an Gelegenheiten etc. Aber auch die Gelegenheiten für Tätigkeiten, Individuation, Gemeinsamkeit, Herstellung akzeptabler Regeln, Herstellung von Gebrauchsmitteln und »Werkzeug«, Basteln und Reparieren, Bevorraten und Lagern – also Gelegenheiten und Platz (geeignete Orte) für alle möglichen, vorhersehbaren – aber nicht funktionalistisch zu definierenden Tätigkeiten. Für die Beteiligten des Haushalts muss das Haus für lauter unplanbare Tätigkeiten eingerichtet sein. Die Tätigkeiten sind vorhersehbar, aber nicht planbar, weil der Haushalt, das Leben im Haus nicht vorhersehen lässt, wann die vorhersehbaren Tätigkeiten gelebt werden. Deshalb hält der Haushalt am besten und ganz sicher die kontinuierlichen und periodischen Tätigkeiten zur Richtschnur des Plans. Fast hätten wir jetzt die notwendigen Zimmer, die bedacht sein müssen, eingeführt.

Das wäre viel zu früh – so weit sind wir noch nicht, weil das ›Haus‹ noch nicht geklärt ist. Wenn vom ›Haus‹ die Rede ist, denken alle gemäß der Indoktrination durch ArchitektInnen an ein möglichst einsam stehendes Gebäude, die Volksausgabe des Schlosses. Das Haus ist kein Gebäude – es gibt auch ein Gebäude; mehr nicht. ›Innenhaus und Außenhaus‹ müssen zueinander auf der Parzelle so organisiert und zoniert sein, dass sie zueinander passen. Im Gegensatz zum willkürlich anwesenden Grundstück bei einem Einfamilien-Gebäude (vgl. Bärenweiler, R. und Cordts, H.J. 1991) muss das Außenhaus zum Innenhaus organisiert und zoniert sein, weil sonst kein Innenhaus hergestellt werden kann. So wie das ›Haus‹ für die da Lebenden das ›erste Haus am Platz‹ ist, ist das ›Außenhaus‹ die konstituierende Voraussetzung für das ›Innenhaus‹.

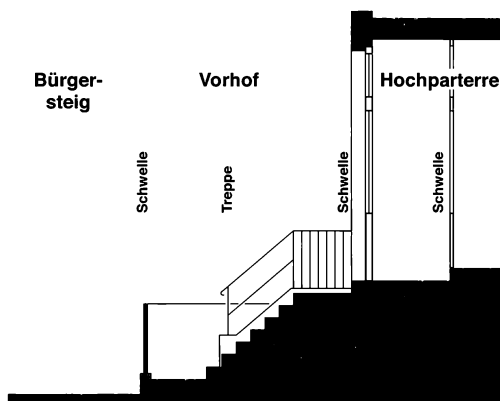
Sozialpsychologisch gibt das ›Außenhaus‹ die Gelegenheit fürs Ankommen und fürs Weggehen, Annäherung und Entfernung, Begrüßung und Nachbarschaft; aber auch für Anwesenheit und Tätigkeit, Lagern und Bearbeitung. Sonnenschirm und Gartenbänke kommen zwar auch vor – i. d. R. nur sporadisch. Wer dies aber demonstrieren will, kann das auch tun. Denn die gleichen Orte und Gelegenheiten können mit verschiedener Gewichtung ausgelegt werden – gemäß altertümlichem Nachbarrecht ohne ungemäße Beeinträchtigung. Bewährt und persistent ist eine Zonierung des ›Hauses‹, die von vorne – da, wo man hereinkommt, im weitesten Sinne des Wortes ausgeht – zum hinteren Außenhaus, dem Hof, organisiert wird. Das ist eine Reihe vom kommunalen Anteil des Hauses zur Herstellung des Weges (Hülbusch, K.H. 1996) durch den Zaun und über die Schwelle in den Vorhof zum Innenhaus mit der zum Weg geöffneten und zugänglichen Seite, durchs Innenhaus hindurch auf den Hof mit allen möglichen Gelegenheiten und Tätigkeiten, die unmittelbar vom Innenhaus her ausgeführt werden. Die Grenzen des Territoriums werden wie die Durchgänge (s. Böse-Vetter, H. 2004) sorgfältig lesbar hergestellt – von Sizilien bis Schweden überall ähnlich. Hier wird kenntlich, dass zur Zonierung (Richtung) die Morphologie für die Herstellung von Distanz, von Annäherung und Abstand benutzt wird.

Bleiben wir zunächst noch mal bei der Organisation und der Zonierung, i. w. S. dem Grundriss. Dabei muss von der Annäherung und Entfernung ›ausgegangen‹ werden. Auf der Wegseite vor dem Haus gehört auch der Weg als kommunaler Teil zum Haus. Vor jedem Haus wird ein Stück Weg gemacht, damit alle – von Haus zu Haus – gehen können, auch die, die hier kein Haus haben.

»Ein Man hatte ein Feld und war damit beschäftigt, es von Steinen zu säubern; er hob die Steine einzeln heraus und warf sie auf die Straße. Da kam einer vorbei, der zu den Frommen zählte, und sprach: Törichter Mann! Was wirfst Du Steine aus einem Bezirk, der dir nicht gehört, in einen Bezirk, der dir gehört? – Der Getadelte spottete über diese Rede. Es begab sich aber, dass die Not ihn zwang, sein Feld zu verkaufen; er musste die Straße durchqueren und stolperte über die Steine, die er

selber dorthin geworfen hatte. Nun rief er aus: Wie richtig hat doch damals der Fromme gesprochen: Von einem Platze, der nicht dein eigen ist, wirfst du Steine auf den Platz, der dein eigen ist!« (Talmud, zit. nach Lorberg, F. 1998: 10)

Der ›gesicherte Zugang‹ zur Kommune wird mit dem Anteil des ›Hauses‹ am Weg, der vorüber führt, bereit gestellt (s. Hülbusch, K.H. 1996).



»Die Abgeschlossenheit des Privathauses, nach außen durch Vorgarten und Zaun deutlich betont [...]« (Habermas, J. 1962/1976: 190)

... wird durch Schwellen und Grenzen gekennzeichnet. Auch die stellen Distanz und Abstand her. Wenn wir den Teil des ›Außenhauses‹ Vorhof nennen, ist gleichzeitig gesagt, dass die Seite zum Weg hin ›vorne‹, die Vorderseite ist. Zwischen Weg und Vorhof wird die Grenze sinnig mit einem festen, durchsichtigen und dünnen Zaun hüfthoch auf einem Sockel von 15–18 cm aufgestellt:

»In diesem Zusammenhang bietet die Höhe und Festigkeit ganz praktische Voraussetzungen um Sachen anzulehnen (z. B. ein Fahrrad, Mülleimer, Spielzeug etc.) und für die Gesten der Annäherung wie das sich Aufstützen mit den Händen als Kennzeichen für Innehalten und Fixierung des Standes, insofern auch eine Form der Anlehnung. Wenn ein Vorbeigehender nach flüchtigem Gruß über den Zaun zum Haus, vielleicht verbunden mit kurzem Innehalten, dann die Hand auf den Zaun stützt, diesen quasi ergreift, dann ist damit zu rechnen, dass über die beiläufige Grußformel hinaus ein Gespräch stattfinden wird. Ohne den Zaun fehlt dieser ›Halt‹ und die Möglichkeit der Grenzüberschreitung ohne den – sicheren – Ort zu verlassen.

Im Unterschied zu anderen Begrenzungen hat der Vorgartenzaun in der Regel einen Sockel. Dieser ist zwischen 10 und 20 cm hoch und läuft an der Eingangspforte als Stufe oder besser Schwelle durch. Aber selbst wenn der Zugang an der Pforte ohne Antritt höhengleich erfolgt, wird mit dem Zaunsockel die ›Schwellensituation‹ zwischen Haustür und Straße deutlich markiert. Hinzu kommt, dass eine Unterteilung in Sockel und Zaun die Zaunhöhe von außen betrachtet scheinbar niedriger erscheinen lässt als sie ist.

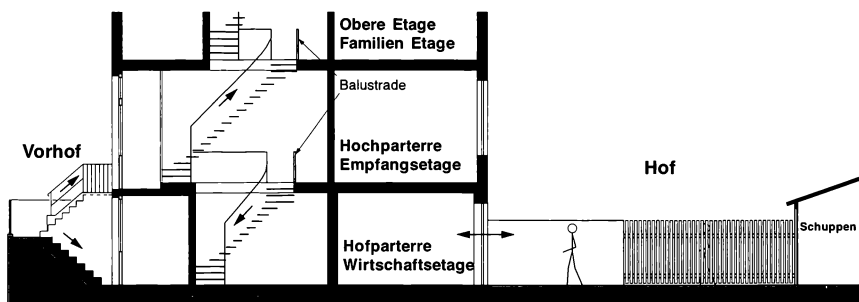
Die Morphologie des Vorgartens vor der Haustür enthält aber noch eine 2. Schwelle, mit Sockel, Stufen und Podest vor der Haustür. Diese 2. Schwelle, bei der die Haustür auf einem hohen Niveau über der Straße liegt, hat mit der Höhe des Haussockels zu tun. Dass die Bezeichnung »Schwelle« in beiden Fällen ihre Berechti-

gung hat, zeigt die verblüffende Analogie von Türschwelle und Zaunsockel, der an der Eingangspforte durchläuft, wie ein Blick ins etymologische Wörterbuch belegt. Hier heißt es zum Stichwort »Schwelle«:

›...Balken, Brett; aus Brettern Hergestelltes. ‚Schwelle‘ bezeichnet also den „Grundbalken“ des Hauses, der als tragender Bauteil auch unter der Türöffnung durchlief.‹ (DUDEN, Band 7, Etymologie. –1989-:659)«

(Böse-Vetter, H. 2004: 193)

Die zweite Schwelle unter der Türöffnung hat mindestens zwei Stufen. Eine, die auf den ›Standplatz‹ vor der Haustür führt und eine unter der Haustür, über die das Haus zu betreten ist. Beim Ankommen oder für den Besuch führt eine Schwelle über das Niveau des Vorhofs hinauf näher ins Haus. Auf der Schwelle ins Haus erwartet, wer die Tür öffnet vom leicht erhöhten Standpunkt den Gast und kann ins Haus bitten, den Weg mit einer Geste freigeben oder verweigern. Wir sehen, in der Zonierung und morphologischen Ausbildung des Vorhofs sind im Prinzip symbolische Formen für die Begegnung und Begrüßung niedergelegt (Bourdieu, P. 1974/1989/1991). Diese verstehen wir umstandslos, ohne dass wir darin explizit unterrichtet wurden. Das Hochparterre – Gesellschaftsetage, Empfangsetage – bietet den Zugang zum Innenhaus und von da zu den Zimmern der (privateren) Familienetage(n) und zum Hofparterre. Vom Vorhof aus wird das Parterre des Innenhauses getrennt in das Hochparterre und das Hofparterre auf der Höhe des Hofes. Diese Wirtschaftsetage ist vom Vorhof ebenso wie das Hochparterre zugänglich und liegt zum Weg hin eine halbe Etage tiefer wie das Hochparterre entsprechend eine halbe Etage höher. Das ›Innenhaus‹ enthält auf der Ebene des Parterres zwei Etagen für sehr verschiedene Nutzungen. Das Hofparterre ist die Etage für Vorräte, Lager, Hauswirtschaft (i. w. S.) sowie Werkstatttätigkeiten. Die Tätigkeiten können wie das Kinderspiel auf den Hof wandern, der zudem einen weiteren Arbeitsort bietet. Das Territorium des Hofes, das neben Überdachungen oder Schuppen weiter ausstaffiert und mit Möbeln bestückt werden kann, muss ›natürlich‹ eine ebenso feste und dünne, wenig bzw. nicht durchsichtige und vor allem überkopfhohle Grenze erhalten. Der Hof ist ausnahmsweise



da für das Gespräch ›über‹ den Zaun, das auf Weg und Vorhof geführt wird. Der Hofzaun kann nicht durchschritten werden und wird deshalb – fast selbstverständlich – ohne Schwelle/Sockel gebaut.

2.1 Organisation von ›Innenhaus und Außenhaus‹

Im Gegensatz zur funktionalistischen Bevormundung, die weiß, wie zukünftige Bewohner sich zu verhalten haben, hält die Organisation von ›Innenhaus und Außenhaus‹ über viele Gelegenheiten Spielraum (Freiraum) für die ›Wechselfälle des Lebens‹ (Steinhäuser, U. 1990 in Notizbuch 16) vor. In einem ›Haus‹ können verschiedene Leute ihr Alltagsleben einrichten, ohne dass Umbauten oder Veränderungen der materiellen Ausstattung nötig werden. Selbst für das Lebensalter derselben Familie können die Gelegenheiten ausgedehnter oder sparsamer gebraucht werden. Das ›wachsende Haus‹ muss nicht erst propagiert werden – das ›Haus‹ hält diese Gelegenheiten vor. Es wird gebaut gemäß bewährter Regeln und Vorbilder für die gemeine Kundschaft und nicht als Maßanzug für eine individualistische Projektion, der spätestens bei Zuwachs und Auszug oder den nächsten BesitzerInnen nicht mehr passt. Bei Wohngebäuden (und Wohnungen) wird alles à la Villa Rotunda um die Mitte – man klettert da von unten hoch oder fällt von oben hinein – herum drapiert; aus diesem Grunde sind runde Gebäude so beliebt. Dagegen werden beim Haus die Gelegenheiten des Hauses am Weg organisiert. Vorhof, Souterrain – vom Weg/der Straße aus – bzw. Hofparterre – vom ebenerdigen Hof her – und Hochparterre wie (Hinter-) Hof enthalten die Richtung ›durchs ganze Haus‹ in die Tiefe, also die Hausgasse, von der aus die vertikale Hausgasse zu den Etagen mit horizontalen Wegen eingerichtet wird. Die Treppen sind die notwendigen höheren Schwellen – mehr nicht. Wenn wir bedenken, dass die Wege im Innenhaus 20 Prozent der Etagenflächen einnehmen, kann man verstehen, dass Architekten den Auftraggebern die Aufhebung der Wege wie neu erworbenen Reichtum anschwatzen können.

»Man möchte die Leute davon abbringen, in der Küche zu essen, und doch finden sie sich dort zusammen, gehen sie dorthin, wenn es Abend ist, dort ist es warm, und man leistet der Mutter Gesellschaft, die kocht und gleichzeitig redet. Es gibt auch keinen Raum mehr, wo man wäscht und bügelt, dabei ist ein solcher unersetzlich, wie eine große Küche, wie ein Hof. [...]

Ich empfinde eine große Abscheu vor dieser Art wachsender Fürsorge. Im allgemeinen fehlen in den modernen Häusern Räume, die die Grundangebote wie Küche und Schlafzimmer ergänzen. Ich spreche hier von Räumen zum Verstauen der Anschaffungen. Man fragt sich, wie man darauf verzichten soll, wohin mit den Bügelsachen, den Vorräten, dem Nähzeug, den Nüssen, den Äpfeln, dem Käse, den Apparaten, den Werkzeugen, den Spielsachen usw.

Desgleichen fehlen in den modernen Häusern Gänge – für die Kinder zum Laufen

und zum Spielen, für die Hunde, für die Regenschirme, für die Mäntel, für die Schultaschen; und vergessen wir nicht: die Gänge sind der Ort, wo die kleinen Kinder sich herumwälzen, wenn sie erschöpft sind, wo sie einschlafen, wo man sie holt, um sie ins Bett zu bringen, wo die Vierjährigen hingehen, wenn sie die Großen und deren Philosophie und alles zusammen satt haben, wenn sie an sich selbst zweifeln, wenn sie weinen, ohne zu schreien, ohne etwas zu verlangen.

Im Haus fehlt es immer an Platz für die Kinder, immer, in jedem Fall, selbst in Schlössern.« (Duras, M. 1988: 68 f.)

Bei Bruno Bettelheim, ›Liebe allein genügt nicht‹ (1971), finden wir ein vergleichbares Loblied über Flure, Treppen, Treppenabsätze. Mit der Etagerie sind die häuslichen Tätigkeiten, die Öffnung nach Außen mit Kommen und Gehen und die Rückzugsmöglichkeiten nach Innen über Stufen, Schwellen und Ebenen organisiert, die ein Nebeneinander und Miteinander verschiedener Tätigkeiten sowie die Annäherung und Separierung auf relativ kurzen Distanzen ermöglicht. Im britischen Englisch wird ein Reihenhaushaus als »terraced house« bezeichnet, also ein terrassiertes Haus. Hier ist das charakteristische Merkmal des Hauses: die Höhenstufung versetzter Ebenen von Innenhaus und Außenhaus, bzw. die Etagerie überhaupt, in die Begriffsbildung eingegangen. Diese Terrassierung über das Außenhaus – Vorhof und Hof – hat gute Gründe und wird nicht der Natur des Geländes überlassen sondern absichtsvoll hergestellt. So ist es z. B. in Bremen aus praktischen Gründen so gehandhabt worden, dass das Hofparterre auf Geländehöhe gelegt wurde und der Aushub für Grundmauern zur Aufhöhung des Vorhofes und des Weges benutzt wurde. Das erleichtert die Verlegung der Kanalisation und der Gewinnung minimalen Gefälles für die Entwässerung. Heute wird in Bremen – mit besonders vielen Vorbildern dafür – das ganze Baugelände aufgeschüttet und darauf kellerlose Gebäude errichtet wie andernorts auch, selbst da, wo das Gelände »natürlich« ein Souterrain bauen ließe. Mit den zwei Parterres übereinander – wo gibt es das schon – erhalten wir zusätzlichen Spielraum, der fürs ganze Innenhaus auch organisatorisch wirksam wird. Das Hofparterre (Souterrain) tritt vorne in der Ansicht als Sockel in Erscheinung. Die Nutzung für Lager und Hauswirtschaft entspricht dem. Vom Hof her besteht die Ansicht aus drei Etagen – Hofparterre, Hochparterre und Familienetage. Der Hof schließt quasi im Parterre höhengleich an die Wirtschaftsetage des Innenhauses an, mit allen Vorzügen und Qualitäten häuslichen Wirtschaftens mit Platz fürs Hantieren, Reparieren, Waschküche, Basteln und Pausieren und mit Platz für ein vollwertiges Hofzimmer oder eine Kammer. Bei ›Zuwachs‹ – durch Kinder oder Gäste – enthält das Haus Reserven oder Spielräume für weitere Kammern (unten) im Souterrain und (oben) durch Ausbau des Dachbodens. Das Haus kann bei Bedarf erweitert und auch wieder zurückgenommen werden. Und dies alles ohne umziehen zu müssen, wenn die Familie größer und wieder kleiner wird.

2.2 Etagerie – Morphologie und Wege

Die Etagerie – neben dem Außenhaus ein weiteres Kennmerkmal des Hauses – erscheint zuerst einmal nur sparsam in Bezug zum erforderlichen Baugrund einer Siedlung. Das trifft zu: wenn die Geschossfläche für ein Haus statt in einer Ebene in mehreren Ebenen übereinander angeordnet wird, spart das überbaute Fläche. Jedoch, das Kalkül für die Geschosswohnung mit gestapelten Eingeschossen rechnet genauso. So kommen wir also nicht weiter. In der Etagerie wird die ›Geschossfläche‹ terrassiert, vergleichbar einem überdimensioniert steilen Weinberg, bei dem das Licht, das von den Seiten einfällt, ausreicht. Im Haus mit Etagerie steckt ein Prinzip, ein sorgfältig gesammelter Gedanke, der handwerklich mit den Mitteln der Terrassierung erfüllt, realisiert wurde.

»Die Abgeschlossenheit des Privathauses [...] nach innen durch Vereinzelung und vielfältige Gliederung der Räume ermöglicht, [...]« (Habermas, J. 1962/1976: 190)

finden wir eben nicht nur in der Konstruktion von Innenhaus und Außenhaus, sondern auch in der Etagerie des Innenhauses wieder. Das wird großbürgerlichen Wohngebäuden ohnehin zugestanden, obwohl bei diesen wahrhaft keine Etagen, sondern Geschosse eingerichtet sind. Die Etagerie wäre bildlich etwa gemäß normaler Tagesaktivität zu ordnen. Dann käme als zweites Ordnungsmerkmal die hauswirtschaftliche Organisation der Familie (störend) hinzu. Weiter gibt es noch den Zugang zur ›Öffentlichkeit‹ außerhalb und zum Haus hin. Nicht zuletzt kommen dann noch die Tätigkeiten und Beschäftigungen hinzu, die mehr Platz und mehr Ruhe, Ungestörtheit brauchen und auch störend sein können. Eine Versammlung eben, die auf einer Ebene (Geschoss) nur funktionieren kann, wenn diese asozial groß ist oder wie eine Kaserne kommandiert wird. Die Etagerie ist der Ertrag sehr langer und langsamer Vervollständigung des Gedankens aus der Erfahrung der alltäglichen Widersprüche im Zusammenleben. Wenn ›Hausen‹ ein Handwerk wäre, dann müsste das Haus mit Außenhaus und Etagerie eine hohe Kunst dieses Handwerks genannt werden.

›Pythagoras für Freiraumplaner‹

Beim Seminar zum ›Garten in unmöglichen Vorgaben‹ hat Georges Moes (2004: 185–188) die Logik der Terrassierung und deren oft übersehene oder unnötig unterlassene Anwendung erläutert.

»Die Terrassierung ist ähnlich wie das Anlegen von Treppen ein meliorativer Aufwand, der der ökonomischen Regel der Sparsamkeit des Platzes bzw. dem Reichtum an Möglichkeiten gewidmet ist. [...] D. h. die Terrassierung stellt nicht nur die Brauchbarkeit einer Ebene her, sie versieht diese sogar mit zusätzlicher Morphologie in der erst der morphologische Kanon der Terrasse zum Ausdruck kommt. Dieser Kanon kann über zahllose Variationen verfügen, die aber allesamt der selben Regel folgen, indem Höhenunterschiede in Platz und Morpholo-

gie umgesetzt werden. Je nach Höhenunterschied entweder als Schwelle, Wand, Sockel, der dann durch zusätzliche Aufbauten wie Brüstung oder Balustrade gesichert ist. Wie bei der Treppe wird deutlich, dass die Terrassierung nicht nur mengenmäßig ein Zugewinn ist, sondern vor allem den Reichtum an Möglichkeiten mehrt. Gleichzeitig zeigt das Beispiel, dass der Vorgang der Terrassierung im Regelfall neben einem ebenen Platz eine zusätzliche Morphologie herstellt. Nur in dieser kanonischen Abfolge ist die Terrasse vollständig.« (Moes, G. 2004: 186 f.)

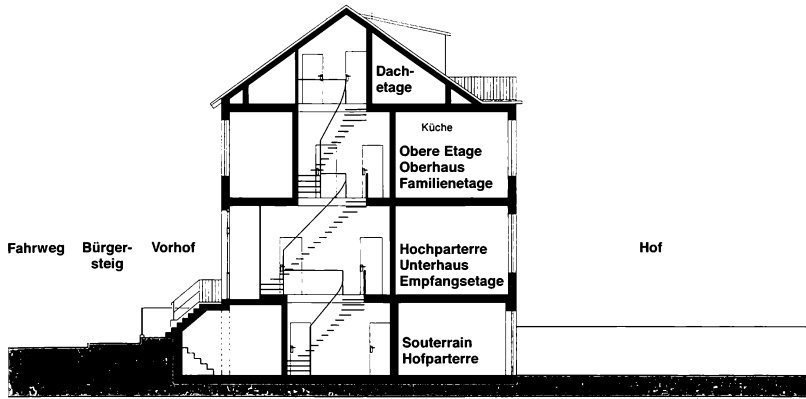
Der Schwelle gehört die Treppe zur Überwindung größerer Höhen an. Die Wand besteht auch in der Hauswand mit Türen und zur Brüstung zählen alle Arten von Geländern zur Sicherung und zum Aufstützen. So etwas wird gerne gemacht in irgendwie unnötig repräsentativen Hallen, wo dann zu den Zimmern im Obergeschoss ein hübscher Umgang mit Balustrade eingerichtet wird; wie z. B. in unserem Seminarquartier in Hannoversch-Münden. Die Aufhebung des Geschosses durch die Terrassierung stellt im Haus freundliche Distanzen her, die in einer Ebene nicht möglich sind. Ein Mangel, der immer wieder wahrgenommen wird, aber nicht formuliert werden kann. Etwas flapsig können die Hauptetagen des Hauses in ›Oberhaus‹ und ›Unterhaus‹ (vgl. Scharla, Lutz 2004: 110) geschieden werden. Im Oberhaus residiert von den Eltern nach dem Auszug der Kinder, wer die Küche dominiert. Im Unterhaus residiert, wer die Bibliothek sortiert. Zu Familienzeiten ist das völlig anders geregelt.

Mit der Terrassierung wird die Hausfläche in Etagen übereinander angeordnet und außer in die Tiefe auch vertikal zoniert. Grundriss, Zimmer, Zonierung und Wege sind regelmäßig geordnet, so dass insgesamt eine neutrale und leicht überschaubare/verstehbare Gliederung hergestellt wird. Mancher Gast, wenn er gerade gekommen ist, beginnt großzügig zu entwerfen, das ›Gebäude zu entkernen‹ und repräsentative Räume zu gestalten; also die Zimmer und damit das Haus abzuschaffen.

Die Eingangs- und Empfangsetage ›Hochparterre‹, das »Unterhaus« ist der Teil, in dem Gäste und offizielle Personen empfangen werden. Es ist damit auch die Etage, die u. a. mehr oder weniger der Repräsentation dient. Bei Bedarf residiert hier die Familie, feiert Feste, lädt ein; dafür muss dann gelegentlich das eine oder andere (Arbeits-)Zimmer kurzfristig umgeräumt werden. Normale Leute geben ja nicht dauernd Empfänge oder führen einen großbürgerlichen Salon. In der Etage über dem Hochparterre, dem »Oberhaus« lebt die Fami-



Das Quartier in Hannoversch-Münden war prima



Schnitt durch die Etagerie

lie ohne derartige ›Einschränkungen‹. Hier wirken das Leben und der Alltag weitgehend ›ungestört‹. Das feste Zimmer ist die Küche, von der aus der Haushalt geführt und fast alles für den täglichen Gebrauch geschaffen wird. Hier und von hier aus wird der Alltag getan und der Haushalt auf die Zeitpläne der Familienmitglieder abgestimmt.

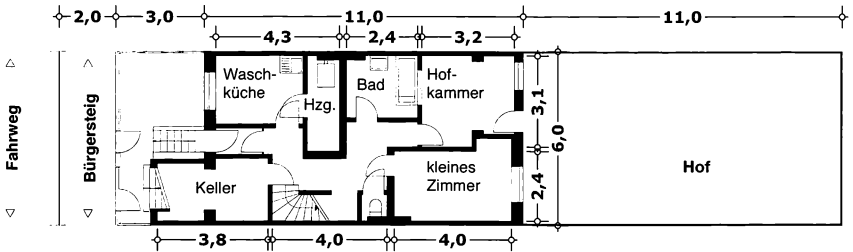
»[...] weil sie [die Frau] ihren Zeitplan auf den der anderen, der Familienmitglieder und der Institutionen abstimmen muss.

An einem Vormittag von fünf Stunden macht sie den Kindern Frühstück, sie wäscht sie, kleidet sie an, putzt das Haus, macht die Betten, wäscht sich selbst, kleidet sich an, geht einkaufen, kocht, deckt den Tisch, verpflegt die Kinder in zwanzig Minuten, schreit sie an, bringt sie in die Schule zurück, spült das Geschirr, macht Wäsche und den Rest, und den Rest. Gegen halb vier vielleicht kommt sie für eine halbe Stunde dazu, Zeitung zu lesen.« (Dura, M. 1988: 54)

Die nach oben anschließende Dachetage dient bei Bedarf der Erweiterung des Oberhauses. Hier sind mehrere, kurze Kammern untergebracht. Das zur Vervollständigung der Familienetage notwendige Bad kann in einer der kurzen Kammern, wovon es auch eine in der Hauptetage gibt, problemlos untergebracht werden.

Bisher haben wir die – fast einem vorgeschichtlichen Pfahlbau ähnliche – erhabene, aufgeständerte Etagerie des Hauses betrachtet. Die Treppe (Leiter) auf das Erdniveau hinunter dient der Einrichtung der Hofetage und dem Zugang zum Außenhaus ›Hof‹. Diese Wirtschafts- und Lager-Etage ist sehr variabel zu bestimmen. Abgesehen von der Hofseite mit voller Etagenhöhe zum Hochparterre ist auch die Straßenseite, die zur Hälfte unter das Straßenniveau eingetieft ist, noch zu belichten (s. Scharla, L. 2003: 20 ff.). Die Hofetage ist die von der Straße her unauffällige Basis der Etagerie. Wenn die Hofetage weggelassen wird fehlt der ›Fuß‹ oder das ›Fundament‹ der Etagerie, wird das Haus zum Gebäude. Z. B. braucht nur gemäß Entwurf das Auto in den dann Keller zu nennenden Teil

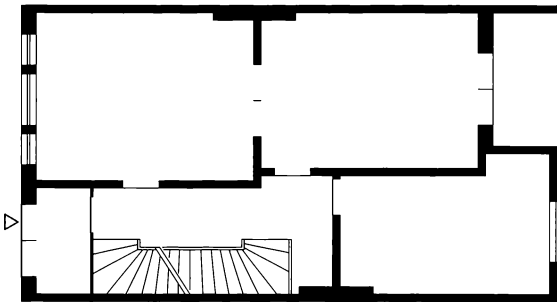
- 34 gestellt werden, was man ja gerne macht. Wer die Hofetage weglässt oder unterschlägt versteht nicht, dass ein ›Haus‹ nur ganz oder gar nicht geht. Die Dach-etage, trotz aller Variationen für den Gebrauch, gehört auch von vornherein zur Etagerie des Hauses.



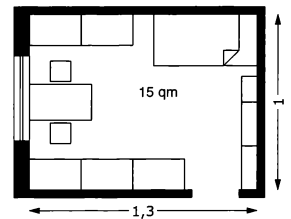
Grundriss Hofparterre

Das sparsame Rechteck der Etagerie

Die Abmessung des Zimmers, die von der Aufmöblierung und Belichtung aus geplant ist, bestimmt die Maßregel für die Etage. Nach dem ›sparsamen Rechteck‹ (Scharla, L. 2003) hat das idealtypische Zimmer ein Seitenverhältnis von 1 : 1,3 für ~ 15 m² Fläche. Für die Forscher an den Universitäten: es wäre doch interessant heraus zu finden, ab welcher Flächengröße das sparsame Rechteck keine Vorteile mehr gegenüber dem Quadrat aufweist.



Hochparterre mit rechteckigen Räumen



idealtypisches Zimmer

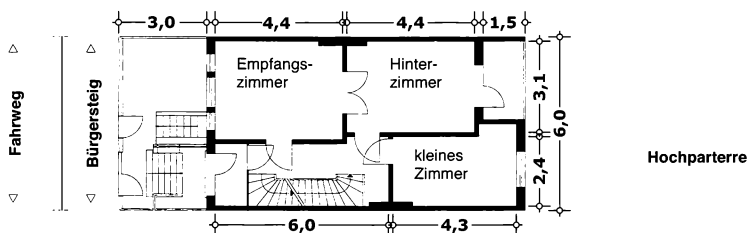
Mit einem überschaubaren Weg ohne Stichwege sind je Etage drei Zimmer und der Treppenflur anzuordnen. Wenn der Haus-Terrasse mehr Zimmer aufgehalst werden, wird aus der Etage ein Geschoss gemacht.

»Dort, wo die Morphologie eingeebnet ist, Wand, Sockel, und Balustrade fehlen (was auch durch die Größe einer Terrasse bewirkt werden kann), bleiben von der Gebrauchstüchtigkeit und Qualität der Terrasse nur mehr Rudimente über. Aber genau in dieser ›Grenzenlosigkeit‹ hat die Terrasse als Erweiterung der (bzw. zu) Wohnlandschaften nach draußen (bzw. in Geschosse) ihre üppigste Verbreitung erfahren.« (Scharla 2003: 187)

Vorwegnehmend sei schon mal konstatiert: wenn wir aus dem Haus mehr machen wollen, als hineinpasst, haben wir es abgeschafft.

Etage

Drei Zimmer und der Treppenflur werden je Etage organisiert und kombiniert. Die Haustiefe von ca. 9,5 m (–11 m) wird durch die max. Belichtungstiefe (ca. 4,5 m) in zwei Zimmern hintereinander determiniert. Dafür ist die lichte Höhe von 3,4 m in den Zimmern für die Belichtung mit Tageslicht entscheidend. Die Breite einer Etage entspricht der Breite eines Zimmers idealer Breite (ca. 3,4 m) und einem daneben liegenden Treppenflur mit der Breite einer Kammer von 2,2 m lichter Breite. Damit vom Treppenflur die Zimmer sowie der Auf- und Abtritt erreichbar ist sowie hinter dem Treppenflur ein »kleines« Zimmer mit gut 10 m² und einer Tiefe von 4,3 m möglich ist, wird der angesagte Kreuzgrundriss mit Durchgangszimmern vermieden, ausgetrickst, indem der Flur verlängert wird. Das Hofzimmer der Etage erhält statt unnötiger Tiefe eine Loggia und das kleine Zimmer in Verlängerung des Treppenflures (oder der Flurtreppe) erhält, von der Loggia aus nicht zu bemerken, eine breitere Fensterseite in die Loggia hinein. Und da für den Auf- und Abstieg der zusätzliche Meter im Treppenflur nicht erforderlich ist, erhalten wir hier einen kleinen Platz für die Garderobe und anderes zum Lagern und auch so was wie zusätzliche »Luft« im ohnehin »offenen« Treppenflur. Was fürs »kleine« Zimmer überlegt wurde, dient dem Hofzimmer und dem Treppenflur. Vielleicht wurde der Gedanke auch in einer anderen Reihenfolge vervollständigt.



Das Hochparterre, die idealtypische Etage, wird in der oberen Etage variiert übernommen, in der Dachetage aus Platzgründen nur organisatorisch beibehalten und in der Hofetage/dem Souterrain gemäß Lager, Vorrat und Zimmererweiterung bei eingehaltener Regel frei ausgelegt. Wir finden, dieser Plan ist sehr überlegt und weise ausgedacht.

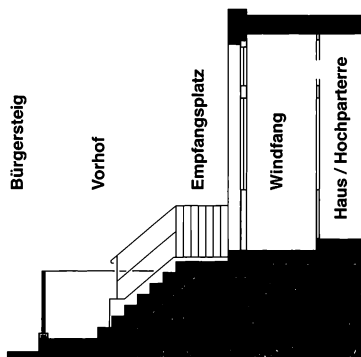
Wenn wir mal rechnen:

Bei 66 m² Bruttobaufläche gibt es 55 m² Wohnfläche je Etage. Also stehen in den zwei Hauptetagen 110 m² mit sechs Zimmern plus Treppenflur zur Verfügung. Die Hofetage bietet ebenfalls – sparsam errichtete – 55 m² und die Dachetage – sagen wir mal – so etwa 35 m². Also insgesamt 200 m². Davon entfallen 52 m² (~ 25 %) auf

den Treppenflur. Ist das viel? Nein! Oder, nur im Vergleich zu einem zweihüftigen Kasernengang. Denn im Geschosswohnungsbau kommt zum Wohnungsgang auch der Anteil an der vertikalen Straße – Treppenhaus genannt – hinzu. Und beim Einfamilien-Gebäude muss die in den Räumen versteckte »Erschließung« gerechnet werden. Zum Beispiel: wenn mal Besuch kommt stelle ich im Treppenflur von 6 Metern Tiefe mehr Leute gemütlich hin als in einem Vorflur von 3×3 m, ganz praktisch betrachtet. Schlaumeier werden einwenden, dass niemand das Geld für 200 m² Haus habe. Wenn wir so rumgucken finden wir jede Menge erdgeschossiger Bauten von etwa 14×14 m Grundfläche – hinzugefügt immer einen albernem Dachausbau mit Gauben u. a. Mätzchen. Hochparterre und Oberetage erscheinen von der Straße gesehen bedeutend: sie sind mit Vorhof das »Haus«.

Der Auftritt in den Vorhof, von da auf den Empfangsplatz, von da in den Windfang und von dem ins Haus – also eine lange Reihe von Auftritten, die die Annäherung leicht und anschaulich machen, geben das Haus für Hausleute und Gäste wieder. Ohne die Option der Dachetage und der Hofetage, ohne Vorhof und Hinterhof gibt es kein Haus. Auch wir haben uns in den ersten Skizzen zu dieser Darstellung damit zufrieden gegeben, das Gebäude ohne Vor- und Hinterhof und ohne Auftritte abzubilden – also ein Gebäude ohne ein »Haus« zu sein. Manchmal braucht es eben lange zur endgültigen Klärung eines klugen Gedankens. Z. B. zu dem, dass die Metapher »Innenhaus und Außenhaus« umgekehrt werden muss: »Außenhaus und Innenhaus«. Darauf zu kommen wäre ohne »Innenhaus und Außenhaus« nicht möglich gewesen. Über 30 Jahre, das ist doch eine lange Zeit fürs bessere, im ersten Gedanken schon enthaltene Verstehen – oder? Das kommt auch bei anderen kundigen Einsichten mit präziserer Gegenstands-Abbildung wie z. B. der Pflanzensoziologie vor, dass der Verstand der Abbildung hinterherhinkt oder, dass die erste Auslegung lange Zeit nicht noch besser verstanden wurde.

»Um ehrlich zu sein: wie viele Mittelschichtangehörige schätze ich also einen Wohnstandort, der (nach Tucholsky) »vorne die Friedrichstraße und hinten die Ostsee« aufweisen musste, im Grunde also dysfunktional war.« (Hülbusch, I.M. 1978/81: 78) Hätten wir diese Überlegung sorgfältiger studiert und immer wieder explizit herangezogen, wäre der Gedanke, das Haus beginnt mit dem »Außenhaus«, schon eher deutlicher herausbekommen. Die idealtypischen Etagen mit drei Zimmern, Treppenflur und Loggia sind das Hochparterre – oder Unterhaus – und die Oberetage – oder das Oberhaus, die bei 6×11 m Fläche mit 1 : 1,8 ebenfalls die Maße



eines sparsamen Rechtecks ausweisen. Weil im Oberhaus der Treppenflur keinen Durchgang an die Außenwand benötigt und die Treppe in die Dachetage etwas steiler und kürzer angelegt wird, passt über dem Hauseingang in der Oberetage eine kurze Kammer. Diese beiden Volletagen prägen inklusive Vorhof und Treppe zur ›Sockeletage‹ die Anschauung des Hauses von der Straße. Hochparterre und Oberetage enthalten Platz für fünf Zimmer, Küche, Bad, eine Kammer und den Treppenflur. Wenn wir je Mitglied des Haushalts ein Zimmer, zudem ein gemeinsames Zimmer und, sofern der Haushalt eine Familie ist, auch ein Elternzimmer vorsehen, reichen die beiden Hauptgeschosse für

eine Stube

ein Elternzimmer

zwei Zimmer für diese zum Arbeiten

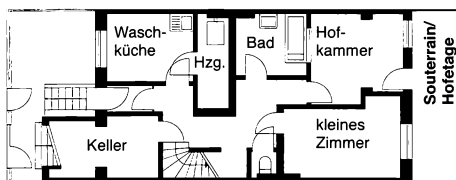
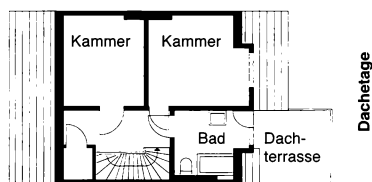
und ein Zimmer für ein Kind.

Oder einfacher: jedem/r ein Zimmer für sich allein (vgl. Woolf, V. 1928/1945).

Wir sehen, dass für jedes Kind mehr ein Zimmer fehlt. D. h., der in die Dachetage und die Hofetage ausgedehnte Vorrat an Zimmern ist in der Organisation des Hauses enthalten, eingeplant. Dies entspricht genau der Idee des ›wachsenden‹ Hauses, das vom ›Neuen Bauen‹ in den 20er Jahren als Neuheit proklamiert wurde. In der Hofetage wie in der Dachetage wird der Grundriss der Idealetage übernommen und variiert. Die Dachetage kann zwei Schlafkammern, ein Bad, ein bisschen Stauraum sowie eine Dachterrasse aufnehmen. Mit Gauben versehen sind da angenehme Zimmer mit senkrechten Fenstern drin. Die Hofetage kann neben Platz für einen kühlen Keller unter der Eingangstreppe ins Hochparterre, Stauraum und Toilette unter der Treppe Platz für die Heizung, ein Bad, das Hofzimmer und ein Zimmer aufnehmen.

Erweiterung der Hauptetage

Nach den Zimmern geben die zwei Ideal-Etagen Platz für eine Familie mit einem Kind. Gemäß Architektenkalkulation könnten mindestens in einem, wenn nicht in beiden Arbeitszimmern der Eltern Kinderzimmer eingerichtet werden. Wofür brauchen Eltern auch ein ›Arbeitszimmer‹? Ist doch wahr – die sollen zu Hause ›wohnen‹. Und, was sie brauchen, das sollen sie kaufen – nicht machen oder her-



Zimmervorrat in der Dach- und Hofetage

stellen. Die Dachetage und die Hofetage werden zum Haus gebaut, damit dieses Spielraum oder Reserven hat. Auch wenn im Haus der Zyklus für den Gebrauch nicht jährlich in allen Teilen verläuft, können wir den altertümlichen Bauernhof zum Vergleich heranziehen. Dort waren Dächer, Keller und Souterrain nicht ganzjährig belegt und standen für die wetterfeste Einlagerung von Ernten und Vorräten bereit; über den Sommer aber zu Arbeitsspitzen oder Festen für Gäste. Leicht kommt man in die Verlegenheit die ›Unten‹- und die ›Oben‹-Etage zwar für vervollständigend zu halten, aber nicht wirklich nötig. Das Haus geht nur ganz und mit geringen Variationen, oder gar nicht. Die Haupt-Etagen erhalten den Witz mit dem Wissen, dass es nie zu eng wird, es immer noch irgendwo Platz gibt, auch draußen im ›Haus‹.

2.3 Zonierung und Abfolge

Die Hausparzelle wird als Abfolge von ›Außen‹ nach ›Innen‹, von ›Vorne nach Hinten‹ und von unten nach oben organisiert. Bereits vor 100 Jahren schrieb Leberecht Migge zur Planung des Gartens:

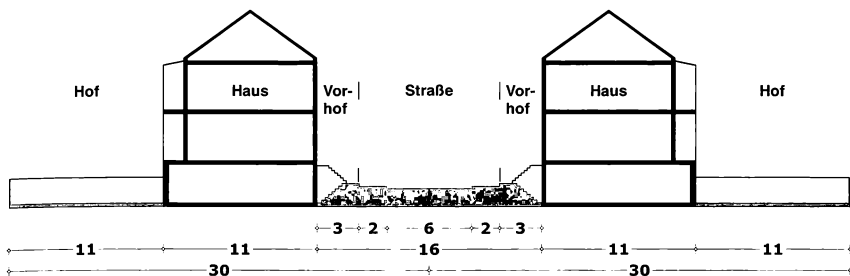
»Einen guten Garten zu bauen, ist im Grunde eine höchst einfache und nüchterne Sache: man muss ihn organisieren.« (Migge, L. 1913: 64)

Dieser Leitsatz wird immer dann zitiert, wenn es darum geht, die Gebrauchstüchtigkeit und Alltagstauglichkeit als Maßstab einer Planung in den Vordergrund zu stellen. Organisieren statt ›Originalisieren‹ heißt die Devise, die gegen den effektheischenden Entwurf gerichtet ist. Aber die Forderung Migges hat einen wichtigen Nachsatz, mit dem er die Organisation an eine Bedingung knüpft:

»Eine Gartenorganisation ist aber nicht zu schaffen, ohne dass uns ihre Teile, Einheiten von mehr oder minder feststehenden Werten bekannt sind.«
(Migge, L. 1913: 64)

Kanon und Zonierung

Warum sollte die Forderung prinzipiell nicht auch für das ›ganze‹ Haus, dessen Grundriss und Organisation, gelten? Im Begriffspaar »Haus und Hof« kommt zum Ausdruck, dass ein Haus den Hof zur Voraussetzung hat und von da organisiert ist. Der Grundriss eines Hauses beginnt nicht an den Außenwänden, sondern früher. Welches sind die ›Komponenten‹ oder Einheiten – wie Migge sie nennt – für ein ›Haus‹? Die konstituierende Einheit im ›Haus‹ ist das Zimmer. Die Zimmer liegen alle an einem Weg im Haus (Flur/Treppe). Der Weg hat nach hinten einen Hof und nach vorne einen Vorhof an einem Stück Straße/Weg. Zusammen bilden diese den »Kanon« klar definierter Orte und Territorien des ›Hauses‹, die einer bestimmten ›Dramaturgie‹ folgend in die Tiefe der Parzelle organisiert sind. Die Benachbarung dieser unterschiedlichen Orte in der Abfolge, verbunden mit Schwellen, Grenzen, Höhenstufen, nennen wir die Zonierung des ›Hauses‹.



Schnitt durch eine Straßenrandbebauung

Vorne und Hinten

Die Organisation auf der Parzelle folgt einer einfachen Regel der Anordnung und Benachbarung: ein ›Haus‹ hat zwei unterschiedliche Seiten, eine »Vorderseite« und eine »Rückseite«, einen Vorhof und einen (Hinter-) Hof. Der Geschosswohnungsbau, auch in der Spielform des Maisonetts oder des ›Split-levels‹ hat ungenau betrachtet Vorder- und Rückseite. Für die Bewohner ist diese formale Größe, die nur des Lichtes wegen besteht, unerheblich. Sie kennen nur das Drinnen, von dem sie hinausschauen wie im Kino. Selbst die Tür in ihre Wohnung wird nicht von der Vorderseite des Gebäudes erreicht, sondern vom Inneren des Gebäudes. Deshalb ist es verständlich, dass Entwerfer – von der Straße aus gesehen – das Tor ins Gebäude mal auf die Vorderseite, mal auf die Rückseite legen (s. Nagl, A. 1991).

»Die Zonierungen von Haus und Hof bezeichnen die Unterscheidung des Hauses in hinten und vorne (Biegler, H.J. 1979), Orientierung des Eingangs zur Straße, die Abfolge von Vorhof/Vorgarten, Haus, Hof (Garten, Gartenhaus) in die Tiefe [...].« (Bellin 2004: 177)

Die Höfe bieten in erster Linie Platz für alltägliche häusliche Tätigkeiten und den Zugang von und nach draußen. Der **Vorhof** mit Haustür ist zur Straße orientiert, zur allgemein zugänglichen Seite des Hauses mit Kommen und Gehen. Der ›Hinterhof‹ ist primär von innen her definiert mit häuslicher Zugänglichkeit. Im Vordergrund steht das psychologische Moment der zwei unterschiedlichen sozialen Seiten des Hauses: einer häuslichen und einer kommunalen Seite¹.

Zonierung durch Morphologie

Die Zonierung wird materiell an den Grenzen und Zugängen mit ›Wänden‹, Sockeln, Zäunen, Schwellen, Treppen und Podesten hergestellt.

»Mit ihnen wird die Organisation und Zonierung eines Grundstücks in ein ›Relief‹ mit hoch und niedrig, unten und oben, innen und außen, hüben und drüben übersetzt. Erst mit diesen morphologischen Merkmalen werden unterschiedene Orte als Platz und Gelegenheit brauchbar und annehmbar.« (Böse-Vetter, H. 2004: 191)

¹ Die Bezeichnung ›öffentliche und private Seite‹ des Hauses (siehe Biegler 1979) trifft die Bedeutung des Vorhofes als ›Zugangsort‹ und des Hinterhofes als Hausarbeits- und Rückzugsort nur ungenau.

40 Das Nebeneinander von Straße, Haus und Nachbarparzelle erfordert erkennbare und annehmbare Abstände für den häuslichen Platz und Bewegungsraum. Die Zonierung wird durch Höhenstufen und Grenzen manifestiert, um auf kurzer Distanz sparsam dichte Benachbarungen zu ermöglichen. Dazu werden Straße, Vorhof, Hauseingang und Hof auf jeweils unterschiedliche Höhen gelegt, die wie eine Terrassierung Absätze und Stufen, Grenzlinien nach innen und außen darstellen. Damit verschiedene Tätigkeiten im, am und vor dem Haus nebeneinander funktionieren können und gleichzeitig die Annäherung und Distanzierung wählbar werden, muss der Platz/Ort und der Ortswechsel an den Grenzen und Rändern »befestigt« und markiert werden.

»Die Morphologie [...] übersetzt Entfernung in Schwellen und Grenzen«.
(Hülbusch, K.H. 1991: III f.)

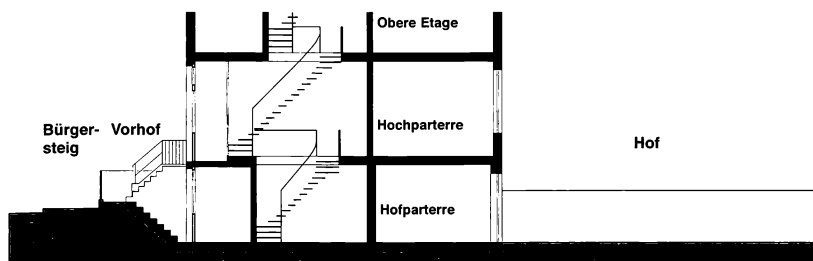
Auf beiden Seiten des Hauses gibt es eine ähnliche Dramaturgie der Höhenstufung: das Haus liegt bezogen auf die Straßenebene eine halbe Etage versetzt mit halber Treppe zum Hochparterre und halber Treppe ins Hofparterre. Hinten wie vorne liegen die Empfangs- und Wohnzimmer im Hochparterre erhöht. Der Höhenversatz macht die Benachbarung und das Nebeneinander auf kurzer Distanz möglich. Der Haussockel setzt die Umzäunung von Vorhof und Hof als psychologisch sichere »Wandbegrenzung« fort. Der Weg ins, aus und durch das Haus führt über Stufen und ist im wahrsten Sinne des Wortes abgestuft organisiert.

Vorhof

Der Antritt zum Haus ist der Vorhof, häuslicher Platz und Zugang zur Straße und für die Annäherung von Draußen. Der Vorhof ist der Platz an der Tür, die zur Straße mit Podest und Treppe den Zugang eindeutig erkennbar markiert. Der Vorhof hat zur Straße einen Zaun mit Sockel, der Vorplatz und Zugang markiert. Der Sockel wird an der Pforte als Schwelle mit Auftritt in den Vorhof weitergeführt, oder anders gesagt: der Zaun wird mit der Eingangspforte auf das Niveau einer Schwelle abgesenkt. Der Eingang zum Haus ist eine halbe Etage erhöht über den Vorhof. Vor der Türe führt die Treppe mit Podest und Türschwelle ins Haus mit Windfang, ein innen liegendes Podest. Das halbgeschossig erhöhte Hochparterre ist Voraussetzung für das vom Vorhof halbgeschossig niedriger und erreichbare Hofparterre – wie es von der Straße her erscheint – bzw. Hochparterre – vom Hinterhof oder von gegenüber wahrgenommen wird. Der Zaun zur Straße markiert das häusliche Territorium mit Türplatz. Zaun und Hausfassade begrenzen den Vorhof. Der Weg ins oder aus dem Haus führt über zwei Schwellen, am Vorgartentor und an der Haustür, mit denen die Ortswechsel merklich durch »Auftritte« markiert werden.

»Beide Schwellen stellen eine Höhenabstufung, eine Art Terrassierung des Hauszuganges her, mit denen auf kurzer Distanz zur Straße die Grenzen zwischen innen und außen eindeutig bleiben, die Annäherung über »Schwellen« stufenweise

erfolgen kann, ohne abweisend zu werden. An jeder Schwelle stellt die Abgrenzung mit Sockel, Zaun, Schwelle ein ›Halt‹ dar, in der doppelten Bedeutung von ›Haltfinden‹, ›Festhalten können‹, ›Bis-an-die-Grenze-gehen-Können‹ und von ›Innehalten‹, ›Abhalten‹, ›Fernhalten‹. Und an jeder Schwelle ist ein Wechsel des Ortes eindeutig angezeigt. Auch hier kommen wieder die beiden Momente des Ortswechsels und der Grenzüberschreitung, des Sich-Annähern-Könnens und des Distanz-Wahren-Könnens zum Ausdruck. (vergl. dazu: Hoffmann-Axthelm, D. 1982).« (Böse-Vetter, H. 2004: 193)



Hof

Hinter dem Haus schließt der häusliche Wirtschaftsplatz an, der beim Reihenhause nur vom Haus her zugänglich ist. Bei Doppelhäusern ist der Hof auch über einen offenen Durchgang seitlich erreichbar. Das gilt auch für nicht angebaute Häuser. Zudem kann bei angebauten Reihen – wie Beispiele zeigen – ein Weg zwischen den Höfen einen rückwärtigen Zugang bieten. Ein Hof liegt immer ebenerdig und schließt in erster Linie an die Wirtschaftsräume im Hofparterre mit Kammern und (Sommer-)Küche an.

»Der Hof gehört zur ›inneren Ökonomie des Hauses‹. [...] Er ist das Pendant zur Küche und völlig unspezialisiert und anspruchslos ›eingerichtet‹, damit fast alles getan werden kann.« (Hülbusch, K.H. 2009: 20 f.)

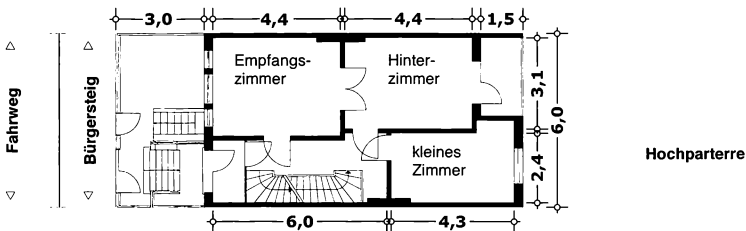
Für den Hof entscheidend ist, dass er ebenerdig zur Wirtschaftsetage liegt und vom Hochparterre (mit den Zimmern) in der Höhe abgesetzt ist.

»Wesentlich ist, [...] dass diese Höfe nicht direkt auf der Ebene der Wohnräume liegen. Zwischen Hof und Wohngeschoss ist mindestens ein Höhenunterschied erforderlich, damit man von den Wohnräumen nicht direkt in den Hof schauen kann. Entfällt der Höhenunterschied zwischen Hof und Wohngeschoss, wird der Hof tendenziell zur Terrasse [bzw. zur Grünfläche].« (Helbig, R. 1999: 92)

Wobei hier mit »Terrasse« die Verlängerung der Wohnhalle nach draußen in das ›grüne Wohnzimmer‹ gemeint ist und der Hof damit ausgeschlossen wird. Klar, wenn die Wirtschaftsetage versteckt oder tendenziell aufgehoben wird, sind wir bei der Wohnung, der Belle-Etage; das Hochparterre fehlt. Bis zum Klassizismus war für Herrenhaus und Schloss selbstverständlich, dass die Gesellschaftsetage im Hochparterre auf dem Hofparterre, der Wirtschaftsetage stand.

Zimmer mit zwei Seiten

Der Zonierung einer Hausparzelle von vorne nach hinten entspricht auch eine analoge Zonierung des Innenhauses. Im Haus sind die Empfangsräume mit Veranda und Stube zur Straße orientiert, während die Küchen (Kalte Küche, Waschküche, Kellerraum) nach hinten zum Hof gewandt liegen. Das Hofparterre reicht von der Straße bis zum (Hinter-)Hof mit zwei Wegen von Vorne nach Hinten. Über den Eingang (Vorplatz) mit Treppenpodest und Windfang/Veranda führt der Weg in die Tiefe des Hauses und endet im Hochparterre »über« dem Hof. Der zweite Weg in und auf die Hofetage führt neben dem Podest ins Hochparterre hinunter auf's Hofparterre für Wege, die nicht durchs Hochparterre gehen müssen. Auch die Flurtreppe behält die Richtung und Orientierung von »Vorne nach Hinten« bei. Selbst die Zimmer enthalten durch die längs-rechteckige Abmessung eine zonierte Tiefe, die mit Türschwelle und Unterteilbarkeit in Vorne und Hinten, Differenzierungen mit Rückzugs- und Annäherungsmöglichkeiten erlaubt. Dazu kommen – vornehmlich im Hochparterre – Loggia und Veranda als Plätze im Zimmer mit betontem Bezug nach außen. Wie der Windfang den Auftakt des Weges ins oder aus dem Innenhaus markiert, gehören Loggia und Veranda zum äußeren Rand eines Zimmers.



Zwei Seiten des Prinzips

Wie die Zonierung der Parzelle behalten Loggia und Veranda ebenso wie die Zimmerfenster die Orientierung bzw. (Blick-)Richtung nach Vorne oder Hinten bei. D. h. sie sind nicht zum Nachbarhaus geöffnet. Sorgfältig wird vermieden, dass die Seitengrenze und damit Nachbarn ins Spiel gebracht werden. Auch in diesem Detail wird der eingangs genannten Regel gefolgt, dass die Zonierung nur zwei Richtungen hat. Dies ist keine Einschränkung, sondern Voraussetzung dafür, dass überhaupt eine Benachbarung einfacher möglich wird. Die Trennwände zu Nachbarn bestehen aus den Seitenwänden von Loggien und Veranda und werden mit Zäunen oder Mauern im Vorhof und Hof fortgesetzt, damit bei geringem Abstand Distanz gewahrt bleibt. Nicht zu vergessen ist die Auslegung der Zimmer nach den Maßen des »sparsamen Rechtecks«. Zur Belichtung sind, entsprechende Deckenhöhen und hohe schmale Fenster vorausgesetzt (s. Scharla, L. 2004), keine Fenster in den Längswänden der Zimmer erforderlich. So wird –

zusätzlich – gewährleistet, dass die Zimmer ordentlich aufgemöbelt werden können. Die Zimmer sind an den äußeren Rändern – vorsichtig durchsichtig – mit Fenstern, Veranda, Loggia, Windfang so nach außen orientiert, dass keine Störung von oben durch Nachbarn erfolgt oder unausweichliche Nähe entsteht. Das grundlegende Prinzip der Zonierung des Hauses in zwei Seiten hat eine nachbarschützende Funktion. Balkone oder Freisitze vor der Fassade heben die Distanzen auf und verunsichern so, dass ein Rückzug ins Innere angesagt ist und die vielgepriesene Erweiterung des Zimmers nach draußen zum Bumerang gegen die selbstverständliche Nutzung des Innenhaus-Randes wird. Orte für Kontakte – im Sinne des ›Hauses‹ als »umbauter und sozialer Raum« (Hülbusch, I.M. 1978) – sind die Höfe. Wie der Kontakt zur Straße findet auch der Austausch mit den Nachbarn primär über den Vorhof statt. Äußeres Zeichen dafür ist die unterschiedliche Einfriedung der Grenze von Vorhof und Hof. Von vorne nach hinten werden die Grenzen höher, dichter und undurchlässiger. Die Grenze des rückwärtigen Hofes ist relativ hoch und weniger transparent, das Hofende mit Schuppen oder Gartenhaus als Rückwand häufig geschlossen. Hier liegt der Rückzugsort im Hof – das ›Gartenhaus‹ – mit Blick auf die Fassade des Innenhauses.

»Die Begrenzung zu den seitlichen Nachbargrundstücken ist höher als die Vorgartengrenze zur Straße. [...] Die Grenze zwischen Nachbarn muss das Nebeneinander ähnlicher Tätigkeiten und Situationen zwischen ›Bekannten‹ möglich machen, die mit mehr Nähe und auch Konflikten verbunden ist. Deshalb erfordert die Näherung auch eine stärkere Ablehnmöglichkeit, die in der Höhe der Grenze zum Ausdruck kommt. Die materielle Qualität der Nachbargrenze darf weder ständige Nähe noch hermetische Abschottung erzwungenermaßen herstellen.«

(Böse-Vetter, H. 2004: 197)

Die Bewegung und Orientierung im ›Haus mit Höfen‹ verläuft linear und hat in allen Teilen und auf allen Ebenen der Zonierung immer die gleichen zwei Richtungen: Vorne und Hinten, damit die Beteiligten ›Vorgehen‹ und ›Rückziehen‹ können. Um Platz zu haben und nehmen zu können ist Platz für eine Bewegung erforderlich, muss Bewegung möglich sein, die mit festem seitlichen Halt Spielraum in die Tiefe hat.

Kommunalität der Reihe

Die Organisation und Abfolge von Haus und Parzelle in die Tiefe stellt eine sozial-ökonomische und sozialpsychologisch differenzierte Zonierung her. Diese ist vom Zugang zur Kommune vor dem Haus bis zur Abkehr davon mit Betonung der häuslichen Wirtschaft i. w. S. hinter dem Haus definiert. Nachbarkontakte vor dem Haus sind zufällig und beiläufig (J. Jacobs 1963), trotzdem verbindlich. Die Kontakte vom Hof her dienen dem Tausch praktischer Kenntnisse – innerhalb der ›Produktionsöffentlichkeit‹ (siehe I.M. Hülbusch, 1978) – und beziehen nur die Ein-

wohner unmittelbar angrenzender Häuser oder zeitweise vertrauter Gäste (wie z. B. Kinderfreundschaften) ein. Diese grobe Abfolge – ohne Differenzierung des ›Innenhauses‹ und der Etagerie – benötigt materiell erkenn- und lesbare Zeichen, mit denen das Nacheinander ›in die Tiefe‹ morphologisch mit Grenzen und Schwellen hergestellt und spürbar abgebildet wird.

Die Aneinanderreihung der Vorhöfe mit Türplatz und Weg kennzeichnet die Straße zugleich als Weg und als Ort (vergl. Grundler, Lührs 1983: 46, Hülbusch, K.H. 1996/2002: 172–177). Der Fußweg wird zum Fahrweg mit einer Bordschwelle gesichert und – an Hauptstraßen – zusätzlich mit einer Baumreihe verstärkt. Der ›erhabene‹ Gehsteig sichert Weg und Platz vor den Häusern gegenüber dem Fahrweg. Auch das Stück Straße vor dem Haus, das ›von Haus aus‹ hergestellt wird, ist eine Offerte des Zugangs für Kommende, Gehende und Vorbeigehende ohne Ansehen der Person. Mit Vorhof und Gehweg wird der kommunale Straßenrand von ›Haus‹ zu ›Haus‹ organisiert (Analogie zum Treppenflur, als Weg von Tür zu Tür). Vor jedem Innenhaus besteht ein Platz, damit alle Platz haben und sich ›zwanglos‹ bewegen können. Das klingt banal, ist heute aber nicht mehr selbstverständlich, angesichts der verbreiteten Wohnwege, Wohnhöfe oder Anger, mit denen ›Häuser‹ zu ›Clans‹ zusammengeschlossen werden. Allerdings werden bei dieser Transaktion aus den ›Häusern‹ Einfamilien-Gebäude gemacht. Hier kann kein Fremder einfach so durchgehen ohne das Gefühl eines Eindringlings zu haben und sich auf unsicherem Territorium zu bewegen. Diese Art erzwungene Nachbarschaftlichkeit der ›Straße‹, die Habermas als »Scheinwerferprivatheit« bezeichnet hat, ist das Gegenteil von »Kommunalität«.

»So, vom Haus aus wahrgenommen, ist die Straße eine Aneinanderreihung vieler Plätze, die vom Standort bestimmt sind. Wenn ich aus der Tür trete, ändert sich meine Situation. [...] Im weitesten Sinne nehme ich teil an der Herstellung dieses Platzes in der Straße.« (Hülbusch, K.H. 1996: 247)

Habermas betont die Bedeutung der »Abgeschlossenheit des Privathauses« (ders. 1975: 190) mit »gesichertem Zugang zur Öffentlichkeit« (a. a. O.) am Beispiel der dicht gereihten gründerzeitlichen Straßenrandbebauung mit Hausparzellen gleicher Zonierung.

»Sie sichert [...] eine räumlich geschützte Privatsphäre« und den »freien Raum für die öffentlichen Kontakte und Kommunikationen, die die Privatleute zum Publikum zusammenführen« können. (Habermas, J. 1975: 191)

Voraussetzung dafür ist

»[...] das für die Öffentlichkeit konstituierende Moment der Distanz [...]«.
(Habermas, J. 1975: 192)

Entfällt dieses,

»[...] gehen ihre Mitglieder auf Tuchfühlung, so verwandelt sich die Öffentlichkeit in Masse [...]« (Habermas, J. 1975: 192)

Werden die Bauten zu Gruppen arrangiert, wird die Trennschärfe häuslicher Grenzen und Territorien aufgeweicht, entsteht ein nachbarschaftlicher Konformitätszwang mit einer Art »ziviler Version des Garnisonslebens« (Whyte, W.H. 1958, zit. in Habermas 1975: 190).

2.4 Kate Fansler auf Reise in einem Reihenhauses in Highgate/London

»Möchten Sie lieber im oberen Stockwerk schlafen oder unten?« Kate entschied sich für oben, weil ihr das erst so richtig das Gefühl gab, ein ganzes Haus zu bewohnen, wozu sie nicht oft Gelegenheit hatte. »Gehören Sie etwa zu den hoch seltenen Menschen, die nicht davon träumen, sich aufs Land zurückzuziehen?« »Ja, ich bin ein Stadtmensch. Aber dieses Haus scheint die Vorteile beider Welten zu bieten.« (Cross, Amanda 1990/ 1992: 264 f.)

2.5 Reihung der Häuser

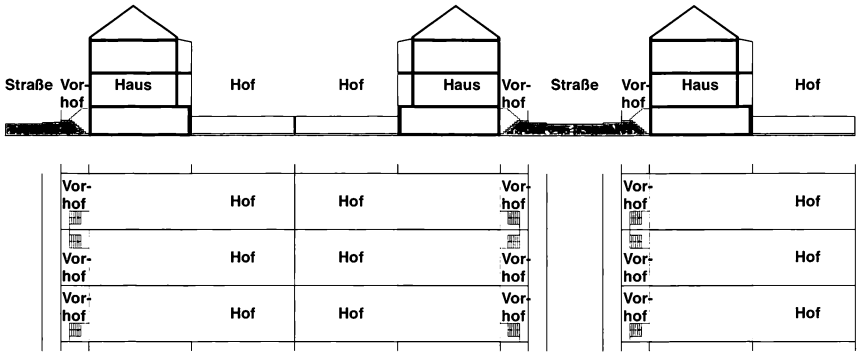
Zur Erinnerung: mit »Haus« ist nicht das Gebäude benannt sondern »das Ganze des Hauses«, Außenhaus und Innenhaus – etwa wie beim Auto, wo die Räder zum Aufbau dazugehören.

»In einer Zeit, da die Leute weg waren [...]. Dann gehörte das ganze Erdgeschoss des Hauses und der Park mir.« (Duras, M. 1987/1988. 51)

»Reihung addiert Häuser, die Stapelung addiert Wohnungen« (Biegler, H.J. 1979: 42)

Die Regeln fürs Haus – »sparsames Rechteck«, Zonierung in die Tiefe, morphologische Ausbildung von Schwellen und Grenzen, Nähe und Distanz – lassen die Reihung qualitativ gleicher Einheiten zu. Nebeneinander sind gleiche Situationen, »Orte« auf jeder Parzelle (Haushufe) angeordnet, so dass vergleichbare Tätigkeiten in der Zonierung eine Störung des Gebrauchs ausschließen und das Gespräch über den Zaun, die je passende »Produktionsöffentlichkeit« verhandeln und tauschen kann: vor dem Haus z. B. über den Einkauf und die Arbeit, hinter dem Haus auf dem Hof z. B. übers Essen, die Kinder, Reparaturen oder – ganz unmodern – über die Lagerung der alternativen Holzeinkäufe, die zur Bauzeit der Häuser in Bremen kein Jux sondern Notwendigkeit waren und mit der die rückwärtig grenzständigen Schuppen zu erklären sind. Die Zonierung in die Tiefe der Haushufe ist Voraussetzung für die nachbarliche »Produktionsöffentlichkeit« (Hülbusch, I.M. 1978) jenseits »nachbarlicher« Feiertümelei. Die »zufälligen Kontakte« (Jacobs, J. 1963) sind der Situation angemessen und entsprechen der Rolle, die wir gerade tragen. Für die Haus-Leute gilt jeweils, dass »ihr« Haus das »erste Haus am Platze«, Ausgang und Ziel ist.

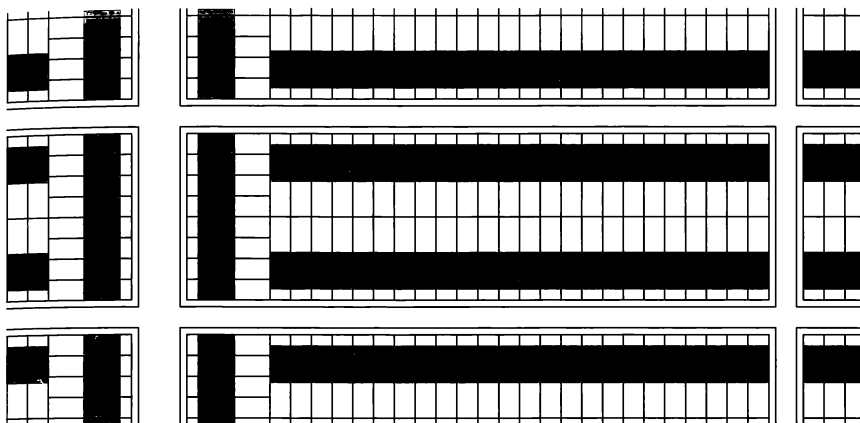
»Dann wandte er sich dem anderen Ende der Kellergasse zu, [...]. Seltsamer Weg, so eine Kellergasse, überlegte er, nämlich einer, der seine Ziele nicht am Ende hat, sondern in sich.« (Komarek, A. 2001/03: 197)



Reihung und Spiegelung

Straße und Gasse

Die Straße ist der Ort der ›Häuser‹ und Plätze (Hülbusch, K.H. 1996), die nebeneinander gereiht sind, so dass in die Tiefe der Parzelle immer ähnlich zониert die Wirtschaften nebeneinander benachbart sind. Das ›Haus‹ und allegorisch die Straße ist der Ort, von dem wir ›ausgehen‹. Wenn wir zu Besuch gehen, übertragen wir die Erinnerung an unseren Ausgang auf die Zukunft. Straßen sind aus praktischen Gründen parallel zueinander angeordnet. Der praktischste Grund ist die qualitativ ähnliche Verfügung über die äußeren Bedingungen vor allem des Klimas und des Zugangs (Weggangs) in die Gemarkung. Jedenfalls ist immer wieder der vehemente Widerspruch vergnüglich, wenn die sogenannte ›Hauptstraße‹ die Gasse genannt wird. Dabei ist es doch ganz einfach zu behalten, dass die Straße zum ›Haus‹ gehört und die Gasse zum Weg, den man weggeht. Morphologisch und organisatorisch ist das Bild gut zu erinnern. Die ›Häuser‹ an der Straße stehen auf Parzellen, die in die Tiefe – Straße, Bürgersteig, Vorhof, Haus, Hof, Garten – alle gleich zониert sind, so dass gleiche Nutzungen immer benachbart und an der rückwärtigen Grenze auf die andere Seite gespiegelt sind. In gewissem Sinn hebt die Straße die Wege auf, weil nur zwei Richtungen ›offen‹ sind. In angemessenen Abständen müssen also im rechten Winkel zur Straße und parallel zu den Parzellen Durchlässe offen gehalten werden, damit die Straße verlassen werden kann und die Gemarkung oder entferntere Orte erreicht werden können. Diese anbaufreien Wege sind die Gassen, die vom Ort und Zuhause in die weite Welt führen und wieder zurück, »das verschachtelte Netz von ›Linien‹ und ›Durchgängen‹«, von denen Bruce Chatwin (1990) aus der Lebenswelt der Aborigines berichtet. Der Weg ist die Linie von hier nach da. Die Straße ist der Ort, von dem ausgegangen wird und i. w. S. die Erinnerung der Herkunft. Die Koordinaten für die Orientierung und die Handlung sind Straße und Gasse, der Ort und der Weg. Der gemeine ›Plan‹ im Sinne vorhersehbarer Koordination lässt viele Pläne zu. Diese Pläne lassen gleichzeitig die territoriale Geographie unberührt. Wenn man die ›Pläne‹ bevormundend gängeln will, entwirft man moderne Muster.



Hufen-Siedlung mit Häuser-Straßen (waagrecht) und Quergassen (vertikal, als Hauptstraßen auch angebaut)

Z. B. erschien beim PlanerInnenseminar zum Bebauungsplan (Notizbuch 66, 2006) die Feststellung der Eckgrundstücke je Baugrundstück ein Maß für die Durchlässigkeit abzugeben. Die Entwürfe warteten mit unerwartet vielen – jedes zweite bis jedes vierte – Eckgrundstücken auf. Diese Überraschung ist leicht zu erklären, weil der monolithische Zugang mit vielen Kleinstmonolithen ausstaffiert wird und lauter isolierte Einsiedeleien herstellt. Die »Ecken« sind also nicht den Eckgrundstücken an der Kreuzung von Straße und Gasse vergleichbar. Die sogenannte »Sackgasse« – historisch wohl die Gasse, die mit der Sackkarre befahren werden konnte – führt irgendwo hin und hat deshalb keine vorbeikommenden Leute, denen Kaufleute oder Handwerker ihre Waren und Dienste anbieten könnten. Diese Scheinecken geben jedem Grundstück den Status eines Einödhofes, der in der Flächenbesiedlung ausnehmend absurd ist. Da die »Sackgasse« nicht auf eine Gasse mündet, kann das Grundstück psychologisch, wie es die Bewohner von Einödhöfen oder Grenzhäusern an Chausseen tun, nicht einladend gebaut werden. Die Scheinecken stören die Botschaft der isolierten Abgeschiedenheit, der sie dienen und gleichzeitig widerstreben (s. Hülbusch, K.H. 2003 und 2006: 140 f.).

Dieser Gedanke entspricht der Überlegung, dass »Häuser« nebeneinander an der Straße stehen und die Gasse(n) parallel zu und zwischen den Parzellen verlaufen. Das Ziel der »Straße« sind nicht die Enden, sondern jedes einzelne Haus, bzw. ist im oben zitierten Krimi in jedem einzelnen »Presshaus« gelegen. Wir haben, in Anlehnung an die Vermutung des je häufigeren Gebrauchs der Bezeichnung »Straße« bzw. »Gasse«, den Zugang zu den »Häusern« die »Straße« genannt, den abzweigenden Weg zwischen den Parzellen hindurch in die Gemarkung oder irgend wohin die »Gasse«. In nordhessischen und niedersächsischen Siedlungen (Kleinstädten), die weitgehend klassizistisch zu Blockbebauungen überformt sind, wird die »Gasse« für Wege benutzt, die parallel zu den Parzellengrenzen von

Straße zu Straße ›gehen‹ (Brunst, K., Brunst, B. 1997). Das würde ja passen. Bei klassizistischen Straßensiedlungen wird außer den ›Quergassen‹ (s. Bürgstadt bei Miltenberg, Großstelzendorf im österreichischen Weinviertel) der rückwärtige Parallelweg zur Straße häufig auch ›Gasse‹ genannt. Und dann ist da noch die ›Kellergasse‹, die Polts Überlegung nach eine Straße ist.

Die Zonierung der Haushufen nebeneinander gereiht stellt den Weg her, damit das ›1. Haus am Platze‹ verlassen und erreicht werden kann. Jede Haushufe gibt anteilig ein Stück der Parzelle der Kommune, damit aus vielen Stücken ein Weg, eine Straße gemacht werden kann. Nur wenn Straßen hergestellt werden, gibt es Häuser und umgekehrt. Hier sei eine ›Ping-Pong-Erklärung‹ ausnahmsweise zugelassen: der Gebrauch von ›Häusern‹ setzt Straßen voraus, die Teil der Haushufen sind. Dagegen werden ›Gebäude‹ erschlossen, militärtechnisch verfügbar gemacht. Oder: die Straße und die Gasse sind kommunales Eigentum – die Erschließung gehört den Kolonisatoren oder Investoren und dient dem Zugriff auf die Fläche. Dieser grundsätzliche Unterschied zwischen Haushufen-Besiedlung und Blockranderschließung (s. Beekmann, H. et al. 2003) muss immer wieder bedacht werden.

Der Weg wird von Haushufe zu Haushufe weiter gereicht und macht am ›Ende‹ die Straße. Die nebeneinander gereichte Zonierung der Haushufen hat mit aufgehobenen Hufengrenzen den Weg zur Folge. Bis zur vorderen Hauswand wird die Richtung der Straße von parallelen Zonierungen, von Haus zu Haus begleitet. Der Wechsel der Richtung vom Weg zum Ort der Parzelle wird mit Schwellen und Grenzen lesbar gemacht, deren erstes Zeichen der Bordstein ist. Auch in kommunalen Regeln Ungeübte, Unerzogene sind diese Schwellen und Grenzen unmittelbar und intuitiv verständlich. Diese ›symbolischen Formen‹ (Bourdieu 1970/1974) müssen nicht gelernt werden, sie werden unmittelbar gedeutet (Walzer, M. 1987/ 1993: 95). Pierre Bourdieu erläutert dieses Phänomen am Beispiel der Museen:

» [...] wieso die Museen schon in den geringsten Details über Morphologie und Organisation ihre wahre Funktion verraten, die darin besteht, bei den einen das Gefühl der Zugehörigkeit, bei den anderen das Gefühl der Ausgeschlossenheit zu verstärken.« (Bourdieu, P. 1974/1983: 198)

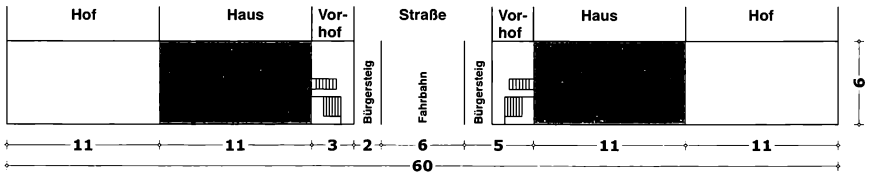
Es ist nicht gut zu erklären, warum fast alle TeilnehmerInnen eines Spaziergangs durch verschiedene Siedlungstypen mit je charakteristischer Bebauung und Bauorganisation, das Reihenhaushausquartier – nicht die Reihenhauszelle mit Wohnweg – zum bevorzugten Lebensort erklären und nicht das Einfamiliengebäude (gemäß Bärenweiler, R. und Cordts, H.J. 1992). Es muss die Unmittelbarkeit des Lesens und Verstehens sein. Die Benachbarung, die den architektonischen Entwerfern Angst macht, wird dabei in einen harmlosen Vorzug verwandelt. Denn die Länge der Straße ist absehbar und die Gasse, der Weg nach draußen und wieder

zurück leicht erreichbar. Tucholskys ironische Metapher – das hätten sie gerne, Vorne den Kuhdamm und Hinten die Ostsee – könnten wir praktisch wenden: die Straße, der Kuhdamm; der Hof, die Ostsee und zwischen drin ein ›Haus‹. Tucholskys Bild kann – Kuhdamm und Ostsee – für wahr genommen werden. Jedenfalls macht Tucholsky darauf aufmerksam, dass ohne ›vorne‹ und ›hinten‹, ohne Weg, Vorhof und Hinterhof das Dach über'm Kopf bestenfalls ein Wetterschutz, nicht aber ein Lebensort ist. Das entspräche doch genau Tucholskys Ironie des Nahe-liegenden, der ›Störungsfreiheit des Weltverlaufs‹ (Gehlen, A. 1957). So wie bei Polt die Kenntnis, wer zu welchem Presshaus gehört, notwendig ist, besteht die Straße nicht aus Fassaden sondern Gesichtern: Das Bild der Straße besteht in Gesicht-tern, deren Abwesenheit in zugehörigen Dingen identifiziert wird, stellvertretend. Das ›Gesicht‹ des Hauses sind Gesichter, die nicht dem Bild gleich gesetzt werden. Auch Kinder lesen die ›Gesichter‹ der Straße (s. Hülbusch, I.M. 1979, Hülbusch K. 1996) in Zeichen, die ›Abwesende‹ darstellen (Böse 1981, Riesmann, D. 1957, Gehlen, A. 1957). Wie wir denn allgemein alle möglichen Orte, wie z. B. die Straße (Hülbusch, K.H. 1996/2002), einen Platz (Bäuerle, H. und Theiling, Ch. 1997), dys-funktionale Freiräume (Hülbusch, I.M. und K.H. 1973/1974–1996, Heinemann, G. und Pommerening, C. 1979), nicht gemäß der anwesenden Menschen und deren Tätigkeiten, sondern nach unseren Kenntnissen von Anwesenheit, Tätigkeit und Verhalten lesen, damit wir uns darin bewegen können. Die uns verfügbaren Erfahrungen sind Voraussetzung intuitiver, spontaner ›Lesung‹ der materiellen Ausstattung eines Ortes – wir identifizieren die Orte, nicht der Ort uns – wie das die Propagandisten der Außenlenkung propagieren. Die Sicherheit wird mit der Kenntnis, vom ›1. Haus am Platz‹ *ausgehend*, festgesetzt. Der Weg zu einer Besor-gung muss einfach zu merkende Wege mit sicheren Bildern enthalten. Die alberne Idee der EntwerferInnen vom ›Bedürfnis nach Abwechslung‹ unterschlägt, dass Lern-Leerheit nicht das Gegenteil von erfüllter ›Übersichtlichkeit‹ und ›Störungs-freiheit‹ ist, damit innerhalb routinierter Sicherheit Begegnungen und Störun-gen (i. w. S.) geregelt und geordnet werden können. Auch der Stadt-(Siedlungs-) grundriss muss nicht ›interessant‹, sondern leicht nachzuvollziehen und wieder zu erkennen sein.

Von der Reihung zum Grundriss der Hufenbesiedlung

Die Reihung von Haushufen des Maßes von 6 m Breite zur Straße und 30 m in die Tiefe, im Verhältnis 1:5, stellt gereiht schmale Siedlungen her. Die Reihung von Haushufen muss eine sozialpsychologisch zuträgliche oder angenehme Länge bis zur Querung mit einer Gasse, die nach draußen führt, haben (s. Boudon, Ph. 1973). Empirisch enthalten sowohl Haushufen- wie Blocksiedlungen bei freundlich wahr-genommener Distanz von Gasse zu Gasse oder Querung zu Querung etwa 150 m Entfernung. Wer in der Mitte zu Hause ist hat also höchstens 75 m zu ›überwinden‹

bis zum ›Fluchtpunkt‹. Es ist, wenn wir die Rechnung fortführen, bemerkenswert, dass bei 25 Häusern à 6 m Breite je Reihe 150 m Länge der Straße von Gasse zu Gasse herauskommen. Bei 30 m tiefen Haushufen beträgt die Distanz/der Weg von Straße zu Straße 60 m, so dass Straße zu Gasse das Verhältnis von 2,5 : 1 aufweisen, was den Maßen des Treppenfures im Haus von 2,6 : 1 entspricht (Scharla, L. 2004: 110). Wir finden induktiv nachgewiesen immer wieder die Maße des ›sparsamen Rechtecks‹, das im Sinne Veblens (1899/1986) Ausdruck ›ökonomischer Schönheit‹ und praktisch erprobter Sparsamkeit ist, die an vielen Orten 100 und viele Jahre mehr hält und gegen modernistische Unkenrufe immer noch tüchtig ist (s. Wortmann, W., in Lucks, Th. 1993).



Die Haushufensiedlung ist linear geordnet. Alle flächenhaften Besiedlungen sind konzentrisch organisiert und von einer imaginären Mitte her entworfen, wie es seit dem Klassizismus bzw. mit der Einführung der Physiokratie empfohlen und ›modisch‹ wird. Eine Siedlung aus der Reihung ›sparsamer Rechtecke‹ hat einen regelmäßigen, orthogonalen Grundriss, dem – im Plan besichtigt – gerne das Adjektiv ›langweilig‹ attestiert wird. Nun, wie Kevin Lynch (1960/75) vermittelte, kommt es zur Orientierung oder – besser – für die Erinnerung und das Behalten auf einfache Organisationsmuster, die nicht verwirren, an. Da wir nicht von oben auf die Siedlung wie auf einen Plan schauen – like a bird or like God, he looks always from above – sondern hindurchgehen, ist ein einfacher Grundriss leichter zu behalten. Die Illusion des Grundrisses, –

»Die Baukunst ist durch den Architekten zur graphischen Kunst herabgesunken«
(Loos, A. 1910/2009: 64)

– mit der die EntwerferInnen um sich schlagen, ist beim Weg auf der Erde unbrauchbar. Die Originalität erhält eine Haus-Siedlung durch die Entscheidungen der Haus-Leute (Besitzer), über deren je eigene ›Wahrnehmung‹, Ausstattung oder Dekoration durch viele relativ harmlose Variationen des Materials, der Farbe, der Zäune, der Vegetation, der Gardinen u. a. Accessoires. Und nur solche können es sein, weil das ›Haus‹ und dessen Differenzierung für alle Einwohner dieselben Gelegenheiten vorzuhalten hat – also Spielereien nur störend wären. Ein Beweis dafür ist, dass sehr verschiedene Leute in unterschiedlichen familialen Konstellationen im Typus ›Haus‹ hervorragend zurecht kommen und nicht merken, wenn sie das Bremer Reihenhaushausquartier bejubeln, dass sie zuerst ›ihr Haus‹ bejubeln. Von dem behauptete einmal eine Nachbarin im

Gespräch, mit voller sozialdemokratischen Überzeugung, dass nicht alle eines haben könnten. Diese Einstellung nennt O. Ulrich (1978) das Privileg der ›halben Menschlichkeit‹ (s. Turner, J.F.C. 1977).

51

Die ›Gasse‹ ist der Zugang zum Markt und in die Gemarkung. Von außen betrachtet erscheint die Gasse wichtiger als die Häuser-Straße, weil hier der Ort für den Handel und den Verkehr zu finden ist. Die Definition der siedlungsgeschichtlichen Gasse zur ›Hauptstraße‹ ist genetisch unzutreffend. In Wien werden manche ›Hauptstraßen‹ siedlungsgeschichtlich zutreffend noch heute ›Gas-sen‹ genannt, auch wenn nur ausnahmsweise die ›Gasse‹, der Weg parallel zu den ›tiefen‹ Hufengrenzen, noch zu erkennen ist. Gleichzeitig ist verständlich, dass an der Gasse, auf die in kurzen Abständen viele Straßen münden und in der alle Leute, die irgendwo hin wollen, vorbei kommen, der ideale Ort für die Geschäfte von Händlern, Handwerkern und Gewerbetreibenden ist. Nun gibt es Einrichtungen, an denen ›niemand vorbei‹ kommt, im übertragenen Sinne: Schulen, Kindergärten, Kirchen, Verwaltungen, Polizei, deren Kundschaft kommt, auch wenn der Ort nicht am Weg liegt. Die alle können ohne Umstand in das Strickmuster aus Straßen und Gassen eingefügt werden und ›Platz‹ erhalten (s. Hülbusch, K.H. et al. 1972–73/1994). Hier kommt die Administration mit gerechneten Größen zum Zuge, was die Größe und Wiederholungen angeht. Und da gilt, dass die Dimensionierungen, wenn nicht abstrus dies und jenes zugerechnet wird, auch über weit mehr denn 100 Jahre gültig geblieben sind.

Freiräume

Der ›Pullover‹ der Hufensiedlung kann in alle Richtungen weiter gestrickt werden und sehr dicht sein, weil die Gasse z. B. sehr lang werden kann bis der Stadtrand, die Gemarkung erreicht wird. So wie das ›Außenhaus‹ und der ›Freiraum der Straße‹ (Boldte, C. 1975/76) bei der Haushufensiedlung sorgfältig bedacht werden muss, muss – wie für die Einrichtungen – auch ›Platz‹ freigehalten werden für Gelegenheiten, die nicht in der Straße untergebracht werden können und den Siedlungsrand spiegeln: absichtsvoll in den dichten Siedlungspullover hinein gestrickte ›Löcher‹. Bäuerle, H. et al. (1996) haben dokumentarisch belegt, dass ›Platz‹ in der Besiedlung nur dann besteht, wenn die Fläche dafür im Strickmuster der Hufensiedlung vor-, besser freigehalten und nur mit Fußboden und Dach ausgestattet wird (Böse, H. 1981). Und dafür sind die Orte an der Gasse, die eine geringere Nutzungsbindung aufweisen, bevorzugt. Dies gilt auch für Spiel- und Bolzplätze. Wie bei den allgemeinen Einrichtungen gilt auch hier, dass Menge und Verteilung rechnerisch definiert/überlegt werden müssen und nicht wie die Siedlung aus einer logischen Reihung hergestellt werden kann. Für das Haus ist eine BaumeisterIn nötig, die die Regeln handwerklich kennt und das Prinzip, den

Gedanken dazu versteht und praktisch erforderliche Variationen sinngemäß einführt. Das Haus verfügt mit dem Außenhaus über den privaten Freiraum und gibt einen Anteil an den kommunalen Freiraum, damit ein Weg für alle hergestellt wird: die gehen, die kommen, die vorbei gehen. Dass dieser Weg Schwellen, die zu überschreiten sind, und Grenzen, die durchschritten werden können, besitzt hat gute Gründe für die Sicherheit des Gebrauchs. Die morphologische Differenzierung des Wegs ist übrigens die einzige Veränderung seit 250 Jahren, die im Siedlungsbau bewährt ist. Diese Wege und deren lesbare Morphologie, an der alle möglichen Gemütlichkeitsklempner seit 40–50 Jahren ihr Mütchen kühlen (s. Athmann, A. 1980/81, Lucks, Th. 1989/93), sind, wie Gleichmann (1963) verblüfft konstatiert, offenbar die Voraussetzung für den häufigeren Besuch von ›Grünflächen‹ von BremerInnen. Innere Quartiersränder (s. Bäuerle, H. et al. 1996) müssen also, wenn die Besiedlung weiter gestrickt wird und der Siedlungsrand nicht mehr umstandslos erreichbar ist, absichtsvoll im Abstand von 300–600 m in den Grundriss hineingestrickt werden, so dass die Erreichbarkeit für Kinder ab 7–8 Jahren gewährleistet ist.

Die Gärten, die in der Ortssiedlung wegen der Kosten für Leitungen, Straßen etc. zu teuer werden, machen weitere Wege zulässig – aber sie müssen unverrückbar festgeschrieben sein und nicht Vorhaltefläche für Spekulationen.

2.6 Himmelsrichtung

Wo doch spätestens seit dem ›Haus in der Sonne‹ und dem Zeilenbau der 20er Jahre die Himmelsrichtung fürs Gebäude festgeklopft ist, wäre die Selbstverständlichkeit gegen die Süd-Nord-Exposition beinahe übersehen worden. Die Protektion der Sonnenenergie, die jeden Architekten zum Energietechniker stempelt, hat die Süd-Nord-Exposition erst recht legitimiert. Das Haus ist aber kein Tempel für den Sonnengott. Sowohl für das Außenhaus wie das Innenhaus ist demgegenüber die Ost-West-Orientierung der schmalen Außenseite des ›Hauses‹ erste Wahl. Im Tagesverlauf werden beide Hausseiten besont und erwärmt, während bei Südexposition diese Seite überhitzt wird und die andere immer unterkühlt ist. Bei Ost-West-Exposition werden über den Tag alle Zimmer belichtet und besont, das Haus gleichmäßig erwärmt, so dass überall ein gleichmäßiges ›Klima‹ besteht. Die beiden Seiten des Hauses sind anders und gleichzeitig gleich. Deshalb ist es auch unerheblich, ob das Haus auf der Ost- oder der Westseite der Straße steht. Für die beiden Höfe gilt dieser Vorzug ebenfalls. Morgens ist die eine Seite im Schatten, die andere in der Sonne. Abends ist es umgekehrt. Was ganz wunderbar das Prinzip des Hauses verdeutlicht: dass die Qualität immer ähnlich ist; im ›Haus‹, im Außenhaus, der Straße, dem Quartier ähnliche, vergleichbare Qualitäten erreicht werden. Die Konkurrenz der Lage, der Ausrichtung, der Repräsentation gehört im Gegensatz dazu dem Architektenentwurf, der mit dem Neid spekuliert

(s. Kap. Propaganda) und damit die Vergeudung (s. Bergfleth 1975/1985) zum Geschäft erhebt. Daraus und damit kann keine Siedlung, nicht einmal ein ›Haus‹ möglich werden.

Wenn wir die Reihung und Spiegelung von Hinterhöfen leichtfertig mal den ›Innenhof‹ einer Hufensiedlung nennen, dann hat dieser ebenfalls wie die Straße eine Ost- und eine Westseite, die im Tagesverlauf besonnt werden, so dass auch hier wieder das Mesoklima durch die Zirkulation melioriert wird. Der ›Innenhof‹ ist im Sommer gegenüber der Straße kühler und im Winter gegenüber der Straße wärmer – was ja leicht zu verstehen ist (s. Klima der bodennahen Luftschichten). Auch die Gasse, gelegentlich die ›Hauptstraße‹ genannt, die von Osten nach Westen verläuft – die Häuserstraßen von Süden nach Norden – wird von der klimatischen Melioration begünstigt, weil in relativ kurzen Abständen Häuserstraßen einmünden und so eine weitere Luftzirkulation und einen Temperatenausgleich begünstigen. Nicht zu vergessen ist die Tatsache, dass eine Siedlung aus Häusern u. a. auch eine hohe Oberflächenrauigkeit erzeugt, die insgesamt das beste Mittel zur Klimamelioration darstellt (s. Geiger 1961; Damman 1966). Auf die Frage der energetischen Schlaumeier, wie denn da die Sonnenenergie genutzt werden könne, haben wir eine einfache Antwort. Was wäre dabei die ›Häuser‹ mit Scheddächern zu bedachen. Das würde die Giebelständigkeit der ›Häuser‹ hervorkehren, die ja gerne mit ›traufständigen‹ Dächern im Sinne barocker Vornehmheit kaschiert wird.

3 Der Maßstab des Hauses

»Welche Frau verfügt schon über die Routine, mehrere Kinder aufzuziehen, einen großen Haushalt gut zu führen, einen Garten zu bearbeiten, sich auf die Wiederaufnahme der Berufstätigkeit vorzubereiten, eine gute Ehepartnerin zu sein und bei allem einen klaren Kopf zu bewahren.« (Hülbusch, I.M. 1978: 118)

Marguerite Duras schreibt fast noch drastischer:

»An einem Vormittag von fünf Stunden macht sie den Kindern Frühstück, sie wäscht sie, kleidet sie an, putzt das Haus, macht die Betten, wäscht sich selbst, kleidet sich an, geht einkaufen, kocht, deckt den Tisch, verpflegt die Kinder in zwanzig Minuten, schreit sie an, bringt sie in die Schule zurück, spült das Geschirr, macht Wäsche und den Rest, und den Rest. Gegen halb vier vielleicht kommt sie für eine halbe Stunde dazu, Zeitung zu lesen.« (Duras, M. 1988: 54)

Für unseren Geschmack ist das vielleicht stärker französisch getönt. Die Folgerung gilt hier wie da:

»Die Frau ist in den Augen der Männer eine gute Hausfrau, wenn sie aus dieser Diskontinuität eine stille und unauffällige Kontinuität macht.« (Duras, M. 1988: 54)

Das ist ganz unabhängig von der ›Figur‹, die den Haushalt besorgt. Wir können aber behaupten, dass, wenn ein Mann den Haushalt besorgt immer noch einiges

für die Frau liegen bleibt (s. Kaufmann, J.-C. 1992/2005). Eben »einen klaren Kopf behalten«. Merkwürdig ist es schon, dass Duras meint, die Frauen vor ihren Söhnen warnen zu müssen:

»[...] was die Frauen sich merken müssen: man soll sich nicht weismachen lassen, die Söhne seien anders als die Väter.« (Duras, M. 1988: 55)

Daran ist, wenn man so herumguckt, offenbar etwas Wahres. Und der Eindruck, dass die Töchter das gut finden, ist auch nicht von der Hand zu weisen.

»[...] eine Familienfrau hat einen vollen Beruf.« (Hülbusch, I.M. 1978/81: 120)

Ohne zu kaprizieren heißt das doch: »Haushalten ist ein Beruf«, der Fertig- und Fähigkeiten erfordert wie kein anderer Beruf und der aus täglich wiederkehrenden Tätigkeiten besteht, die täglich verändert, variiert werden müssen. Was immer ähnlich wiederkehrt wird tagtäglich von immer Neuem beansprucht:

»Man kann die Hausarbeit nicht auf Vorrat erledigen. Man kann die Strümpfe nicht stopfen, bevor sie Löcher haben, man kann das Geschirr nicht abwaschen, bevor es schmutzig ist. Manchmal nimmt die Arbeitsintensität ab, es entsteht richtige »freie Zeit«, vielleicht nachmittags zwei Stunden. Aber mit diesen zwei Stunden können wir nichts anfangen! Zu kurz, zu ungewiss, um einer regelmäßigen Tätigkeit »draußen« nachzugehen, sogar zu kurz, um auszugehen, da man von allem zu weit entfernt ist. So werden die zwei Stunden, die man rausgeschlagen hat, zu zwei Stunden entsetzlicher Langeweile, Einsamkeit und Trostlosigkeit.« (Broyelle, C. 1974: 44, zit. nach Hülbusch, I.M. 1978/81: 120)

Kein Handwerker würde einem Entwerfer, der, wie Loos sagt, von nichts was versteht bzw. nix kann, zugestehen, seine Werkstatt zu erfinden. Das Haus ist auch eine Werkstatt, die dem Beruf des Haushaltens (für) einer unvorhersehbaren Kommune genügen muss. Alle Entwerfer tun sich damit hervor, die »Gelegenheit« fürs Haushalten auszuschalten und daraus einen Ort für den Konsum von allen möglichen Konserven zu machen, eine Art reales Heimkino. »Lebens-Raum« für die »angestrengte und anspruchsvolle Junggesellenkultur« (Dams, C. 1990). Wenn wir behaupten, dass das Haus möglichst viele Zimmer haben muss, damit jede und jeder »ein Zimmer für sich allein« (Woolf, V.) hat, dann gibt es auch für die »zwei Stunden« einen Platz, der nicht von und mit anderem besetzt ist, der eine Tür hat, die zugemacht werden kann und für die »Teil-Zeit«, die ich verfügbar habe, kontinuierlich da ist. Auch das ist ein Vorrat. Mit dem ist es, wie mit den konkreten Vorräten oder den Vorräten für den Winter oder den Sommer. Die konkreten Vorräte für den täglichen und zufälligen Hausgebrauch brauchen einen Platz: Kartoffeln, Marmeladen und Eingemachtes, Reis, Mehl, Salz, Tee usw., usw. Der Platz dafür

»[...] ist unersetzlich, wie eine große Küche, wie ein Hof.« (Duras, M. 1988: 68)

Der Begriff des »Haushaltens« ist vor allem von der politischen Verwaltung vereinnahmt und diskreditiert worden. Die behaupten immer, wenn sie mehr Geld ausgeben wie einnehmen, sie hätten gut »gehaushaltet«. Die Einnahmen werden

erhoben – die Ausgaben werden gemacht. Gegen die ›Erhebung‹ kann man sich nicht erheben. Die Verausgabung wird willkürlich durchgeführt. Die Rechnung, die am Jahresende durchgeführt wird, ist mathematischer Art ein Vergleich von Steuereinnahmen gegen Ausgaben – mehr nicht. Wenn die vielen Millionen Haushalte so mit Geld hantierten, das sie nicht haben, wären die alle – bis auf die Reichen – so bankrott wie alle Regierungen. Auch Unternehmen machen keinen Haushalt sondern Gewinn- und Verlustrechnungen, Ausgaben durch Kosten gegen Einnahmen durch Verkauf. Im Haushalt werden keine verkaufsfähigen Waren hergestellt. Hier wird der Unterhalt, nicht im Sinne der Unterhaltungsindustrie, der Mitglieder des Haushalts – nein, nicht hergestellt, nicht bereitgestellt – gemacht. Wenn von den Entwerfern der ›Haushalt‹ als Freizeitunternehmen à la Bauhaus eingerichtet wird, wird die materielle Voraussetzung dafür aufgehoben. Der privatistische Konsumtempel besteht in einer Einnahme- Ausgaberechnung, die der Verwaltung vergleichbar ist. Und da in der Regel die Einnahmen für ein privat verwaltetes Unterhaltungsetablisement nicht ausreichen, muss mit einer Ausstattung gehaushaltet werden, die dafür nicht gemacht ist. Es ist etwa so, wie wenn man mit 'ner Dampfwalze ein Autorennen gewinnen will.

In der Verwaltung herrscht die Einbildung, dass ein ›Arbeitsplatz‹ mit einer Tätigkeitsbeschreibung zu umschreiben und für die Bezahlung nach Tarif zu definieren sei. Diese ›Beschreibungen‹ sind kabarettreif und so getrimmt, dass der Tarif für genau diese Stelle herauskommt. Was wiederum nichts mit der Arbeit selber zu tun hat. Das gilt selbstverständlich auch für Professoren, bei denen die Beschreibung meist auch nichts mit ihren Tätigkeiten, vor allem den pädagogischen, zu tun hat. Aber weil der Beruf des Haushaltens nicht beschrieben, nur mehr oder weniger genau an sehr verschiedenen Beispielen vorgeführt werden kann – Beispiele, deren Ähnlichkeit nicht unmittelbar zu erkennen ist –, meinen alle, den Platz dafür, die Gelegenheiten fürs Haushalten abschaffen und mit irgendwas, wie's ihnen gefällt, ersetzen zu können.

3.1 ›Ein Haus‹ – nicht eine Wohnung

Der Maßstab – gemäß Veblen die ›ökonomische Schönheit‹ – der Stätte für den Haushalt, der doch immer nur in Geschichten und Anekdoten erzählt werden kann, kann nicht, wie z. B. der Tisch, der Stuhl, der Spaten u. a. empirisch genau, unmissverständlich, auch hinsichtlich des konkreten Gebrauchs, bestimmt werden. Dies haben Entwerfer, Politiker und Spekulanten zu einem Glücksfall, der alle möglichen Zuschreibungen und Auslegungen zulässt, erhoben. Dabei ist dann ›ganz zufällig die Mietskaserne‹ (Hegemann, W. 1930/1988) mit all den besungenen und immer wieder vorgebeteten Vorurteilen herausgekommen. Beim Stuhl, Tisch, Hammer, Spaten, die erfahrungsgemäß vervollkommen wurden, hat die Spekulation keine Chance, weil die Prüfung unmittelbar erfolgen kann.

»Wenn man die Ursachen [und die Folgen, Anm. d. Verf.] nicht reproduzieren kann, bleibt nichts anderes übrig, als sie aus ihren Wirkungen zu folgern.«

(Ginzburg, C. 1983: 84)

Weil aber das ›Haushalten‹ keine materiellen Spuren hinterlässt, muss das Indizienparadigma der ›retrospektiven Wahrsagung‹ – wie übrigens beim Spaten, Hammer etc. auch – erweitert werden durch Erprobung. Wie macht man das, wenn man nicht dem ›Unsinnsgenerator der Befragungsempirie‹ (Hard, G. 1996: 43), die hier unter dem hochtrabenden Etiket ›Wohnbedürfnisbefriedigung‹ firmiert, verfallen will (s. Gronemeyer, M. 1977)? Auch der ›teilnehmenden Beobachtung‹ (Zimmermann, J. 1977) steht das Feld nicht offen. Ginzburg hat in seiner ›Epistemologie der Indizienwissenschaft‹ auch eine Variation zu unserem Fall erörtert: ›das Paradigma der Verallgemeinerung‹ (Ginzburg, C. 1983: 80). Wir können diese Variation der ›Verallgemeinerung‹ auch das ›Paradigma des Vergleichs der Fälle‹, wie diese von allen gegenstandssystematischen Wissenschaften (Indizienwissenschaften) geübt wird, nennen. Und dies allein, weil der ›Gegenstand, über den berichtet, nachgedacht, überlegt werden soll, allen bekannt ist‹ (Schmithüsen, J. 1963). Wenn wir Gebäude, die zum Wohnen oder Hausen dienen, miteinander sorgfältig vergleichen (s. Hose, G., 1983/91, Harenburg, B., Wannags, I. 1991, Theiling, Chr. 1994), kriegen wir zuerst Ähnlichkeiten und gravierende Unterschiede heraus, deren Deutung ohne Maßstab offen ist. Alle o. g. AutorInnen führen einen Maßstab ein: das Bremer Haus. Der Vergleich beweist, dass alle Vorwände gegen das Haus, selbst bei der billigsten ökonomistischen Betrachtung frei erfunden, gelogen und emotional vereinnahmende politische Vorurteile sind (AutorInnen 1992, Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung, Notizbuch 24). Was beweist das schon? Wenn wir nicht auch die vielen Beiträge hätten von Leuten, die wenig mit dem Bauen, aber viel mit dem Leben und Verstehen zu tun haben. Diesen Pfad haben I.M. Hülbusch und H. Böse von ihrem Lebens- und Lernalltag ausgehend wieder eröffnet. M. Duras und H. Arendt zählen zu den schon vor langer Zeit geschriebenen neueren Hinweisen. Damit sind wir immer noch nicht beim Haus, an dem es so gut wie nix mehr zu drehen gibt – so wenig wie einige Glatthaferhalme ein Queckengrasland nicht in eine Glatthaferwiese verwandeln.

Der Haushalt – egal wer und wie er organisiert oder über die materiellen Bedingungen dieser Werkstatt erschwert oder erleichtert wird – muss getan werden. Es kann aber doch nicht sein, dass die Entwerfer immer bemüht sind, ihre ›Bemühungen‹ so einzurichten, dass der Gebrauchswert – das ist der Maßstab des Haushalts – zeitgerecht immer gegen 0 geht. Die Erzählungen zur Haushaltung des Haushalts, die in vielen Studien immer wieder nachgewiesen und erweitert werden, lassen den Schluss zu, dass der praktische, lebendkundige und sparsame Typus des ›Bremer Hauses‹, der natürlich nicht nur in Bremen vorkommt und deshalb nur ›Das Haus‹ genannt wird, die Quintessenz der Erfahrung akkumuliert.

Das ›Prinzip‹, der Gedanke der Erfahrung, die mit der Zeit vervollkommnet wird, ist in Regeln – bewährten Formen – manifestiert worden. Die sind auch nicht äußerlich zu erkennen. Vergleich und präzise Wiedergabe sind zunächst erforderlich zur Abbildung des Typus, in dessen Abstand/Unterschied alle anderen (nach Panofsky, bei Bourdieu) geordnet werden können. Lutz Scharla hat (2004) in einer Studie den Typus und die Regeln des ›Hauses‹ ausgeführt und sowohl organisatorische, bautechnische, bauökonomische und kursorisch gebrauchstüchtige Merkmale von der Regel des Grundrisses und der Morphologie solide und übersichtlich, die bisherigen Studien ordnend und nach der vollständigen Organisation ausgeführt, dargestellt: die Regeln hinsichtlich der Maße und der Ordnung der Etagen mit den erstaunlich vielen, unauffälligen Kunstgriffen, die das ›kleine Haus groß machen‹ für den Gebrauch und dessen allgegenwärtige Variationen. Dies ist die Voraussetzung, dass dieses Haus nach 100, 150 und mehr Jahren aber auch nichts an Brauchbarkeit und Nachfrage eingebüßt hat – ein knappes Gut ist, weil seit 60–80 Jahren die immer schneller abgetakelte Moderne errichtet wird. Die kluge Studie von Lutz Scharla, nach vielen Beiträgen des Überlegens, Sammelns von vielen Leuten, dem Studium der Literatur, geht von der These aus, dass das Haus hinreichend begründet und an einem idealtypisch vorausgesetzten Fall genau aufgenommen und nach allen Kunstgriffen gewürdigt werden muss; inkl. der Tatsache, dass die Regeln z. B. die Tischlerarbeiten – Fenster, Türen, Treppen – in Serie herstellen ließen. Auch die Maße nach ›Stellwandfläche‹ und für ›Zimmerwege‹, der ›Treppenflur‹, das sparsame Rechteck, die ›lichte‹ Höhe, gehören dazu. Damit wird die Aufmöbelung und der Freiraum für Gebrauch und Ausstattung dargelegt.

Wie schon bei Georg Hose (1983) ist dokumentiert, dass der berufliche Bauplaner auch beim Reihen-Haus (i. w. S.) vornehmlich den Bau und den Grundriss sieht. Dies ist auch bei Lutz Scharla – weniger ausgeprägt – der Fall. Das Hof- und Hochparterre, so sehr sie vom Bau her gesehen werden, benötigen zur Praxis den Vorhof und den Hof mit all' den Regeln zur ›Zaunkunde‹ (Böse-Vetter 2004), zur Kunde über die Schwellen (Hülbusch, K.H. 1996/2002), die Wege (Straßen) und die Gassen – alle ausgehend von ›Innenhaus und Außenhaus‹ ziseliert und formuliert. Wenn wir den Gedanken des Hauses aufnehmen, dann wird es nötig, die Reihenfolge mit dem ›Außenhaus‹, dem Territorium zu beginnen –

»So wie frühere Zeiten die Familie mit einem greifbaren Stück Privateigentum identifizieren konnten, [...]« (Arendt, H. 1958/2010: 327)

So, wie es zutreffend auch immer ›Hof und Haus‹ heißen muss. Das ›Parterre‹ ist ohne Hof so wenig möglich wie die Etagerie. In der Arbeit von I.M. Hülbusch (1978/81) steht natürlich schon drin und ist besonders ausgeführt, dass das Außenhaus die Voraussetzung für das Innenhaus ist. Wahrscheinlich war die Metapher von ›Haus und Hof‹ dafür prägend. Das Außenhaus ist immer auch der Ort für die Orientierung in die ›Welt‹, der »soziale Raum«, dessen Brauchbarkeit

nur über die Grenzen und die Schwellen definiert wird. Sonst gibt es nicht mal andeutungsweise empfehlenswerte Ausstattungen, erst recht keine Möblierungen wie im Innenhaus, weil die Variation des Gebrauchs unvorhersehbar ist und ständig wechselt – mit den Jahreszeiten, dem Wetter, den All- und Wochentagen, mit Ferien-, Schul- und Arbeitszeiten, dem Alter der Kinder und der Großen usw.. Das macht die Absurdität der Grünplanung mit dem Hang zur festen Installation und demonstrativen Ausstattungen noch mal deutlich. Auf ein solides Phänomen antwortet man nicht mit offenen oder zentralistischen Installationen sondern mit Grundrissen, in denen geordnet wird, was nach dem ›Paradigma der Verallgemeinerung‹ bewährt ist: ein Neutral-Grundriss ohne Hervorhebungen. Was dann im Haus Lebende mit Vorne und Hinten, Oben und Unten machen, wie sie das Vermögen des Hauses auslegen, entscheiden sie selbst. Obwohl im Grundriss keine Festlegungen enthalten sind, wird die individuell entschiedene Organisation – die äußere Ordnung, das heißt die sichtbare Einrichtung (Duras, M. 1988: 59) – des Hauses nach Gefühl erfolgen. Und dieses höchst ›individuelle Gefühl‹ ist, wenn wir die Einrichtung vieler Bremer Häuser miteinander vergleichen, höchst stereotyp, weil die ›innere Ordnung‹ (Duras, M.) von ähnlichen Erfahrungen geleitet wird.

3.2 ›Außenhaus und Innenhaus‹

In der ›Soziologie der symbolischen Form‹ hat Bourdieu dargelegt, dass die ›Gestaltungen‹ (i. w. S.) nicht nur der Nützlichkeit sondern auch der Mitteilung, der Botschaft dienen – oder auch: dem freundlichen Empfang bzw. der Einschüchterung. Bei Zugängen bleibt z. B. die einschüchternde Wirkung auch dann bestehen, wenn man sie täglich benutzt. Der ›freundliche Empfang‹, wie er z. B. im Grundriss des Bremer Hauses organisiert ist, bedarf keiner Ermutigung. Wenn aber die alten, behäbigen Treppen über den Vorhof modernisiert und die Schwellen abgeschafft werden, verliert man den Halt sowohl beim Fortgehen wie beim Ankommen. Mit der sogenannten ›Offenheit‹ stiehlt der Entwerfer den Auftrag, lässt sich honorieren und gibt ihn dann zurück – sehr geschickt. Auch hier gilt ›bei Null anfangen‹ (T. Wolfe) ist unanständig. Erst die Beispiele lassen zu, dass die ›PlanerIn beim Kopieren erfindet‹ (M. Culot).

»[...] das Handwerk wendet nie einen Stein zuviel auf. Das Schmückende wird von ihm nicht gesucht, sondern zufällig gefunden; der Meißelhieb über das Notwendige hinaus tut sich sozusagen von selbst. Im übrigen schneidet er, da das Material hart ist, nur wenig ein.« (Alain 1926/1985: 176)

Auch die Regeln aus Erfahrung sind ›hartes Material‹, selbst, wenn die ›Silberprinzen‹ sie ignorieren. Denn alles, was sie hergestellt haben, ist bis auf wenige Fälle und anekdotische Beispiele nur erhalten, weil propagandagemäß die ›moderne Architektur‹ vom 1. Spatenstich an hochgejubelt und unter Denkmalschutz gestellt wurde (s. Wolfe, T. 1981/1993, Conrads et al. (Hrsg.)/Bauwelt Funda-

mente 100, S. 195 und 199). Bei »0« anfangen! Darin steckt nur Willkür. Die Kritik an der gesellschaftlichen Praxis wird von den Widersprüchen z. B. des Rechtsempfindens an den materiellen Zuständen oder der despotischen Organisation ausgehend geführt. Die »Praxis«, das sind die Regeln. Die »gesellschaftliche Theorie«, das ist die Erklärung oder Verständigung über die Prinzipien, die in der Praxis zu erkennen sind, »hinter« dieser Ursache, Absicht, Wertgebung, Machtverhältnisse usw. Spätestens seit Ende der 70er Jahre werden die Widersprüche technokratisch erfunden und gelöst, d. h. ständig vergrößert, weil die »Anamnese und die Diagnose« – oder die »Ikonographie und die Ikonologie« – aufgehoben und durch permanente Modernisierung ersetzt wurden. Denn alle sind jetzt politische Vertreter irgendwelcher Bewegungen und sind

»[...] besonders für diesen oder jenen Gegenmodernisierungsglauben [...]«

(Berger, P.L., Kellner, H. 1981/84: 20)

empfänglich und verbreiten dazu das Flair der wissenschaftlichen »Theodizee«. Das Haus, die Siedlung ist schon lange dem Fortschritt verfallen. Der Haushalt, die Kommune sind ohne Aufhebens aufgehoben worden. Wenn die Schule, die Hochschule, die Lehre, die Unterrichtung widersprüchlich ist, kann das gerade nicht durch moderne Architektur oder ministeriale Willkürverordnung behoben werden. Dieser polit-technokratische Wunderglaube an Investitionen und Reformen ist rührend treuherzig, wenn die Folgen der i. w. S. »Kohlschen Wende« (1982) nicht sowohl sozialpsychologisch wie politökonomisch so ruinös wären. Die »Reformen« der 70er Jahre haben eine Zeitlang noch getragen, weil die Handelnden noch altertümlichen Tugenden verpflichtet waren. Die Kohlschen Reformen – Kohl ist nur Gallionsfigur – haben den Rest an Erfahrung und Verantwortung abserviert und durch den Apparat, der heute kenntnislos und fehlerfrei nach Computerprogrammen dekretiert, ersetzt. Wenn wir daran erinnern, dass eine der zwar uralten bekannten Regeln des Lernens – »das exemplarische Lernen« – zu Beginn der 70er Jahre hoch und heilig auf den Schild gehoben und beklatscht wurde, ist die Folge sehr verwunderlich. Denn offenbar beginnt die 70er-Jahre-Version immer bei 0. Denn die materiellen Werkzeuge fürs Alltagsleben – das Bett, der Stuhl, der Tisch, der Herd, die Lampe, der Schreibtisch usw. usw., sind, wie Adolf Loos um 1900 schon weiß, alle fertig. Auch eine Tür ist zuerst einmal eine Tür. Und Unterricht ist Unterricht (Camus, A. 1995, Pennac, D. 2004). Und lernen tun wir und Kinder immer noch und mit Ertrag nach ganz altertümlichen Regeln, deren Prinzipien bekannt und immer zur Prüfung vorhanden sind.

Am Beispiel der Pflanzengesellschaften hat Sissingh (1969) dargelegt, dass die literarische Mitteilung gegen alle bekannten Regeln der Vegetationsanalyse »falsches Sehen« lehrt. Und dies, obwohl allen Beteiligten die Prinzipien (die Paradigmen) der Vegetationskunde bestens bekannt sind. So haben wir eben auch dem Klischee der Grünplanung die Einsicht in die Prinzipien des Freiraums (der

60 Freiraumplanung) untergeordnet. Das Primat des privaten und kommunalen Freiraums, an dem weder für Politiker noch Kapitalisten, Architekten, Grünplaner, Stadtplaner, Verkehrsplaner was verdienen können – der Freiraum gehört auch zu den freien Gütern – macht die Metapher von der ›Einmischung in die Architektur‹ verständlich. Die grünplanerische Dekoration ist immer nur Kaschierung, Ausgleichsmaßnahme, enteignende Augenwischerei. Wenn da ›Innenhaus und Außenhaus‹ geschrieben steht, ist einmal das vermittelte Programm ausgenommen. Und eine Botschaft: dass die Damen und Herren Entwerfer das Bitte berücksichtigen mögen. Was dann Rumpf (1979) in der Bauwelt mit einer heftigen Philippika getan hat. Und die SoziologInnen unzitiert mit billigen Übernahmen in drei Jahren erledigt haben (s. a. Protze, K. 2009). Es interessiert sie auch heute nicht. Doch die Einsicht, dass die FreiraumplanerInnen ihren Beitrag nur machen kann, wenn sie sich in die Architektur (i. w. S.) einmischt, muss direkter, unverblümter argumentieren. Denn der ›Maßstab des Hauses‹ ist gegenüber der Repräsentation immer gültig. Renate Feyl (2011: 461) erklärt diesen Maßstab mit einer Überlegung, die sie Elisabeth Vigée-Lebrun (1755–1842) zuschreibt:

»Sie wollte selber ein Haus kaufen, [...] sie [wollte] ein Stückchen eigenen Grund und Boden unter den Füßen haben [...]« (Feyl, R. 2011: 461)

Hier ist die Reihenfolge auch ›falsch‹, weil das ›Haus‹ den ›Grund‹ voraussetzt. Der ›eigene Grund‹ ist die *Konditio* – nichts sonst:

»[...] sondern Eigentum auf liegendem Grund.« (Feyl, R. 2011: 461)

Wir sind gewohnt nicht den ›Grund‹ sondern das Haus zu sehen. ›Das greifbare Stück Privateigentum der Familie‹ (Arendt, H. 1958/2010: 327). Wenn I.M. Hülbusch das ›Außenhaus‹ mit ›sozialem Raum‹ benennt, wird deutlich, dass die Menschen ohne dieses private Territorium ›ihres Platzes in der Welt beraubt sind‹ (Arendt, H. 1958/2010: 327). Es sei hier an die Überraschung von Peter Gleichmann (1963) erinnert, der nicht verstehen konnte, dass in der Häuserstadt Bremen die Menschen häufiger einen Spaziergang ›nach draußen‹ machten als in den Wohnungsstädten. Dies ist nicht verwunderlich. Denn mit seinem Territorium nimmt man Teil an der Herstellung des Weges und der Kommune. ›Die Straße als Freiraum‹ (Boldte, C. 1976, Böse, H. 1981. Böse, H. u. Schürmeyer, B. 1984/ 1989, Hülbusch, K.H. 1996) ist nicht zufällig allen irgendwie an der Ausstattung und Verwaltung beteiligten Experten ein Dorn im Auge, weil damit geklärt wird, dass die Bürger Eigentümer der Straße sind und die technische Verwaltung nur delegieren, nicht abgeben. Das gehört alles zum Haus.

Auch die Vorwände.

Diese werden vor allem von Leuten vorgetragen und begründet, die für sich selber das Privileg, wenigstens ein Einfamiliengebäude zu bewohnen, in Anspruch nehmen (Turner, J.F.C. 1978).

›Aber nicht alle können doch ein Haus haben‹, meinte eine Nachbarin in Bremen im

Gespräch. ›Warum nicht?‹ ›Das würde zu viel Platz einnehmen und zu teuer sein!‹
 ›Aber sehen Sie: die Neue Vahr bietet Fläche für Reihenhäuser, in denen mindestens doppelt so viele Leute leben können wie in der Neuen Vahr.‹ ›Mag sein; aber viel zu teuer.‹ ›Wieso, wenn wir alle staatlichen Subventionen aus den letzten 45 Jahren zusammenrechnen, hätten den Bewohnern die Häuser geschenkt werden können.‹ ›Geht trotzdem nicht.‹ Punkt.

Nach meinem Gespräch mit einer Nachbarin, die alle Vorwände aufzischte, die gemeinhin von Presse, Politikern und Entwerfern, Spekulanten nicht zu vergessen, verbreitet werden:

- ›nicht alle können ...‹
- ›nicht alle wollen ...‹
- ›es ist viel zu teuer ...‹
- ›der Flächenverbrauch ist zu groß und ...‹
- ›es gibt keine Zentralität ...‹
- ›das ist zu langweilig und monoton ...‹
- ›es ist spießig und kleinstädtisch ...‹
- ›das ist doch provinziell ...‹
- ›und der Städtebau fehlt ...‹
- ›das ganze ist doch kleinkariert ...‹
- und, und, und.



Ansicht eines Bremer Reihenhauses,
 Zeichnung von Wilfried Ring, aus NB 40 S. 151

Keiner dieser Vorwände ist gültig. Aber klar: Der Einwand gilt all' den Abkömmlingen der monolithischen Palladio-Villa gegenüber, von der die Herrschaften beim Haus träumen (s. Troll, H. 2005: 94 ff.). Und die, wenn man so herumschaut und über Land fährt, wie aufgebrezelte Baracken, feingemachte Notunterkünfte ausschauen. Alle diese Vorwände sind frei erfunden. Das gilt insbesondere für die Maß-, Mengen- und Kosten-Vorwände, die nicht nur die Herstellungskosten manipulieren. Die Gebrauchskosten und die Arbeitsumstände werden völlig unterschlagen. Dies alles wird funktionalistisch aufgeräumt. K. Wehrli (2002/04) hat ›Kunst‹ aufgeräumt und ungewollt den funktionalistischen Fetisch erklärt: Das Durcheinander des Alltags wird ordentlich in einem Warenlager der Ersatzteile gestapelt. Das gibt keinen Alltag obwohl alles da ist, was benötigt wird (s. Hülbusch, K.H. et al. 1972–73/1994) und sauber zentral dezentralisiert ist, damit's für Hausmeister und Buchhaltung gemütlich zu handhaben ist. Der Maßstab des Hauses ist der Haushalt. Selbst wenn die Vorwände rechnerisch zurechnungsfähig wären, sind sie gegen den Maßstab des Hauses unzulänglich.

›Wichtig ist dabei die Beachtung der qualitativen Unterschiede im Spektrum der Abhängigkeiten. Abhängigkeiten, die die unmittelbare Lebensbasis betreffen sind von qualitativ anderer Bedeutung für einen Menschen als Abhängigkeiten in einer Spielsituation.‹ (Ulrich, O. 1979: 156)

Selbst wenn den Funktionalisten der Haushalt und das Haushalten ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird, den Entwerfern unzugänglich bleibt, gilt der ›Maßstab des Hauses‹. Auch, wenn Adam Smith den Funktionalisten und Urbanisten das Urteil liefert:

»[...] Adam Smith [nennt] alle mit der Konsumption zusammenhängenden Tätigkeiten ›unproduktive Arbeit‹ [...]; aber er will damit Tätigkeiten bezeichnen, die einer ersthaften Überlegung nicht würdig sind, eben weil sie nicht produktiv sind. Die ausgesprochene Verachtung, mit der er von ›niederen Arbeiten und Dienstleistungen‹ spricht, die ›im Augenblick ihrer Verrichtung schon zunichte geworden sind und selten eine Spur oder einen Wert hinterlassen‹ [...]« (Arendt, H. 1958/2010: 122)

... aber das Leben zusammenhalten. Haushalten, das ist nicht konsumieren. Christel Neusüß hat im liebevollen Beitrag von der Tätigkeit ihrer Mutter resümiert, dass die ›Spur‹ ihrer Tätigkeit u. a. die erwachsenen Kinder sind, die dem Kapitalisten als Arbeitskräfte dann ›billig zu stehen kämen, bei einem Mairegen so vom Himmel gefallen, fix und fertig‹ (Neusüß, Ch. 1983: 184). Es ist völlig fehl, die Tätigkeiten des Haushaltens unter den ökonomistischen Zuschreibungen der ›Arbeit‹, der ›Subsistenz‹, der ›Primärproduktion‹ u. a. zu verhandeln. Dabei kommt bestensfalls die Kaserne mit Mensa des ›Roten Wiens‹ heraus, eine Kleinausgabe der französischen ›Philisterei‹ – der Industriekaserne oder des industriell inszenierten Klosters mit eigener Nachzucht. Genau das käme heraus, wenn

»[...] die empathisch als ›unbezahlte Arbeit‹ titulierte Hausarbeit endlich ins System der Lohnarbeit [...]« (Rutschky, K. 1994/2011: 75)

integriert würde:

»Dann allerdings müsste ein gesellschaftlicher Konsens über verbindliche Minimal- und Maximalstandards beim Kochen, Putzen, Spülen hergestellt werden und ihre Einhaltung einer Prüfung offenstehen.« (Rutschky, K. 1994/2011: 75)

Wir haben allgemein in den 70er/80er Jahren den Haushalt ökonomistisch erörtert, um dem Maßstab Gewicht zu geben. Nein. Weder der Haushalt noch das Haus sind ökonomistisch zu erklären und zu bezahlen. Was sollen Eltern heutzutage gegen die Zumutungen der Bildungsadministration tun? Die Eltern sind die Dummen und schuldig.

Ein analoger Schauplatz – zwischenbemerkt.

In jeder Gesellschaft gibt es Leute, die unterhalten, vornehm ›alimentiert‹, werden. Im Gegensatz zu unserer Konstruktion des Berufspolitikers gehören der ›Rat‹ und die ›Ältesten‹ zu den kommunal dienenden Tätigkeiten. Die Schamanen, die Priester, Lehrer, Heiler wurden für ihre Tätigkeit, nicht für ihre ungeprüften Erfolge, alimentiert – mit einem Einkommen ausgestattet. Wenn sie für messbare Erfolge, wie das von ahnungslosen Technokraten z. B. für Lehrer und Professoren gefordert oder eingeführt wird, honoriert werden sollen, hält die politische Willkür oder – feiner ausgedrückt – die geschmäcklerische Vetterles-

wirtschaft, die Despotie der Beziehungen und willkürlichen Vorlieben Einzug. Willkürliche Vorlieben und Vorstellungen, die zuerst die Schule seit 1965 und seit 1985 dann auch die Hochschulen zerrüttet hat und Lehrende/Unterrichtende zu billigen Prüfern der Anpassung an ideologische Motive und Absichten degradiert hat: der unmittelbaren Verwertbarkeit durch ›Investoren‹. Das höchststrichterliche Urteil zur angemessenen Alimentation von Professoren ist richtig, ändert aber real nichts. Ich garantiere, dass die Lehrenden, die unzulängliche Lehrer sind, am ehesten für Sonderprämien sorgen und anerkannt werden (s. Weber, M. 1919, Camus, A. 1995)

Die ›Volksküche‹ der Nazizeit ist in friedlichen Zeiten eine Not, wie das alle Menschen beweisen: es gilt hier immer nur – zur Not, weil man hier kein Gast, sondern nur geduldet ist. Wenn die Förderung je Essen z. B. den StudentInnen in Form von Bons, die in den Gaststätten der Nachbarschaft zur Zahlung eingereicht werden könnten, zur Verfügung gestellt würde, wäre die Wahl und das Angebot für StudentInnen sehr groß (s. Burckhardt, L. und Förderer, W. 1972). Das würde auch der Ökonomie des Stadtquartiers und dem Angebot der Einwohner dienen. Und dabei wäre die Einrichtung des Mensabetriebes – allein schon diese monströsen Gebäude – völlig unnötig.

»[...] der Enteigneten, die den uralte-heiligen Schutz des Lebens durch Familie und Eigentum, die Stätte für das Leben selbst und alle mit ihm verbundenen Tätigkeiten, verloren hatten, [...]« (Arendt, H. 1958/2010: 327)

»So wie frühere Zeiten die Familie mit einem greifbaren Stück Privateigentum identifizieren konnten, so begann diese Gesellschaft sich mehr und mehr mir dem greifbaren Kollektiveigentum, nämlich dem Territorium des Nationalstaats zu identifizieren, der [...] eine Art Ersatz für das private Eigentum Haus und Hof bot, dessen die besitzlosen Klassen beraubt worden waren.« (Arendt, H. 1958/2010: 327)

Die Vorwände gegen ›das Haus‹ sind auf dem Mist dieser Enteignung sublimiert worden. Von Leuten, die nicht kapieren, dass sie ihrer Enteignung das Wort reden oder davon träumen, an der Korruption einen Obolus zu erhalten, der ihnen gestattet, sich eine privilegierte Eigenheim-Villa zu gönnen. Die Vorwände gegen ›das Haus‹ werden geschmäckerisch, urbanistisch, ästhetisch, ökonomistisch und politisch begründet.

»Sie überschätzt die neutrale Sauberkeit, Bequemlichkeit des neuen Bauens, [...]. Sie unterschätzt den Termitencharakter, den die neue Sachlichkeit überall dort ausrichtet und unterstreicht, wo – wie in Arbeiter- und Angestelltensiedlungen – das Geld zur Babbit-Umgebung nicht reicht; [...]« (Bloch, E. 1962/1977: 219)

Nicht der Haushalt ist der Maßstab, sondern die äußerliche Dekoration, der Schatten:

»[...] denn der Philosoph hatte für die Illusionen der Maler und insbesondere der Bühnenbildner, die unsere Sinne so erfolgreich täuschen und uns eine Scheinwelt

vorgaukeln, nur Geringschätzung übrig.« (Gombrich, E.H. 1995/2009: 22 f.)

Ein Beispiel: das Pariser Fenster, das seit etwa 1750 modisch ist und in der Schrift von Marc-Antoine Laugier (1753/1989: 121) gelobt wird, weil dann mehr Landschaft zu sehen sei, ist seit etwa 20 Jahren wieder fein geworden, weil die Fassade eines Gebäudes damit großartiger wirkt. Die Folge sind waagrecht zu stellende Jalousinen, die den Lichteinfall beeinträchtigen und vor allem den Blick auf die Füße der Einwohner verhindern. Dabei ist längst bekannt, dass die Höhe der Fenster für die Belichtung des inneren Hauses wichtiger ist als die Belichtung des Fußbodens (Scharla, L. 2003). Wie auch annähernd bekannt ist, dass so 25–35 % Fenster in der Außenwand bei tiefen Zimmern ausreichend Tageslicht geben – weniger als 25 % oder mehr als 30 % dagegen (AutorInnen 1992, Miltenberg/Stadtränder) unter- oder überlichten die Zimmer und machen Räume oder Hallen daraus. Und das nur, weil's den Entwerfern auf den Eindruck der Großspurigkeit oder der Ärmlichkeit ankommt. Auch die Traufständigkeit mit symmetrisch monumentaler Fassade dient zuerst dem Eindruck der Großartigkeit oder der Anstalt.

3.3 Das Haus

Es ist im Ganzen der Ort für den Haushalt. Das heißt für den Aufent-Halt und das ›tätige Leben‹ am Tat-Ort:

»Es gibt sie, die vorbedachten Gelegenheiten für Ort und Weg. Real hergestellt werden sie durch Handlung. Wenn die Handelnden abwesend sind, denken wir diese beim Gebrauch der Begriffe Weg und Ort (Platz) hinzu.«

(Troll, H. und Hülbusch, K.H. 2002: 3)

Die BaumeisterIn und die PlanerIn muss das beweisen – mehr nicht. ›Das Haus‹ – Hof und Haus – ist sparsam, nicht ärmlich. Es ist völlig ungeeignet zur demonstrativen Vorführung. Das allerdings braucht das Alltagsleben auch nicht.

4 Regeln – Maße und Gewichte

4.1 Sparsames, tiefes Rechteck

»Nur, wenn der Haus- und Zimmergrundriss den Regeln der praktischen Benutzung folgt, kann auf wenig Grundfläche eine hohe Tauglichkeit erreicht werden.«

(Scharla, L. 2004: 79)

Für die Herstellung des Hauses ist das sparsame Rechteck das Maß im Ganzen, das bei fast allen Teilen wiederkehrt. Es ist Regel sowohl in der Möblierung, den Fenstern, Türen, Zimmern, dem Treppenflur, vom Grundriss bis zur Haushufe. Dabei hat dieses Rechteck die Richtung in die Tiefe, zum Beispiel die Tiefe des Zimmers (zur Lichtseite), die Tiefe des Hauses sowie die Tiefe der Haushufe, die immer von der Straße aus betrachtet ist. Ohne die Tiefe ist eine Zonierung nicht möglich, weil Abweichungen immer in Richtung zum Quadrat des Zentralbaus führen. Hiermit ist geometrisch geklärt, dass das »sparsame Rechteck« kein Quadrat sein kann.

Denn dieses hat keine Tiefe, weil alle Seiten gleich lang sind. Das entspräche der »Kaffeemühle«, die vom Rundbau abgeleitet ist. Das »tiefe« Rechteck ist sparsam, weil mit vergleichsweise wenig Fläche Zimmer gebaut werden, die gut belichtet, viel Stellfläche an den Wänden und insgesamt eine geschickte Möblierung ermöglichen. Ein Haus, wie auch ein Zimmer, hat bei gleicher Fläche im »schmalen Rechteck« *mehr* Platz als gleich große quadratische Gebäude bzw. Zimmer. Zudem sind die Wege im Haus einsichtig. Und nicht zuletzt: es ist ökonomisch sparsam hinsichtlich der Herstellungskosten (Scharla, L. 2004: 97).

Zimmer und Kammern

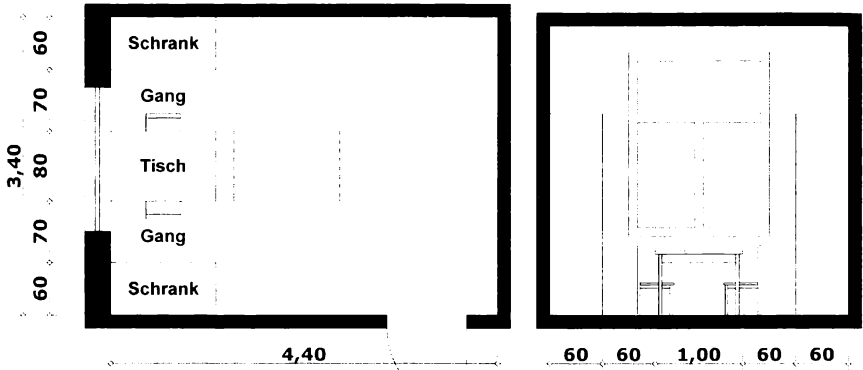
»Die Fenster an den Schmalseiten [...] bestimmen mit der Zugänglichkeit der Möbel die Organisation der Zimmer und führen zu geringer Fassadenfläche.«
(Scharla, L. 2004: 79)

Ist die Schmalseite eines Zimmers die Lichtseite mit den Fenstern und liegt der Eingang näher der entgegengesetzten Schmalseite, wird ein tief organisiertes Zimmer hergestellt. Die Möblierung mit Schränken und Regalen an den Längsseiten des Zimmers (oder der Kammer) ermöglicht die beste Nutzung von Stellfläche und unterstützt die Zonierung in die Tiefe. Beispiel: ein quadratischer Tisch für vier Leute muss größer sein als einer der schmal-rechteckig ist. Der allenthalben polit-demagogisch so beliebte »Runde Tisch« gibt eine schöne Graphik und vergeudete Fläche, weil für die gleiche Zahl Leute ein schmal-rechteckiger Tisch bei gleicher Tischfläche mehr Tisch bietet und weniger Fläche im Zimmer braucht. Die Illusion, dass am »Runden Tisch« alle gleich seien ist so albern wie die Tatsache, dass an einem runden Tisch alles immer runter fällt, wenn man's an die Seite schiebt.

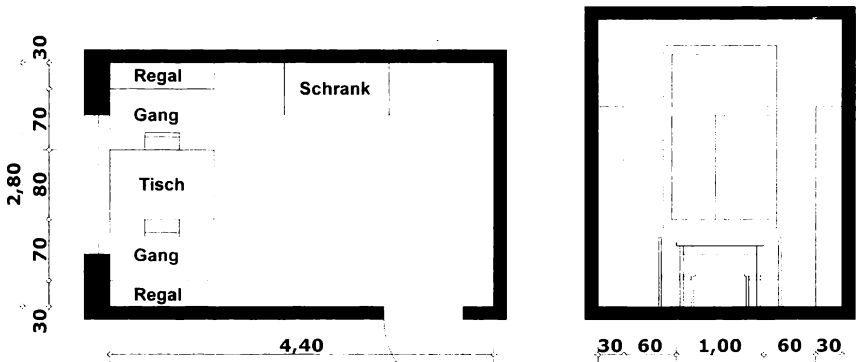
Die Möblierung bestimmt das Maß der Schmalseite des Zimmers

Schmale und tiefe Zimmer erweisen sich hinsichtlich der Möblierung tauglich, wenn die Schmalseite (der Lichtseite und der gegenüberliegenden Innenseite des Zimmers) zwischen 2,90 m und 3,40 m misst. Gewöhnlich steht der Arbeitsplatz mit Tisch und Stühlen am Fenster. Mit einer Breite von 2,90 m bis 3,40 m können auch mit Tisch an die Längswände Schränke gestellt werden. Das Zimmer ist dann noch als Versammlungsort nutzbar, wenn der Tisch in die Mitte des Zimmers gerückt und alle vier Seiten genutzt werden können. Jeder Zentimeter Breite mehr bietet bezogen auf die Möblierung des Zimmers keine Erweiterung von Möglichkeiten, sondern lediglich mehr Abstand, Ausweitung der »Gänge«, die zu einer teuren Fläche »Nichts« geraten.

In der Kammer mit einer Schmalseite unter 2,80 m wird es für die beidseitige Zugänglichkeit des Tisches eng. An den Wänden können hier gerade noch Regale aufgestellt werden. Schränke müssen an anderen Stellen der Längswand aufgestellt werden. Es gibt weniger »Spielraum« für die Möblierung.



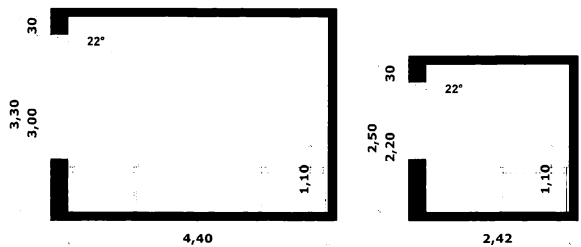
Grundriss und Schnitt eines Zimmers



Grundriss und Schnitt einer Kammer

Belichtung

Im Folgenden ist dargestellt und erläutert, woraus sich die Maße für eine brauchbare Höhe und die daraus resultierende Zimmertiefe ableiten.



natürliche Belichtung von Zimmern

»In der Bauentwurfslehre Ernst Neuferts (Stand 1984) ist ein Hinweis zu finden. Hier wird für die vorteilhafte Belichtung der möglichst schattenfreie Lichteinfall auf Arbeitsflächen in Zimmern benannt. Als Voraussetzung dafür wird ein Lichteinfallswinkel von $\geq 20^\circ$ angegeben. [...] Für einen bestimmten Einfallswinkel des Tageslichtes ist damit zwingend eine entsprechende Zimmerhöhe notwendig.« (Scharla, L. 2003: 5)

Mit einer Höhe von 3,30 m und hohem Fenster mit Sturz in Höhe von 3,00 m ist das Zimmer bis in eine Tiefe von ca. 4,40 m mit Tageslicht belichtet. Dann beginnt die Dunkelkammer. Damit ist das Maß für die Tiefe des Zimmers bestimmt. Mit dieser Tiefe ist Platz geboten für die Nutzung der Längsseite. Bett, Schrank und Regal gereiht ergeben z. B. 4,10 m bis 4,40 m (2,00 m + 1,20 m – 1,50 m + 0,90 m). Das heißt das Maß der Längsseite (Tiefe) mit 4,40 m ist auch bezüglich der Möblierung gut zu nutzen.

Die Maße des Zimmers sind konkret

Die Höhe der Fenster an der einen Schmalseite bemessen die Tiefe/die Längsseite des Zimmers und mit einem weiteren Zimmer auf der entgegengesetzten Schmalseite des Hauses die Tiefe des Hausgrundrisses von 10 bis 11 m sowie eine Gesamtbreite von 6 m, was je zwei große und zwei schmale Zimmer je Etage ergibt bzw. ein Verhältnis von 1 : 1,8 (Breite zu Tiefe).

»Das Verhältnis von Länge zu Breite bewegt sich mit 1 : 1,3, 1 : 1,4 und 1 : 1,8 um ein durchschnittliches Verhältnis von 1 : 1,5, womit alle drei Zimmer eine rechteckige Grundfläche haben. Das vierte Zimmer, der Treppenflur, ist mit 6,03 m mal 2,17 m und einem Verhältnis Länge zu Breite von 1 : 2,8 bedeutend schmaler als die drei [...] Zimmer.« (Scharla 2004: 89)

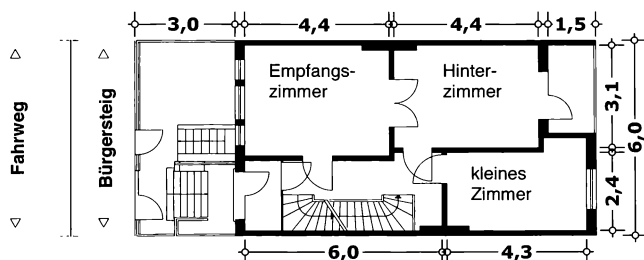
Bei 11 m² für die »kleinen« Zimmer und 15 m² für die »großen« Zimmer könnte beim Quadrat für 14,50 m² auf ein Zimmer mit den Maßen 3,80 × 3,80 m geschlossen werden. Es leuchtet ein, dass mit einem solchen Zimmer fast nichts anzufangen ist. Um z. B. wenigstens die gleiche Möblierung unterzubringen müsste das quadratische Zimmer also

$4,40 \times 4,40 \text{ m} = 19,40 \text{ m}^2$ groß sein.

So weiter gerechnet müsste dann der quadratische Gebäudegrundriss

$11,00 \times 11,00 \text{ m} = 121 \text{ m}^2$ groß sein,

statt 66 m² beim schmalen Rechteck mit dem Verhältnis von 1 : 1,8. Nicht zu übersehen ist, dass beim schmalen Rechteck die Türen in der Tiefe des Zimmers angeordnet werden können. Damit werden die Wege, die zum Zimmer gehören, ins Innere des Zimmers gelegt.

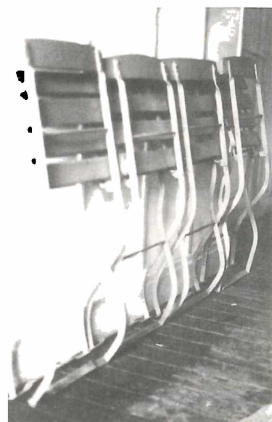


Die Tür zum ›Ort‹

Wenn die Tür von der Fensterseite des Zimmers in die Tiefe gelegt wird, tritt man von der entfernten Seite an den ›Ort‹. Die Besitzer des Zimmers wie Gäste haben im Zimmer Überblick und für den Gast Abstand zur Annäherung oder zum Empfang durch die BesitzerIn. ›Ein Zimmer für mich allein‹ billigt allen Mitgliedern des Haushalts die Verfügung, den ›Besitz‹ eines Zimmers zu. Dies gewährt die Distanz einzutreten oder wieder »abzudrehen«, bzw. einer Einladung bzw. »Abweisung«, die auch unausgesprochen (unaufgeräumtes Zimmer, bereits Gäste ...) bestehen kann, zu begegnen. Ich habe so mein Territorium und der »Gast« bricht nicht gleich einem Überfall hinein. Hiermit wird sowohl für den, der drinnen ist, als auch für den der hineingeht, Sicherheit im Verhalten möglich und das Zimmer ein Territorium. Die Tiefe des Zimmers stellt aber auch für den Gebrauch eine andere Qualität her als ein quadratisches Zimmer, in dem es nur Rand oder Mitte gibt. Das tiefe Zimmer ermöglicht viel mehr »Standorte« (vorne, am Eingang, hinten, am Fenster, Mitte, Rand, ...), so dass ich im Zimmer selbst eine Organisation/ Zonierung herstellen und nutzen kann. Man stelle sich mal eine unaufgeräumte »Ecke« in einem quadratischen Raum vor.

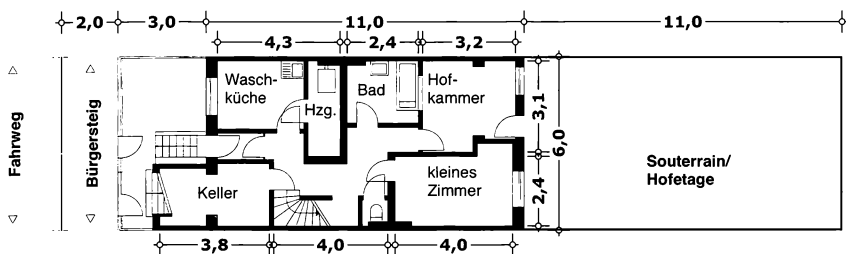
Die Maße des Zimmers sind für den Gebrauch sowohl als Küche, Arbeits-, Kinder-, Frauen- oder Männerzimmer bestens geeignet. Die »Zuteilung« ist teils im Grundriss mit der Etagerie angelegt, die bestimmte Gebräuche aufgrund der Lage der Zimmer nahelegt oder entsprechend der jeweiligen Anforderungen organisiert, z. B. ob ein Büro, Empfangszimmer, heute Stube, Studierzimmer und wie viele Kinderzimmer gebraucht werden.

Der Treppenflur ist ebenfalls ein sparsames, tiefes Rechteck und sichert die Organisation des Hausgrundrisses in die Tiefe. Der Flur ist der Weg zu den Zimmern jeder Etage und die Treppe der Weg in die »Abteilungen« der Etagerie. Die Maße der Schmalseite werden aus der Breite des ebenen Weges und des Weges in die Etagen addiert. Mit jeweils ca. 1,00 m kann man sowohl auf dem Flur als auch auf der Treppe aneinander vorbeikommen. Diese beiden Parallelwege, die jedem Funktionalisten die Zornesröte abringen würden, – auch wenn er eine drei Meter breite Halle wegen der Repräsentation entwerfen würde – gibt einen erstaunlich angenehmen Ort für die Ankunft und viel Gelegenheit fürs Ablegen von Mitgebrachtem, Mänteln, Hüten etc. Das ist, wie M. Monard (1979) aufmerksam am Flur der Geschosswohnung kritisiert, der Ort, wo Ankommende ›alles‹ liegen und stehen lassen können – müssen. Der Treppenflur hält mit Geländern ›Halte-



Im Treppenflur des Hochparterres

buchten« und viele Gelegenheiten vor. Er ist inklusive Windfang 6 m lang, damit das hintere Zimmer direkt vom Flur aus erreicht wird. Das Verhältnis von Schmalseite zu Längsseite für den Treppenflur beträgt im Hochparterre 1 : 2,8. Da sind schon viele Gäste gleichzeitig hinzustellen.



Grundriss Hofetage/Hofparterre

Jede Etage ist ein sparsames, tiefes Rechteck

»Rechteckige, schmale und tiefe Zimmer und deren Addition sind Voraussetzung und Begünstigung für einen ebenso rechteckigen, wie schmalen und in die Tiefe organisierten, flächensparenden Hausgrundriss.« (Scharla, L. 2004: 79)

Drei Zimmer (darunter ein kleines) und der Treppenflur ergeben den Grundriss der Etage. Die Addition der Schmalseite des Treppenflures, eines Zimmers und zusätzlich der erforderlichen Wandstärken für die Wände, die die Grenzen der Zimmer herstellen, ergibt das Maß der Schmalseite des Hauses. Auch hier sei auf den seitlichen Zugang ins Haus hingewiesen, der mit 2,20 m und zusätzlichen Wangen für die Stufen ins Hochparterre durchaus nicht kleinlich, sondern freundlich ausgelegt ist und nicht schon beim Ankommen die Schultern vorsorglich zusammenziehen lässt. So gelingt es die Wege im Haus, im Gegensatz zu zweihüftigen Mitteleingängen, übersichtlich zu ordnen. Die Längsseite wird aus der Tiefe zweier Zimmer plus Wänden berechnet. Da die Maße der Zimmer und des Treppenflures definiert sind, ist das Ergebnis eine schmal-rechteckige Grundfläche von 6 m × 10 bis 11 m. Diese Maße sind damit ebenso konkret wie die des Zimmers. Die »Bandbreite« in der Tiefe ergibt die Erweiterung der Kammer, die »vor Kopf« liegt, zu einem kleinen Zimmer, mit der am Hinterzimmer der Anbau einer Loggia einher geht (vgl. Scharla, L. 2004: 108 f.). Das sind jedoch geschickte Trickserien im Grundriss, von denen W. Benjamin behauptet, dass dies die Hohe Kunst »zur Interpolation im Kleinsten« wäre.

»Walter Benjamin hat Phantasie einmal definiert als die Fähigkeit zur Interpolation im Kleinsten. Fraglos führt das weiter als die gängigen Ansichten, die geeignet sind, den Begriff sachfremd zu verhimmeln oder sachlich zu verdammen. Phantasie in der produktiven Arbeit am Gebilde ist nicht die Lust am unverbindlichen Dazuerfinden, an der creatio ex nihilo. Die gibt es in keiner Kunst, auch in der autonomen

nicht, der Adolf Loos es zutraut. Jede eindringende Analyse autonomer Kustwerke führt darauf, dass das vom Künstler Hinzuerfundene, den Stand der Materialien und Formen Überscheidende unendlich klein, ein Grenzwert ist.«

(Adorno 1967/1996: 117)

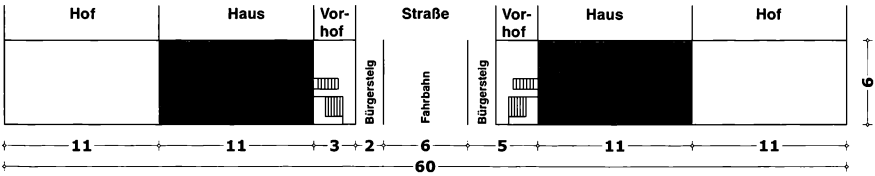
Mit der Tiefe im rechteckigen Grundriss der Etage wird die Richtung des Ankommens, eine Abfolge hergestellt. Im Hochparterre findet der »Empfang« vor der Haustür statt. Je nach Anlass oder Anliegen des Gastes wird man hinein- oder hindurch bitten oder heraus leiten. Im Hofparterre werden Vorräte gelagert oder Dinge zum Hof gebracht, z. B. ein Fahrrad. Auch hier hat der Weg durch das Haus eine Richtung, nämlich von vorne nach hinten (bzw. umgekehrt). Hier ist die Verbindung zwischen Vorhof und Hof organisiert.

Fassadenfläche, Anteil an der Straße und der Baugründe

Mit der Schmalseite an der Straße und zum Hof, wird die Fassaden-Außenfläche gering gehalten. Dies ist sparsam in vielfacher Hinsicht, bezüglich der Kosten für die Herstellung und der Unterhaltung des Hauses bis hin zu den Energiekosten (Scharla, L. 2003: 12, 2004: 97). Es wird ein entsprechend geringer Anteil an Bürgersteig und Straße nötig, wenn die Parzellenbreite der Hausbreite entspricht, wie es bei einem Reihenhauses üblich ist. So können viele Häuser an der Straße gereiht sein.

**Organisation der Haushufe und Reihung der Haushufen zur Siedlung:
sparsames Rechteck**

Die Breite der Haushufe wird vom Hausgrundriss zur Straße bestimmt. Für's Haus sind das 6 m. Das zweite Maß der Haushufe resultiert aus der Addition der Längsmaße von Vorhof (3 m), der Tiefe des Innenhauses (11 m) und des Hofes (ca. 11 m). Insgesamt misst dann diese Längsseite der Haushufe ca. 25 m. Das Rechteck der Parzelle hat ein Verhältnis von Schmalseite an der Straße zu Längsseite von 1 : 4. Als Fläche werden für den privaten Teil des Hauses ca. 150 m² benötigt. Wenn wir diesem privaten Anteil von 6 × 25 m noch den kommunalen Anteil, der zum Haus gehört (s. Hülbusch 1996) und bei 2,0 m Bürgersteig und 3 m Fahrweg 5 × 6 m = 30 m² groß ist, kommen wir auf insgesamt (mindestens) 180 m². Von der Straße durch das »Haus« zum Hof sind Voraussetzungen für die Zonierung von Haus und Hof organisiert. Die Maße der Haushufensiedlung werden regelhaft aus der Rei-



hung und Spiegelung von Haushufen an einer Straße abgeleitet. Die Gassen führen in Abständen von etwa 180 bis 200 m parallel zu den Parzellen in die ›Welt‹.

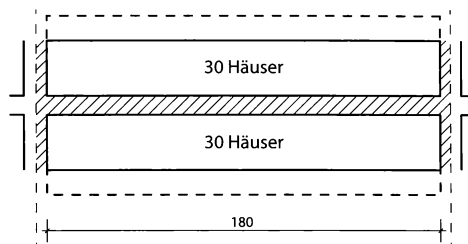
»Die Reihung der Schmalseiten der Parzellen wird zur Länge der Straße. Die Reihung wäre endlos, wenn es nicht in ›bestimmen‹

Abständen Quer[ungen²] gäbe, die Durchlässigkeit und Erweiterungsrichtung gewährleisten.« (Böse-Vetter, H. 2006: 127)

Die Gasse an der Schmalseite des Hufen-Rechtecks ergibt eine Gassenlänge von Straße zu Straße oder von Haushufenrückseite zu Haushufenrückseite von 60 m – zwei Haushufen-Längsseiten je 25 m plus der Straßenbreite von 10 m. Für dieses große Rechteck ist das Maß über die Parzellen und die Reihung definiert.

»Die Straße ist der Ort der Häuser und Plätze, die nebeneinander gereiht sind, so dass in die Tiefe der Parzellen zониert immer ähnlich Haus–Hof–Garten-Wirtschaften nebeneinander benachbart sind. Das Haus und allegorisch die Straße ist der Ort, von dem wir ›ausgehen‹. [...] In angemessenen Abständen müssen also im rechten Winkel zur Straße und parallel zu den Parzellengrenzen Durchlässe offen gehalten werden, damit die Straße verlassen werden kann und die Gemarkung oder entferntere Orte erreicht werden können. Diese anbaufreien Wege sind Gassen, die vom Ort und Zuhause in die weite Welt führen und wieder zurück.«

(Hülbusch K.H. 2006: 140 f.)



Hausdichte und gesamte Straßenlänge (aus: Scharla, L. 2006: 132, in NB 66)

Vom Zimmer bis zur Haushufensiedlung

Folgende Regeln und Prinzipien gelten für das sparsame, tiefe Rechteck unabhängig, ob es um das Zimmer, die Etage, die Haushufe oder die Haushufensiedlung geht. Das Rechteck resultiert aus der Addition ähnlicher Teile. Die Variationen der Maße sind gering. Die Maße der Teile, die ebenfalls Rechtecke sind, werden durch Gebrauch bestimmt, so dass sie »praktisch« sind, wie zum Beispiel der Tisch, das Bett, der Schrank, aber auch zum Beispiel die Maße des Treppenflures. Das tiefe Rechteck hat eine Richtung und kann daher nicht »umgedreht« bzw. »flachgelegt« werden. In der Organisation des tiefen Rechtecks ist eine Zonierung überlegt, die für den Gebrauch die Wege zu den Zimmern umstandslos gewährt – je nach Konvention und Anlass, Zugang oder Rückzug, die Nähe des Ankommens und Weggehens ebenso wie die Nähe zum Hof oder den Weg in die Etagen.

»Die Abgeschlossenheit des Privathauses, nach außen durch Vorgarten und Zaun deutlich betont, nach innen durch Vereinzelung und vielfältige Gliederung der

Räume ermöglicht, ist heute ebenso durchbrochen, wie umgekehrt mit dem Verschwinden der Salons, der Empfangsräume überhaupt, seine Aufgeschlossenheit gegenüber dem geselligen Verkehr einer Öffentlichkeit gefährdet ist.«

(Habermas 1961/1995: 245)

An diesen Regeln ist nicht zu rütteln. Ein Meterchen hier oder da, kann man nicht dies oder das, ist es denn nicht mit hier oder da noch was dran etwas großzügiger und gleich gut? Nein. Jede Ausweitung verkehrt – schneller als gedacht – z. B. den Treppenflur, das Zimmer zur Halle, den Vorhof oder Hof zum Abstandsgrün, das Haus schließlich zum Gebäude. In der Festlegung und bedachten Bestimmtheit der Maße und Regeln zum sparsamen, tiefen Rechteck, die so starr erscheinen, steckt die »Weite« der Auslegung, der Variabilität für den Gebrauch. Wir müssen das nicht noch einmal betonen: In dem von uns ausgewählten »Haus« (s. Scharla, L. 2004) haben wir vergleichend unsere Kenntnisse angelegt und das, was die Handwerker mit der Zeit gefunden und behalten haben, bewundert. So ist z. B. in den Häusern dieses Typs für den flotten Beobachter die Vorfertigung und Serienfertigung nicht zu sehen, die Bauhäusler auf ihre Fahnen proklamiert haben, ganz ohne Buhei angewendet und selbstverständlich improvisiert worden.

»Walter Benjamin hat Phantasie einmal definiert als die Fähigkeit zur Interpolation im Kleinsten.« (Adorno, Th. W. 1967/1996: 117)

Sieh da! und such' den Ausdruck dieser Gelegenheiten 'mal in Gebäuden und Grünflächen!

4.2 Zimmer, Kammer, Kabuff – Die »Zimmer Flora« –

Mit Stolz wird das neue Heim vorgeführt: »Dies ist unser Eingangsbereich und hier der Koch- und Essbereich, da drüben dann der Wohnbereich mit dem Sofa-bereich.« Bei modernen Grundrissen fehlen einem offenbar die Worte, die Großzügigkeit ist nicht zu fassen, geradezu unbeschreiblich. Althergebrachte Bezeichnungen wie »Zimmer« oder »Kammer« sind hier ganz Fehl am Platze, nicht nur weil sie im wahrsten Sinne des Wortes »hausbacken« klingen, sondern weil es Zimmer tatsächlich nicht mehr gibt.

Kaum einer benutzt heute noch das Wort »Wohnzimmer« geschweige denn »Stube«. Alle träumen und reden vom Wohnraum, Wohnbereich oder als neueste Schöpfung vom »Raumbereich«, weil das noch größer, weiter, höher, also irgendwie nach »Mehr« klingt. Die Bezeichnungen sind so diffus und hohl wie das Bezeichnete, der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Und, je leerer solch ein »Raum« ist, je nebulöser die Bereiche wabern, je ferner der Horizont liegt, umso vorzeigbarer wird das Ganze. Herrlich, aber wie so oft, zu schön um wahr zu sein. Denn mit »Bereichen« ist kein Haus zu machen. Denn: ein Haus hat Zimmer. Das klingt so, als wenn das Gleiche gemeint wäre: ja ja, ein Haus hat Räume ... wie banal. Nein, nicht irgendwie »Räume« sondern Zimmer. Und was ein Zimmer ist,

ist ziemlich präzise beschreibbar. Deshalb ist, wenn über einen Gegenstand gesprochen wird, eine Definition hilfreich, damit man nicht aneinander vorbeiredet. Als »Räume« in einem Gebäude gelten gemeinhin alle durch vier Wände, eine Decke, einen Fußboden, Tür und Fenster fixierte Schachteln. Aber nicht alle diese Schachteln sind Zimmer, so wie nicht alle Gebäude oder Bauten Häuser sind.

Das Zimmer ist von zentraler Bedeutung für ein Haus, es stellt die »maßgebliche« oder besser »maßgebende« Einheit dar, aus der ein Haus organisiert wird. Denn nach der Addition der Zimmer sind letztlich auch die äußeren Wände, die Grundfläche eines Hauses bemessen. Warum ist das Zimmer die substanzielle, »feste Größe« eines Hauses? Was leistet es und warum ist es – genauso wie auch das Haus – nur in einem eng definierten Rahmen abwandelbar?

Die eigenen vier Wände

Zum eigenen Dach über dem Kopf gehört ein eigenes Zimmer, die eigenen vier Wände. Jeder muss sich in ein eigenes Zimmer zurückziehen, sich einrichten können und auch Platz für Besuch haben. Ein Zimmer ist nur dann individuell oder gemeinsam sicher nutzbar, wenn es den Rückzug oder Separierung zulässt. Dazu müssen Zwangskontakte und Störungen durch Kommen und Gehen ausgeschlossen sein, weil darin immer das Moment der (beiläufigen) Kontrolle enthalten ist. Die Voraussetzung für familiäres Zusammenleben ohne Zwangsgemeinschaft ist, dass man sich »aus dem Weg gehen kann«, weil jeder seine eigenen Vier-Wände hat. Um sich aus dem Weg gehen zu können gehört zu jedem Zimmer ein Stück Flur vor der Zimmertür, ein von anderen Zimmern unabhängiger, häuslicher Weg.

Die Errungenschaft³, dass Häuser als Zimmerhäuser organisiert werden, ist seit geraumer Zeit in Auflösung begriffen. Das Verschwinden der Zimmer und der Grenzen im und am Haus beschrieb 1962 Jürgen Habermas als

»heimliche Aushöhlung der familialen Intimsphäre. [...] So wie die Türen innerhalb der Häuser [...] verschwinden, so verschwinden die Zäune zwischen den Nachbarn.« (Habermas, J. 1976: 190)

Begeben wir uns auf die Suche nach einem Haus für eine 4-köpfige Familie. Wir brauchen pro Person 1 Zimmer, macht 4 Zimmer. Dazu 1 Elternschlafzimmer, die Küche, eine gute Stube und dann noch Bad, Vorratskammer, Locus usw. Das Angebot an sogenannten Häusern, die real aber Einfamiliengebäude sind (Bärenweiler, Rainer, Cordts, Hans-Jürgen 1992), ist groß und nicht gerade preiswert. Davon abgesehen sind die Gebäude unbrauchbar, weil neben der repräsentativen »Halle« nur noch »Kabuffs« und keine Zimmer verbleiben. Die Idealversion für diese Einfamiliengebäude geht von zwei Leuten mit Hund oder Katze aus und von 2 bis 3 Autos. Erst mit Garagenflügel aufgeplustert, bekommt die Fassade Volumen und

³ eine vergleichsweise »junge« Errungenschaft der Neuzeit

Fasson. Weil das ›tägliche Familienleben‹ darin nicht vorkommt, eher störend ist, werden keine Häuser mehr geplant, sondern Einfamiliengebäude entworfen, bei denen trotz 140 m² Fläche kein Platz für eine Familie ist. Dabei wäre, wenn wir in Zimmer rechnen, mindestens für 7 Zimmer Platz, was im Quadrat nicht zu bewerkstelligen ist.

Im Einfamiliengebäude wird dagegen über die Räume und deren Funktion mit viel Aufwand ein Geheimnis gemacht, als ob es viel zu verhandeln gäbe. Egal wie viel Geld verfügbar ist, es wird eine äußere Form in m² festgelegt, die dann im Inneren nach Wichtigkeit und Vorzeigbarkeit zu einem sogenannten Raumgefüge komponiert wird. Aus dieser Perspektive wird von der äußeren Form wie bei einer Skulptur ausgegangen, bei der das Innere sekundär, mehr oder weniger verschiebbar, dreh-, dehn- und aussteifbar ist. Der offene Grundriß mit Durchgangsräumen, gefangenen Räumen, Küche und Treppe im Wohnraum enthält kaum noch Rückzugsmöglichkeiten, keine Wege oder einen unabhängigen Platz, der als individueller Spielraum wahrnehmbar und besetzbar ist. Im ›Loftwohnen‹ braucht man ja auch keine Wege, weil man nirgendwo hinkommt.

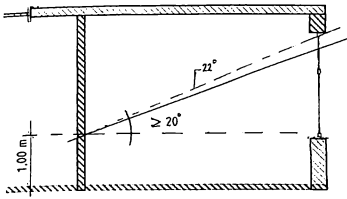
Für den Hausgebrauch, oder: Das Zimmer macht das Haus

Das Haus wird ›von Innen‹ her mit Zimmern aufgezümt. Das heißt gleichzeitig: das Zimmer ist eine ›feste Größe‹ mit eng bemessenen Maßen. Zu jedem Zimmer gehört ein Stück Weg, an dem, wie die Häuser an einer Straße, die Zimmer organisiert sind.⁴ Die ›feste Größe‹ muss nicht nach den Eventualitäten des Gebrauchs erfunden werden, weil diese bereits empirisch bewährt ist und hinsichtlich der Aufmöbelung für den Hausgebrauch vorgerechnet werden kann nach dem, was reinpaßt. Wo die Wohnskulptur den Gebrauch entwirft und diktiert, muss fürs Zimmer nur überlegt werden, was die idealen Maße sind, die alle eine ähnliche Organisation der Möblierung brauchen. Dafür sind die Erfahrung und deren Erklärung über Beispiele und Vorbilder zuständig.

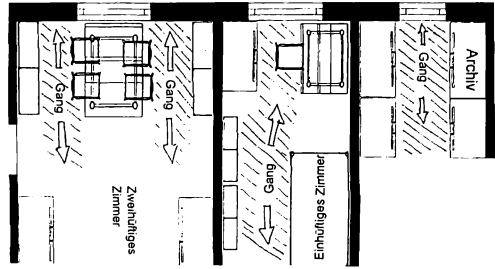
Zimmer

Die Dimensionierung eines Zimmers ist nicht fließend oder beliebig, sondern bewegt sich aus praktischen Gründen in engen Grenzen. Dabei sind nicht vordergründig die Quadratmeter entscheidend, sondern die Abmessung nach Länge und Breite. Die bestimmenden Größen eines Zimmers sind: die Länge bzw. Tiefe (›lichte Tiefe‹), die Breite (Möblierung), die Zimmerhöhe und die Lage der Zimmertür. Und zu jedem Zimmer gehört ein Stück Flur vor der Tür. Dies ist von zentraler Bedeutung, weil ein Zimmer immer unabhängig von anderen Zimmern an einem ›neutralen‹ Weg liegen muss, damit Kommen und Gehen ohne Zwangsstörungen und mit möglichst wenig Kontrolle verbunden sind.

4 hier könnten noch weitere Analogien genannt werden wie z. B. der ›einhüftige‹ Kreuzgang der Klosteranlagen



Prinzipiskez zur Graphik eines 4,30 m tiefen Zimmers mit 3,30 m Zimmerhöhe. (aus: Scharla 2004: 95)



zweihüftiges Zimmer, einhüftige Kammer und Archiv. (aus: Scharla 2004: 88)

Die Tiefe eines Zimmers wird durch die Belichtung begrenzt, die Breite von der Möblierung. Von der Höhe der Fenster und damit der Zimmer, hängt der Lichteinfall und die Belichtungstiefe ab. W. Böckmann schreibt dazu 1884:

»Ein Übermaß der Höhe für einen einzelnen Raum ist nicht leicht zu fürchten.«
(Böckmann, W. 1884: 76)

Wobei mit Rücksicht auf die Treppen und die Erschwerung der Verbindung der einzelnen Etagen die Zimmerhöhen nicht grenzenlos sind. Lutz Scharla (2003, 2004) gibt für ein Zimmer mit idealtypischen Maßen eine Tiefe von 4,40 m bei einer Deckenhöhe von 3,30 m an. Nach Maßgabe der Möblierung mit beidseitigen Schranktiefen, Lauffläche und mittigem Tisch beträgt die Zimmerbreite zwischen 2,90 m und 3,10 m. In diesen Abmessungen hat ein vollwertiges Zimmer eine Größe von ca. 14 m^2 mit einem Verhältnis der Breite zur Tiefe von knapp $1 : 1,5$. Dass die längliche Rechteckform von zentraler Bedeutung für den praktischen Gebrauch ist, ist keine neue Erkenntnis:

»Bei gleichem Flächeninhalt [...] ergibt sich somit für das länglich gestaltete Zimmer ein Mehr an disponibler Wandfläche gegen das Zimmer von quadratischer Form.« (Böckmann, W. 1884: 71)

Aber das muss mal wieder ins Gedächtnis gerufen werden. Wir haben nach diesen Überlegungen **die Maße eines Zimmers**

mit lichter Höhe von 3,30 m,
einer Tiefe von 4,50 m
und einer Breite von 2,90 bis 3,50 m definiert.

Dies ergibt eine Größe von ca. 15 m^2 .

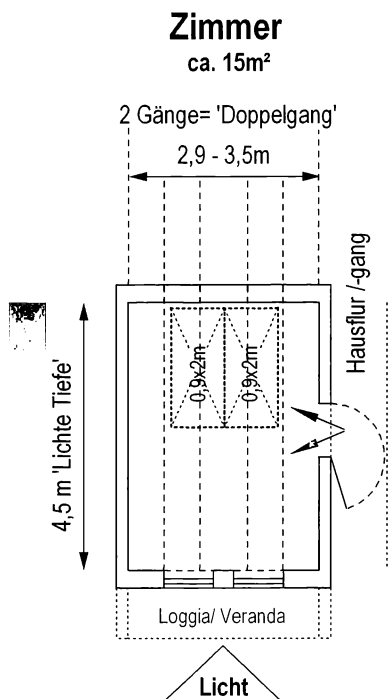
Innerhalb dieser Zimmergröße sind alle Möblierungen und Nutzungen und deren Veränderungen denkbar. Vom Einzelzimmer mit Schrank, Bett und Tisch, Esszimmer oder Stube, Elternschlafzimmer oder Arbeitszimmer mit Tisch und Regalen. Auch die Küche mit Schränken, Küchenmöbeln und Tisch hat in diesem Sinn Zimmerformat. Ein Zimmer in den genannten Abmessungen von rund $3,50 \times 4,50 \text{ m}$ kann alle möglichen Nutzungen aufnehmen: Eltern-Schlafzimmer und Wohn-

zimmer haben deshalb begrifflich zu recht den Zusatz »-zimmer«. Kennzeichen eines »vollwertigen« Zimmers ist, dass die Mitte besetzt werden kann, häufig mit einem Esstisch. Der Grundriss eines Zimmers hätte nach diesem Schema also zwei Gänge an den Längsseiten (vergl. Scharla, L. 2004: 88). Eine weitere Vorgabe ist: Ein Zimmer hat wie das Haus zwar 4 Wände aber – nur – zwei Seiten: eine Seite am Fenster und eine gegenüberliegende Rückseite. Im Zimmer beginnt, was letztlich fürs Haus gilt, dass es nur 2 Richtungen gibt: nach vorne und nach hinten.

Diese Voraussetzung könnte als unzulässige Beschränkung kritisiert werden, zumal beim freistehenden Haus. Warum keine Fenster in der Seitenwand und schon hätte man immens mehr Möglichkeiten der Abmessungen, Tiefen und Zuschnitte der Zimmer, des Hauses und

und und? Unsere »Setzung« ist darin begründet, das Nebeneinander und die Benachbarung von Häusern möglich zu machen. Das setzt bauliche Bedingungen voraus, mit denen unausweichliche Konfrontationen unter Nachbarn vermieden werden. Dazu gehört die Fenstern immanente Kontrollfunktion nach innen wie außen, die unter Nachbarn als Provokation – hier wie dort – wirken und tendenziell zum Rückzug führen. Die Markisen, Sichtschutzgestelle, Gebüsch und anderes grünes Bollwerk, mit dem der Abstandsstreifen zwischen Nachbarbauten bemäntelt wird, sprechen Bände über die Versuche, die »Bedrohung« mehr schlecht als recht mit unverdächtigen geschmackvollen Scheuklappen in Schach zu halten. Die Beispiele nicht nur bei Reihen- und Doppelhäusern, sondern auch z. B. bei freistehenden gründerzeitlichen Mietbauten oder bei mitteldeutschen Bauernhäusern weisen deshalb alle regelhaft fensterlose Außenwände zum Nachbargrundstück auf. Sie ermöglichen die notwendige Distanz und Koexistenz auf Gegenseitigkeit bei gleichzeitig größerer räumlicher Nähe. Das Zimmer, wie das Haus blenden also aus gutem Grund die Nachbarschaft aus, indem es nur ein Vorne und Hinten mit Fenstern gibt. Die Fenster an den Längswänden, den Stellwänden im Innern, sind zur Belichtung auch nicht erforderlich.

Auf einem rechteckigen Grundriss ist ein Zimmer in zwei Hälften »zonierbar«, einen helleren Platz am Fenster mit Kontakt nach draußen und einen zurückge-



zogeneren Platz an der Innenwand gegenüber. Die Lage der Zimmertüre, also wie das Zimmer betreten wird, ist maßgeblich dafür, welche Teile des Zimmers notwendig durchschritten werden müssen. Eine etwa mittige Lage der Tür in der Längswand bedeutet den kürzesten Weg ins Zimmer. Die Tür an der schmalen Stirnseite (einer Kammer) ist mit einer längeren Passage und etwas größerer Distanz verbunden.

Kammer (Das schmale Zimmer)

Eine Kammer ist eine reduzierte Form des Zimmers, genauer gesagt: ein schmales Zimmer. Die Kammer ist hinsichtlich der Spielräume eingeschränkt. Man verbindet mit einer Kammer im Unterschied zum Zimmer mehr Zurückgezogenheit. Als bescheidenes »Eigenes Reich« ist eine Kammer ausreichend, »klein aber mein«. Für Besuch und gesellige Versammlung braucht man ein Zimmer. Aber es gelten auch für die Kammer gleiche Regeln wie beim Zimmer. Die Deckenhöhe und (Belichtungs-)Tiefe sind gleich, die Breite wird von den Wandmöbeln definiert. In eine Kammer paßt ein Bett, ein Schrank, ein Regal und ein kleiner Tisch. Alle Möbel stehen an den Wänden, mit einem mittigen Gang. Im Unterschied zum Zimmer ist die Mitte dem Weg vorbehalten. Nach einer älteren Norm wird eine Kammer auch als »halbes Zimmer« bezeichnet mit einer Mindestbreite von 2,10 m und 6–10 m² Grundfläche. Die Bezeichnung halbes Zimmer ist nicht schlecht gewählt, weil sie ein zwar genauso tiefes aber eben schmaleres Zimmer als Kammer beschreibt.

Wir haben nach diesen Überlegungen **die Maße einer Kammer**

mit lichter Höhe von 3,30 m,

einer Tiefe von 4,50 m

und einer Breite von 2,0 bis 2,80 m definiert.

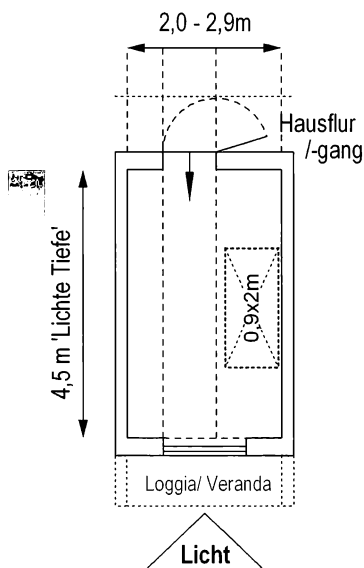
Dies ergibt eine Größe von ca. 12 m².

Der Begriff Kammer wird auch in anderen Zusammenhängen zur Kennzeichnung eines kleineren Rahmens verwendet. Als Kammerspiel oder Kammermusik werden Aufführungen in bescheidenem, intimmem Rahmen und mit wenigen Akteuren bezeichnet, bis hin zu der Bedeutung eines nicht bescheidenen sondern exklusiveren Rahmens.

Kammer

ca. 12m² ('halbes Zimmer')

1 Gang = 'Mittelgang'



Kabuff (Die kleine Kammer)

Den kleinsten Raum im Haus könnte man auch »Kleine Kammer« nennen. Lutz Scharla benutzt die Bezeichnung »Archiv« (Scharla, L. 2004). Ich verwende lieber den altertümlichen Begriff des Kabuffs; einmal weil er besser in die Reihe mit herkömmlichen Benennungen paßt: »Zimmer-Kammer-Kabuff«. Zum anderen aber auch, weil im Begriff und seiner Verwendung eine eher düstere, zuweilen muffige Stimmung mitschwingt. Ein Kabuff ist kein selbstständig nutzbarer, sondern vorrangig ein den Zimmern »dienender« und diese »entlastender« Raum. Um Dinge aufzuheben, zu lagern, abzustellen oder abzusondern, die nur gelegentlich gebraucht werden, dann aber in erreichbarer Nähe zur Hand sein sollten. Vorrats- und Putzkammern wären solche Kabuffs, und auch das Einzel-WC zählt dazu. Dachböden sind keine Kabuffs, weil sie häufig Dinge beheimaten, von denen nur angenommen wird, man könne sie noch mal gebrauchen. Aber ein Kabuff kann auch gelegentlich als Behelf wie eine kleine Kammer genutzt werden, wenn ein Bett unterzubringen ist. Im Vergleich zur Kammer ist neben der Breite häufig auch die Tiefe reduziert, und die Belichtung spielt wie die Deckenhöhe eine geringere Rolle. Das entscheidende Merkmal eines Kabuffs ist, dass es kein selbstständig nutzbarer Raum ist, sondern eine abhängige »Abteilung«, die dem Gebrauch der Zimmer und Kammern dient oder vielleicht auch, damit diese einen aufgeräumten Eindruck machen.

Wir haben nach diesen Überlegungen **die Maße für ein Kabuff**

mit einer Tiefe bis 4,50 m

und einer Breite unter 2,0 m definiert.

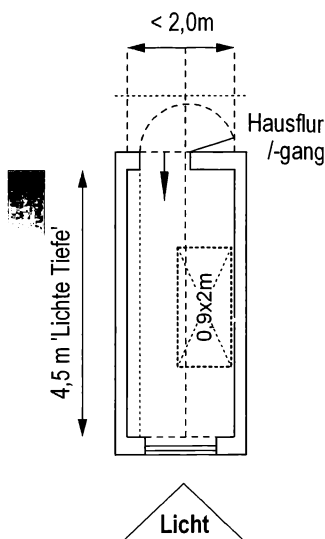
Dies ergibt eine Größe von ca. 9 m².

Während Zimmer von der Längsseite zugänglich sind, man den Raum also eher »mittig« betritt, werden Kammern über die Schmalseite erschlossen.

Kabuff

<9 m² ('kleine Kammer')

1 Gang = Seitengang"



Der Treppen-Flur (Vorhof der Zimmer)

Damit die Zimmer unabhängig voneinander gebraucht werden können, müssen sie einen gemeinsamen Weg – wie die Straße für die einzelnen Häuser – haben. Wenn der Weg von Zimmer zu Zimmer weggelassen wird, erhalten wir Durchgangsräume, kein Nebeneinander, sondern ein Nacheinander von Räumen. In barocken und klassizistischen Schlössern ist diese schier endlose Aneinander-

kettung von Räumen für Führungen wunderbar geeignet, weil die ›Zimmerflucht‹ ein seitlich dekorierte Gang ist. Diese Zimmerflucht ist tatsächlich eine Flucht vor dem Zimmer. Also, der Flur ist zuerst Weg sowohl zu den Zimmern wie über die Ebenen des Hauses, die ›Terrassen‹ (vergl. Moes, G. 2006). Weil der Treppenflur nebeneinander einen Weg für die Richtung und einen Treppenweg zu den Etagen (den Ebenen des Hauses) nebeneinander führt, gibt es Luft; man ist nicht eingezwängt, weil von Wand zu Wand ein Abstand von 2,20 m besteht. Mit den Maßen $2,20 \times 4,90$ m (ca. 11 m^2) **hat der Treppenflur die Maße einer Kammer**, der mit dem Windfang eine ›Loggia‹ vorgelegt ist.

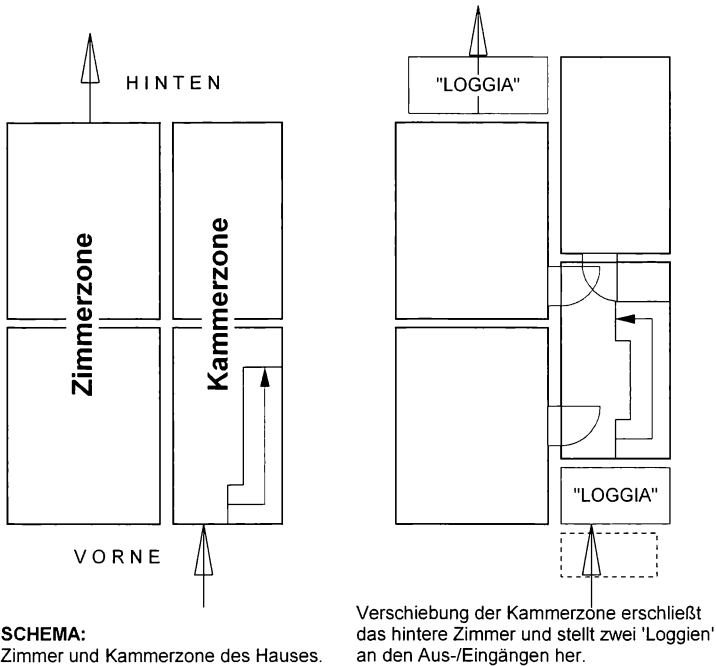
Wenn ein Haus vom Zimmer her, mit einem Stück Weg davor, gedacht ist, also in dieser Hinsicht »von innen« her aufgezümt wird, liegt die Analogie zu einer Parzelle an einer Straße nahe. Und wie bei einer Reihe von Hausparzellen an einer Straße führt auch der Flur von Zimmer zu Zimmer. Der *Türaufschlag in den Flur* ermöglicht das, was beim Haus der Vorgarten mit seinen Schwellen der Annäherung ausmacht. Das Öffnen der Zimmertür in den Flur führt zu einer kurzen Verzögerung beim Betreten des Zimmers. Besucher werden gegen die Laufrichtung soweit ausgebremsst, dass sie nicht mit der Tür ins Zimmer fallen. Und verschafft so im Zimmer einen kurzen Moment der ›Sammlung‹.

Wie der Vorgarten des Hauses ist auch der Hausflur nicht nur der ›neutrale‹ Weg ins oder aus dem Zimmer, sondern eine Gelegenheit kurzzeitig etwas neben der Zimmertür abzustellen. Prinzipiell jedoch ist der Flur unmöbliert, damit auf sparsamem Raum Platz zum Gehen, Stehen und Absetzen ist. Wie gesagt, den Platz vor der Zimmertür als eine Art ›Vorgarten‹ zu beschreiben wäre etwas zu weit hergeholt. Vor der Zimmertür ist die Notwendigkeit für Distanz und Kontrolle im Vergleich mit dem Haustürplatz an der Straße natürlich geringer. Aber selbst in der niederschweligen Version mit vertrauten Beteiligten kommen ähnliche ›Motive‹ und Regeln im häuslichen Umgang zum Tragen. In diesem Sinne kann dem Treppenflur auch die Bedeutung eines Vorhofes der Zimmer zugemessen werden.

In Analogie zum Siedlungsgrundriss wäre der Treppenflur genaugenommen wohl weniger ›Straße‹ als eher der Gasse ähnlich, weil die Gasse ja auch in die Tiefe zugänglich macht. Die Zimmer liegen an einer Gasse, was im Hofparterre mit dem Durchgang von der Straße zum Hof besonders auffällt.

Das Zimmer-Haus

Ein Haus ist im Prinzip ein ›Zimmerhaus‹ auf zwei Ebenen, das zur Erweiterung und Reserve Kammern im Hofparterre und im Dach enthalten kann. Im Vergleich zur Wohnlandschaft klingt das ziemlich phantasielos und ... nun ja – eben ›hausbacken‹. Wir gehen also von den Leuten aus, die in einem Hause leben, von einer Familie. Dabei richten wir uns nicht nach den Schautänzen für den ›Empfang der



auswärtigen Vereine«, das repräsentative Gedöns, sondern nach Erfahrungen, für die es außerhalb der Entwerferpropaganda eine reiche Fülle an unbestechlichen Mitteilungen, Berichten, Erzählungen in der Literatur gibt.

Wenn wir einmal das Bremer Reihenhause nehmen, oder das englische Reihenhause, und die eingangs beschriebene These, dass der Grundriss oder Umriss eines Hauses aus der Addition von Zimmern aufbaut, dann hat das Haus zwei Zonen: eine Zimmerzone und eine Kammerzone mit zwei bzw. einem Fenster.

Die Kammerzone wird von der ›Luft‹, die der Treppenflur braucht, in der Breite und in der Tiefe nach den beiden hintereinander liegenden Zimmern bemessen. Die Loggia zur Haustür hin findet eine Entsprechung in der Loggia auf der Rückseite im Hofparterre der Zimmerzone. Weil Zimmer- und Kammerzone um etwa 1,50 m gegeneinander verschoben sind, werden die Zimmer der Hofseite erst über den Treppenflur erreichbar. Diese Verschiebung sieht man dem Haus nicht an. Und sie fällt nicht auf, weil die Organisation zwischen Treppenflur und hinterer Kammer noch Platz für ein Podest (Garderobe o. ä.) herstellt. Der Treppenflur und die hinteren Kammern, also die Kammerzone ist der Ort, an dem architektonische Entwerfer gerne beginnen, das Haus neu zu erfinden und die Kammern breiter zu machen oder aufzulösen. Und das Haus insgesamt ›aufzublasen‹. Mit dem Effekt, dass am Ende aus dem ›Schmalen Rechteck‹ der Zimmer irgendwelche quadratischen Räume gemacht werden, deren Gebrauchswert bei mehr Platz nicht größer, sondern geringer wird.

Die Halle

Ein Zimmer kann nur in eine Richtung vergrößert werden: in die Breite. Bei einer Vergrößerung in die Tiefe wird die Rückseite zunehmend zur dunklen Seite gemacht. Da die Belichtung die Tiefe bestimmt, können Zimmer deshalb nur in der Breite hin zum Quadrat vergrößert werden, was dem Ganzen zwar »mehr Luft verschafft« aber keinen Zuwachs an Gebrauchswert. Ein in der Tiefe vergrößertes Zimmer braucht mehr Deckenhöhe oder eine zusätzliche Belichtung von der »dunklen« Stirnseite her, indem beide Lichtseiten des Gebäudes von einem Raum beansprucht werden.

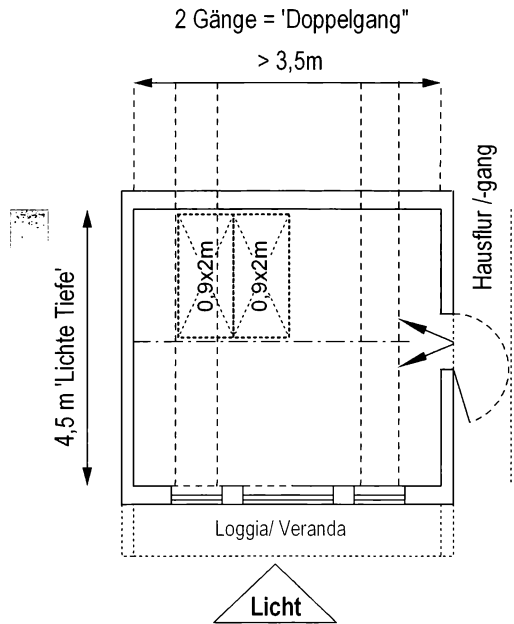
Bereits bei Böckmann ist nachzulesen, dass alltagstaugliche Zimmer immer längsrechteckig sein müssen. Im Unterschied dazu hält er den quadratischen Zimmergrundriss für die angemessene Form eines Wohnzimmers, wobei ihm hier nicht die gute Stube, sondern der Gesellschaftsraum eines Salons vorschwebt (S. 71). Trotzdem ist seine Unterscheidung bemerkenswert. Und selbst bei »herrschaftlichen Dimensionen« eines Salons sieht er Grenzen.

»Zimmer von quadratischer Grundform, die über ein geringes Mass von etwa 6–7 m hinaus gehen, lassen sich schwer [...] einpassen, da sie, um nicht gedrückt zu erscheinen, eine größere Höhe erfordern, als man Wohnräumen durchschnittlich zu geben pflegt.« (Böckmann 1884: 71)

Für unser »normales« Haus mit ca. 110 bis 120 m² Nutzfläche im Hochparterre und der oberen Etage hat die herrschaftliche Attitude verheerende Folgen. Die großzügig zum »Wohnbereich« aufgeblähte Stube geht auf Kosten des individuellen Platzes. Die Wohnhalle verleiht sich den separaten Flur ein und wird zum notwendigen Durchgangsraum für die angrenzenden Räume, die so buchstäblich »in Gefangenschaft« geraten. Die drückende Raumhöhe wird mit Luftraum nach oben kompensiert, mit dem ganze Zimmer im Obergeschoss zu Luftgeschossen mit Galerie aufgelöst werden. Bei Ein- oder Zwei-Personenhaushalten mag das auszuhalten sein.

Saal / Halle >20 m² (Großes Zimmer)

81



»Viele Familien leiden unter den heute modernen offenen Grundrissen und fangen an, Räume aufzuteilen oder Bereiche abzutrennen« wird in einer Wochenendbeilage »Wohnen und Leben« beklagt, um Tipps der Möbelindustrie für Schiebewände, »geschickte Nischenbildung« und Raumteiler unter die Leute zu bringen⁵. Der moderne Grundriss träumt vom Loft und besteht doch nur aus »Bereichen« wie die Notunterkunft einer Turnhalle. Aus dieser Perspektive machen die Siedlungen mit Einfamilien»hütten« eher den Eindruck von opulenten Barackensiedlungen.

»Wir wollen ein wirkliches Leben in allen Räumen« erklärt die Inneneinrichtungsexpertin Katharina Semling aus Oldenburg. Wenn schon kein Loft, dann sollen zumindest im Reihenhaushaus die Mauern zwischen Küche, Ess- und Wohnzimmer fallen, damit ein offener Wohnbereich entsteht. Entsprechend verändert sich die Einrichtung. So wird die klassische Einbauzeile beispielsweise um Kochinseln erweitert, an denen mehrere Menschen gleichzeitig in den Töpfen rühren können.«⁶

Womit dann der Brei vollends verdorben wäre, wenn denn jemand auf die Idee käme solch eine »Insel« überhaupt zu benutzen. Und wieder wird die Nische als Lösung für den gerade angesprochenen Schaden angedient:

«Wenn Mauern im Haus fallen, heißt das zugleich: Es gibt weniger Stellplatz an der Wand. Deshalb müssen die Möbel auch von hinten gut aussehen. [...] Um den Räumen dann aber Struktur verleihen zu können, sind Nischen nötig. Denn die Räume hätten sich zwar verändert – die Menschen mit ihrem Bedürfnis nach Rückzugsecken jedoch nicht.» (Cantzer, S. in der HNA vom 20. 6. 2009)

Ja, was könnte man alles Schönes entwerfen, wenn es die Leute nicht gäbe! Hunderte von Jahren Erfahrungen mit gebauten Beispielen und Vorbildern, um den Leuten dann wieder den Alkoven als Offerte für ein Nieschendasein im Kabuff

5 Eva Neumann: Ein ruhiges Plätzchen für jeden. Einzelne Rückzugsräume sind in der Familienwohnung besonders wichtig. HNA, Wohnen und Leben, 12. Januar 2008

6 Sandra Cantzer: Mehr Leben im Raum. Wie aus normalen Zimmern lebendige Wohnzonen werden. HNA Wohnen und Leben. 20. Juni 2009

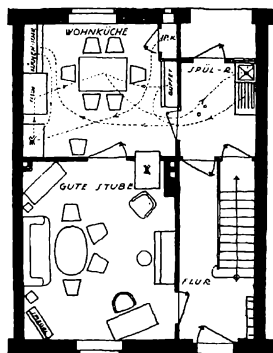


Abb. 53. Reihnhaus, Erdgeschoß

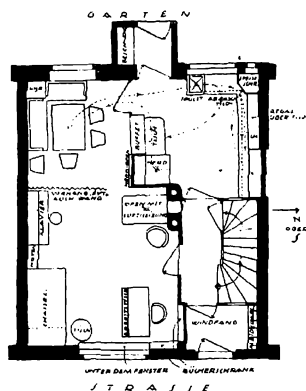


Abb. 55. Verbeßertes Reihnhaus Erdgeschoß

Abb. aus: Bruno Taut, Die neue Wohnung. Leipzig 1924, S. 76–77. »Durch diese Anordnung wird das Reihnhaus in seiner Gesamtfläche um 6,8 m² kleiner« (S. 78)

anzudienen!? Offenbar sind alle Entwerfer und Bauspekulanten auf Junggesellen-haushalte mit Hund und Katze fixiert. Und an den Hochschulen wird diese fixe Idee eifrig hofiert. Der Funktionalismus der 1920er Jahre hat den Zimmerhäusern einschließlich den Zimmerwohnungen der gründerzeitlichen Ein- und Zweispänner den Garaus gemacht, indem er die einfachen Regeln als leblosen Schematismus denunzierte: Auf älteren Plänen bis ca. 1930 waren die verschiedenen Räume

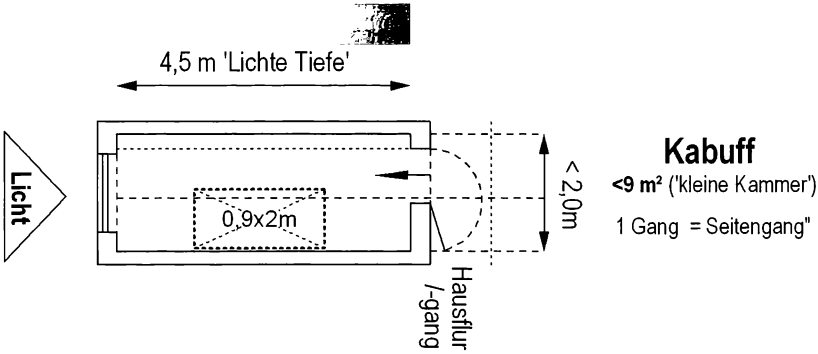
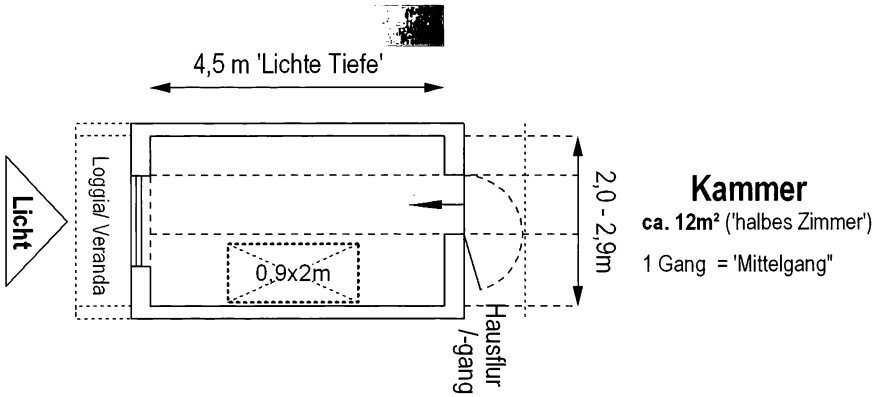
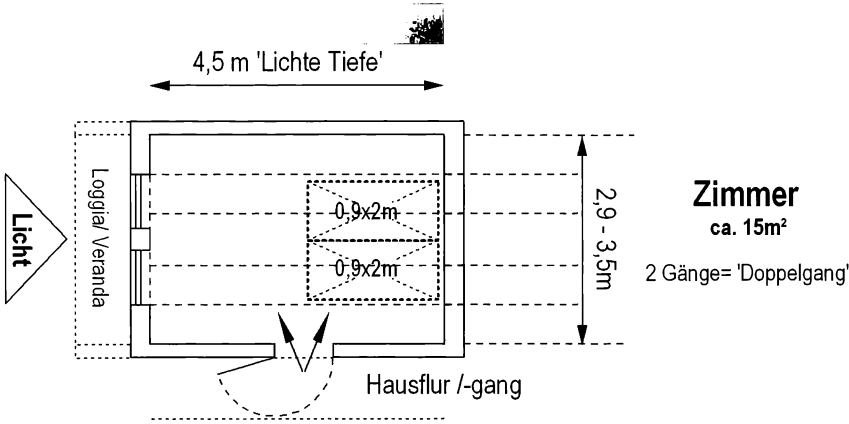
»[...] nur nach Nr. 1, 2 usw. oder ›Zimmer, Zimmer ..., Kammer‹ zu unterscheiden [...]

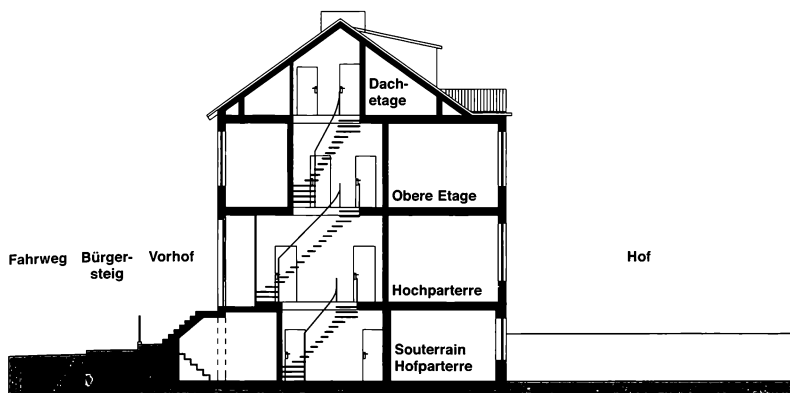
Die ›neue Richtung‹ [...] betrachtet die Wohnung nicht mehr lediglich als einen überdachten, in Zimmer aufgeteilten Raum. Sie sieht in ihr vielmehr einen lebendigen und dabei komplizierten Organismus, der unseren heutigen Lebensanforderungen entsprechen muß, indem er eine einfache, gleichzeitig unsere körperlichen und seelischen Kräfte schonende Betätigung aller Lebens- und Wohnfunktionen, wie Kochen und Essen, Schlafen und Sichreinigen, Arbeiten und Ruhen ermöglicht. Die neue Richtung stellt der bisherigen schematischen Wohnungseinteilung eine funktionelle gegenüber. Jeder Raum soll seinen speziellen Funktionen und der für diese erforderlichen Einrichtung entsprechend bemessen werden.« (Albrecht, G. et al. 1930: 319 f.)

Diese »neue Richtung« führt seit den 1920er Jahren zur fortschreitenden Auflösung der Hauses durch Aufhebung der Trennschärfe von Wegen und Zimmern über die Einführung offener Grundrisse mit aufgeblähten Wohnhallen auf Kosten von kammergroß geschrumpften, versteckten Raumgruppen bis zu verschachtelten Wohnskulpturen, in denen der häusliche Alltagsgebrauch und Platz für den Einzelnen nicht mehr vorkommt. Die »verbesserten« Grundrisse aus dem Buch von Bruno Taut 1924 »Die neue Wohnung« markieren den Beginn der »funktionalistischen« Auflösung des hergebrachten »Zimmergrundrisses« (siehe Abbildung).

Schluss

Wenn die Halle auf Kosten der Zimmer für den großen Empfang eingeführt wird, werden die praktischen Erfahrungen und Kenntnisse vom Haus aufgehoben. Die repräsentative Attitüde verschiebt die Proportionen, sodass aus einem begründeten Grundriss nur noch ein Entwurf werden kann, der nicht »für den Hausgebrauch« geeignet ist. Die bezahlbaren 110–120 m² geraten dann zur Mängelverwaltung, zur Armut im Alltag. Wir sollten nicht vergessen, dass die repräsentative Attitüde der Vorführbarkeit und Selbstinszenierung nicht nur das Innenhaus sondern auch das Außenhaus, den Freiraum eines Hauses insgesamt ad absurdum führt. Und, wie schon gesagt, suchen Sie mal ein Haus, in dem eine Familie mit 2 oder 3 Kindern für alle ein ›Zimmer für sich allein‹ hat. Fehlanzeige: das nennt man dann verfehlte Familienpolitik.



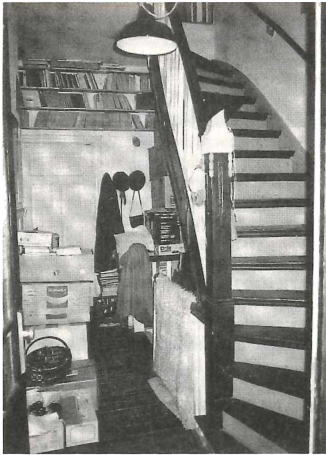


Schnitt durch ein Bremer (Reihen-)Haus

4.3 Wege im Haus: der Treppenflur

Der tritt schon immer auf. Diese ›Einrichtung‹, die im Gebäude mit Zweispänner-eingang immer unterschätzt und vernachlässigt wird, ist – ganz merkwürdig – wie alle Gelegenheiten des Hauses konstituierend und unaufmerksam weder zu verstehen noch nachzuahmen. So wichtig wie klare Grenzen für den sicheren Gebrauch eines Ortes sind, so wichtig sind auch die Wege von einem Ort zum anderen. Die Wege im Haus sind die Flure und Treppen. Nur mit Treppen gibt es Etagen und nur mit Etagen gibt es ein Haus. Die Treppe, wesentlicher Teil des Hauses, und der Treppenflur wird am Beispiel eines Bremer (Reihen-)Hauses beschrieben.

Der Treppenflur liegt seitlich im Grundriss, verläuft offen über alle Etagen und alle Zimmer des Hauses liegen daran. Er ist gut zwei Meter breit und fünf Meter tief. Im Hochparterre reicht er über den Windfang bis an die Haustür, nimmt also an der Straßenseite den Platz einer Kammer ein. Auf den anderen Etagen ist der Treppenflur kürzer, was einen zusätzlichen Raum ermöglicht, eine kurze Kammer. Am Flur gibt es drei Türen zu den Zimmern und eine zum Windfang. Die Türen öffnen zum Flur hin. Haustür und ›Flurtür‹ hingegen öffnen nach innen, damit die Tür nicht gegen den Besucher geschlagen wird und der Empfänger den Besucher hereinbitten und die Tür hinter ihm schließen oder aber vor der Nase zumachen kann. Die Tür in die Zimmer öffnen auf den Flur. Auch das nicht zufällig, wenn wir davon ausgehen, dass Zimmertüren geschlossen werden können, wenn man nicht gestört werden will und Einlass nur von innen gewährt wird, damit ›Besucher‹ nicht mit der Tür ins Zimmer fallen. Die Treppe liegt parallel zum Flur, steigt von vorne nach hinten an und ist beim Auf- und Austritt viertelgewendelt. Auftritt und Austritt ragen etwas in den Flur hinein und sind so zu den Zimmertüren gewendelt. Die Richtung der Wendung stößt senkrecht auf die Richtung des Flurs. Der Auftritt verläuft parallel zum Flur. Hinter der Treppe gibt es im Hoch-



Treppenflur des Hochparterres – von oben gesehen
(aus Scharla, L. 2004: 98)

Treppenflur des Hochparterres – von unten gesehen

parterre und in der oberen Etage einen Abstand zwischen Balustrade und Zimmerwand – ein Aussichts-, Stand-, Lager-Platz.

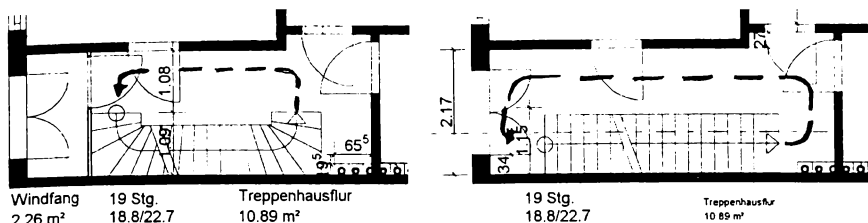
Der Flur des Souterrains reicht vorne bis zum Eingang des Vorhofs. Hinten reicht er bis zum Hofzimmer, über welches man in den Hof gelangt. Der Treppenflur ist also Teil des Durchgangs von vorne nach hinten – die Hausgasse.

Treppen-Flur

Der Flur ist der Weg von Zimmer zu Zimmer, so dass diese unabhängig voneinander erreichbar sind. Die Flure der Etagen sind durch Treppen miteinander verbunden, so dass auch die Zimmer anderer Etagen auf kurzem Weg zu erreichen sind. Der Treppen-Flur ist durch die Lage an den Zimmern Weg und Ort, vergleichbar mit der Straße, die an Häusern mit Haustüren entlangführt. Der vertikale Weg durchs Haus führt von Flur zu Flur. Beim Begehen der Treppe hat man einen guten Überblick und Kinder nutzen eine solche Treppe erfahrungsgemäß gerne als Spielplatz und zu anderem (s. Bettelheim, B. 1975).

Im Hochparterre liegt der Treppenflur mit Windfang direkt an der Vorderseite des Hauses. Die Wege im Haus haben eine direkte Verbindung zu den Wegen draußen. Der Treppenflur hat in dieser Etage mit einem Viertel den größten Flächenanteil. Das ist üppig, entspricht aber der Lage zum Hauseingang. Man kommt hier im Haus an, man braucht also eine Garderobe und Platz, um etwas abzustellen oder auch um Gäste zu empfangen. All dies ist in dem geräumigen Treppenflur möglich, und die Zimmer bleiben ungestört. Die Zimmertüren können zu bleiben und man hat dort seine Ruhe.

Flur und Treppe sind mit je einem guten Meter so breit, dass man aneinander vorbeigehen kann. Da Flur und Treppe nebeneinander liegen, wirken beide Wege nicht beengt, wie das bei einem meterbreiten Flur der Fall ist. Ein Flur, der



gewendelte Treppe des Reihenhauses und zum Vergleich eine gradläufige Treppe

möbliert wird, ist zu groß geraten. Für solche Einfälle, außer eventuell einigen Bildern, ist im Treppenflur kein Platz. Die »Podeste« zum hinteren Zimmer bieten dazu – verführerische – Gelegenheiten sowie die breiten Außenstufen der Wendung. Beide Gelegenheiten müssen immer wieder aufgeräumt werden, damit sie kurzfristig wieder »vollgespielt« werden können. Die zweifache Wendung der (aller) Treppen ist aus mehreren Gründen ausnehmend praktisch (s. Foto): Im Vergleich zur einläufigen Treppe ohne Wendung (s. Bild) gibt es vor und hinter der Treppe Flächen, die nicht als Weg gebraucht werden und die anders genutzt werden können. Beim Hochparterre gibt es bei gewendelten Treppen vor der Treppe den Windfang und dahinter ein »Podest« (s. Scharla, L. 2004: 104). Wer die Treppe hoch- oder runtergeht, wendet sich am Ende dem Flur und den Zimmern zu statt gegen eine Wand zu laufen und dann erst die Richtung zu ändern. Der Auftritt der Treppe zum Flur kann verglichen werden mit der Schwelle zum Bürgersteig. Wenn man darauf steht hat man einen guten Überblick über die Etage, auch weil diese Stufe in den Flur hineinragt. Die untere Wendung der Treppe hat noch nebenbei den Vorteil, dass die Eckstufen breiter sind und die Ecke als Weg nicht gebraucht wird. Dort können z. B. Sachen abgestellt werden, die nach oben sollen (s. Foto).

Die Öffnung der Türen zum Flur hin erschien auf den ersten Blick ungewöhnlich, bis die Vorteile erklärt waren. Der Platz an der Tür gehört vollständig zum Zimmer. Wenn jemand von außen die Tür öffnet, bleibt er erst einmal vor der Türschwelle stehen. Die Fläche an der Tür kann innen teilweise möbliert werden, ohne dass die Tür dagegen schlägt. Die Fläche im Flur muss als Weg sowieso frei bleiben. Wenn man jemanden in sein Zimmer hineinführt, kann man ihm die Tür öffnen und ihn vorgehen lassen. Das ist eine höflichere Geste als wenn man beim Türöffnen schon hineingeht und dann den Besucher hereinbittet. Wenn die Türen offen stehen, können sie bis zur Wand umgeschlagen werden und sind dort nicht im Weg.

Die Türen der Zimmer zum Hof stoßen geöffnet gegeneinander. Ein Nachteil, der mit einer ohnehin praktischen Schiebetür für die Küche, das »kleine Zimmer« und das Bad in der Dachetage zu beheben wäre. Was im Innenhaus an Weg absichtsvoll bereit gestellt wird, beginnt mit der Straße, dem Vorhof, dem Souterrain, der Hofetage, dem Hof und dem Weg auf die Terrasse des Hochparterres – also im weitesten Sinn mit dem Hofparterre.



aus dem Familienalbum (aus: Hülbusch, I.M. 1978: 5 ff.). Diese Beispiele zeigen nur die Aufmerksamkeit für die Tätigkeiten der Kinder. Für die Großen müsste wohl ein unbeteiligter Beobachter aufgestellt werden (siehe den Bilderbogen im Kapitel Haushalten)

4.4 Hofparterre

»In diesen wenigen Versen hat Goethe die Tragödie des Menschen auf ebener Erde wie die des Menschen auf dem Turm zusammengefasst. Der Mann zu ebener Erde hat die Macht, etwas zu tun, doch besitzt er nicht immer die Macht des Sehens, kann auch dem Netz nicht entkommen, womit ihn das Schicksal und seine eigenen vorherigen Taten umstrickt haben. Der Mensch auf dem Turm hat die Macht, etwas zu sehen, doch nicht die Macht der Tat; das einzige, was er tun kann, ist: zu warnen. Und hier rühren wir an etwas, das schließlich doch auf eine Art »sozialer Verantwortung« hinausläuft – eine Verantwortung, die dem Turmbewohner übertragen wird nicht trotz, sondern wegen der Tatsache, dass er in einem Turm wohnt, und eine, die zu übernehmen die Turmbewohner an den Ufern des Charles River sich nie geweigert haben.« (Panofsky, E. 1957/1994: 154)

Wir können diese Geschichte, wenn wir an Kate Fanslers Wahl der Schlafkammer im englischen Reihenhaushaus erinnern, so übersetzen: im Alltagsleben benötigen wir den Turm, damit wir etwas »sehen«, und begeben uns zu ebener Erde, etwas zu tun. Oder die »Etage zu ebener Erde« ist die wichtigste und gleichzeitig die nur umständlich oder kompliziert darzustellende Etage. Das Hofparterre haben wir bis zuletzt verwahrt.

Der Hof – das Hofparterre, wie es angedeutet im Barocken Parterre noch klingt – bildet gegenüber der »Belle Etage« – dem Hochparterre – den Boden. Und dieses Hofparterre muss völlig diskontinuierlich alle möglichen Tätigkeiten aufnehmen. Unmöglich den spielerischen und praktischen, sozialen und notwendigen Gebrauch des Hofparterres zu beschreiben.

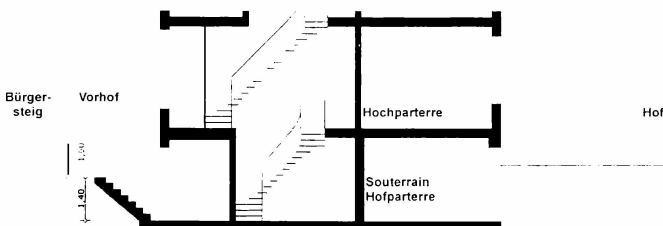
Das Hofparterre reicht von der Mitte der Straße (des Weges) über die Schwelle des Bürgersteigs, von diesem über die Schwelle des Vorhofs durch den Vorhofzaun zur

Schwelle auf die Stufen mit Podest und weiterer Schwelle zum Innenhaus. Der auffällig, auch symbolisch betonte Weg in die Hausgasse lenkt ab. Der wichtigere Weg fürs Haus ist die Treppe auf's Hofparterre, in den Hof hinterm Haus. Einfachere Gemüter haben die Hofetage zu einer platt auf die Erde gelegenen Erdgeschossvilla reduziert. Die Technokraten haben die Villa schein-archaisch aufgeständert und Autos drunter gestellt – geht auch, gibt aber kein Haus. Die Hofetage ist im ideologischen (= prinzipiellen) wie physiokratisch-technischen Sinne das Fundament, die Basis des Hauses. Ohne diese hängt, was wir bisher vermittelt haben, im luftleeren »Raum«.



Wir kommen nicht rein und nicht raus, nicht rauf, nicht runter – nichts. Nicht das Souterrain stellt die Bedingungen für das Haus her (s. Hülbusch, K.H. 2009), sondern das Hofparterre. Und zu diesem gehören:

Wenn vom Hofparterre aus eine Terrasse zum Innenhaus erreicht wird und das Hofparterre selber durchs Innenhaus hindurch eine Terrasse nach oben erhält, hat dieser Plan nichts mit dem Entwurf der Spielerei des Splitlevels zu tun. Das Hofparterre entspricht einer Einrichtung in vielen Verwandlungen und Variationen, die von langer Erfahrung geprägt ist. Wir erinnern an die vielen Beispiele, die alle unter dem Begriff »Souterrain« auf einen Vorteil der Organisation und des Gebrauchs hinweisen (Hülbusch, I.M. 1978/81, Harenburg, B u. Wannags, I. 1993, Helbig, R. 1999, Hülbusch, K.H. 2009, Theiling, Chr. 1997 etc.), die auch für die – wohl nicht zufällige – Übernahme anderer Merkmale des Hauses insbesondere des Hofparterres anfällig sind. Wir erinnern zusätzlich an das PlanerInnenseminar zum »Garten des Einfamiliengebäudes« (März 2001 Mskr.-Druck u. Beekmann, H. et al. 2004: 149–222). Die Überlegung, dem »Gebäude« statt einer Grünfläche wenigstens einen Hof »zu inszenieren«, gelang halbwegs nur, wenn im Gebäude auch etwas »Haus« anwesend war.



»Das hängt mit der Bodengestaltung in Bremen zusammen. Wir liegen hier durchweg so tief, dass die Abwässerbeseitigung allerhand Schwierigkeiten macht. Um überhaupt eine Kanalisation zu ermöglichen, müssen die Straßen 1,0 m bis 1,5 m hoch aufgeschüttet werden, während die Gärten und Höfe auf der ursprünglichen Höhe liegenblieben.« (Knop 1929: 10 f., in: Häusermann, Voigt 1988: 260)

Der Aushub für die Fundamente und den Kellerboden der Häuser reichte dabei schon für eine etwa 0,7 bis 0,8 m hohe Aufschüttung. Das Material für den etwa 0,4 m hohen Straßenaufbau (Schotter, Sand, Pflastersteine) wurde angeliefert. In vergleichbaren Situationen wird die Aufschüttung von Straßen auch heute praktiziert, so z. B. im Rieselfeld in Freiburg. Sie setzt voraus, dass die Höhenlage der Straße festgelegt und – sollte der Erdaushub für die Fundamente bereits für den Straßendamm benutzt werden – die Straße zügig vollständig bebaut wird. Das klingt überzeugend, wenn aus der Not eine Tugend gemacht wird. Und auch geradezu einmalig. Leider muss dieser Einmaligkeit widersprochen werden. Denn die Morphologie finden wir allenthalben ohne Grund und Vorgaben einplaniert und z. B. in Bremen im weitesten Sinne des Wortes verschüttet, obwohl die naturbürtige Morphologie immer noch dieselbe ist. Nur wenn die Tätigkeit des ›Hausens‹ verstanden ist, kann der Sinn der Etagerie und des Hoch- und Hofparterres überlegt werden. Was wir mal etwas großartig die ›Produktion der Reproduktion‹ (Hülbusch, I.M. 1978/1981) genannt haben, womit Haushalten ausgedrückt ist, setzt das ›Ganze des Hauses‹ und, darin Basis und Voraussetzung, die ›Hof-etage‹ voraus. In Architektenzeichnungen kommen ›Kinder‹ nur als ›Zimmer‹ vor. Die brauchen auch ein Zimmer; aber das macht es nicht. ›Haushalten‹ – das reicht vom Briefschreiben bis zum Einkaufen, vom Essen bereiten bis zu den Hausaufgaben, von Trauer bis Freude und vor allem fürs Aufräumen, Holen und Wegbringen, Kommen und Gehen. Das ist so unbeschreiblich, dass jeder Funktionalismus und ästhetisierendes Geschmäklertum daran scheitern, bzw. die Leute, die das brauchen sollen und darin sich einsperren. Es gibt so Einfamilienkisten, die nach über 50 Jahren aseptisch museal zu betrachten sind. Aber leben?

»Es gibt auch Häuser, die zu gut konstruiert, die zu durchdacht sind, ohne den geringsten Makel, im voraus von Spezialisten durchdacht. Unter Makel verstehe ich das Unvorhersehbare, das die Benutzung eines Hauses offenbart. Das Esszimmer ist groß, weil man dort die Gäste empfängt, während die Küche klein ist, zunehmend kleiner. Aber man isst immer dort, zusammengepfertcht – wenn einer hinausgeht, müssen die anderen aufstehen, aber man hat es nicht aufgegeben. Man möchte die Leute davon abbringen, in der Küche zu essen, und doch finden sie sich dort zusammen, gehen sie alle dorthin, wenn es Abend ist, dort ist es warm, und man leistet der Mutter Gesellschaft, die kocht und gleichzeitig redet. Es gibt auch keinen Raum mehr, wo man wäscht und bügelt, dabei ist ein solcher unersetzlich, wie

eine große Küche, wie ein Hof.« (Duras, M. 1988: 68)

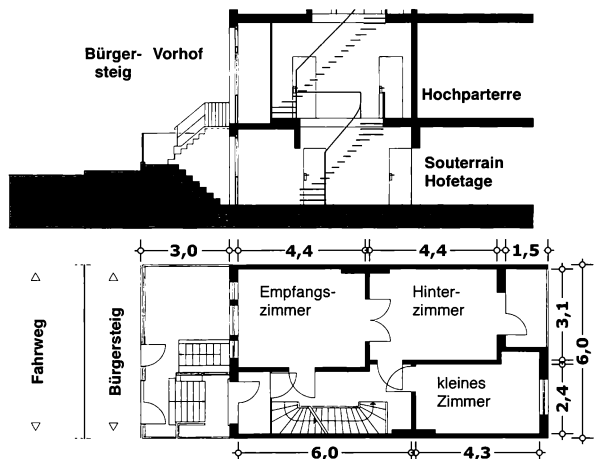
Für das Hofparterre gilt insbesondere, dass Gebrauchsdinge, in denen sehr viel Erfahrung und Kenntnis enthalten ist, unauffällig sind und wie Adolf Loos feststellt, nicht neu erfunden, sondern verstanden werden müssen. Nicht zufällig finden wir eine ähnliche Organisation wie die des Hauses beim Gasthof. Hier wird die Hauswirtschaft in der Hofetage, dem Souterrain untergebracht und die Wirtschaft sowohl der größeren Distanz zur Straße wegen wie vornehmerer Zurückgezogenheit ins Hochparterre gelegt. Es ist auch eher unerwünscht, dass jede/r, der vorbeigeht, sieht, wer im Gasthof sitzt. Das städtische Haus, also das Haus, das nur der Familie dient, hat nicht zufällig eine dem Gasthof ähnliche Morphologie mit Hofparterre und Hochparterre oder Beletage. Diesen Teil der Etagerie des Hauses finden wir auch noch bei Herrschaftshäusern und Schlössern bis in den Hochbarock; danach wurde es modisch die Beletage ebenerdig einzurichten und Auf- wie Abgang in die Beletage abzuschaffen, Gebäude zu bauen. Der Gasthof weist auf den Arbeitsplatz, die Tätigkeit hin, die ähnlich auch fürs Haus gilt:

»Die Wohnung [das Haus] ist ein Arbeitsplatz, der nur mit Hof und Garten materiell vollständig ist.« (Hülbusch, I.M. 1978/1981: 10)

Also keine Wohnung, sondern ein Haus. Die Morphologie, die Terrassen zu ebener Erde sind mit der Bremer ›Natur‹ des geringen Geländegefälles für die Entwässerung sozusagen natürlich zu erklären. Es gibt viele Beispiele für die absichtsvolle Herstellung von Hof- und Hochparterre ohne Angebot der naturbürtigen Morphologie; also Beispiele, bei denen nicht das naturbürtige Angebot zuerst mal eingeebnet wird, sondern solche bei denen die Morphologie der Terrassen absichtsvoll hergestellt wird. Und dies mit der wohl überlegten Absicht der Bestärkung des Haushalts.

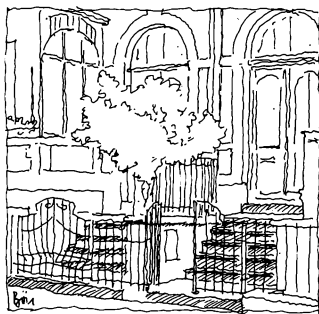
Morphologie

Das Hofparterre ist im doppelten Sinne tragend für das Haus. Es hebt das Hochparterre, die Beletage über das Straßenniveau an, damit diese als Empfangs- und Gesellschaftsetage fungieren kann. Über die Morphologie wird bei unmittelbarer Nähe zur Straße die notwendige Distanz hergestellt.

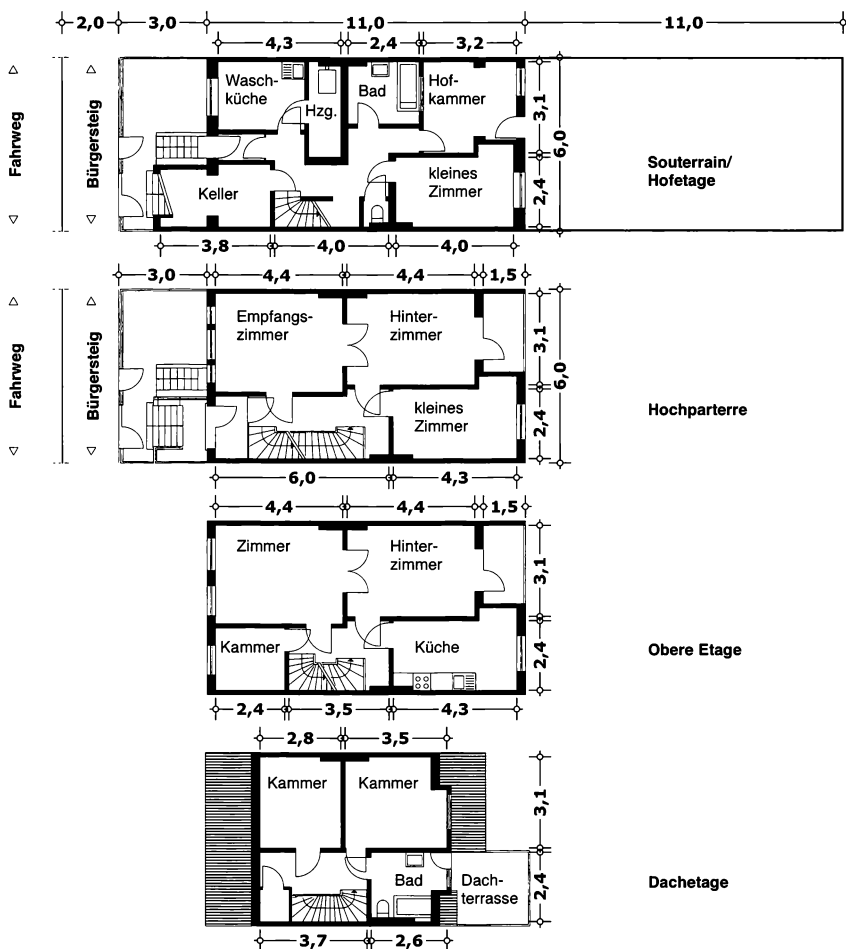
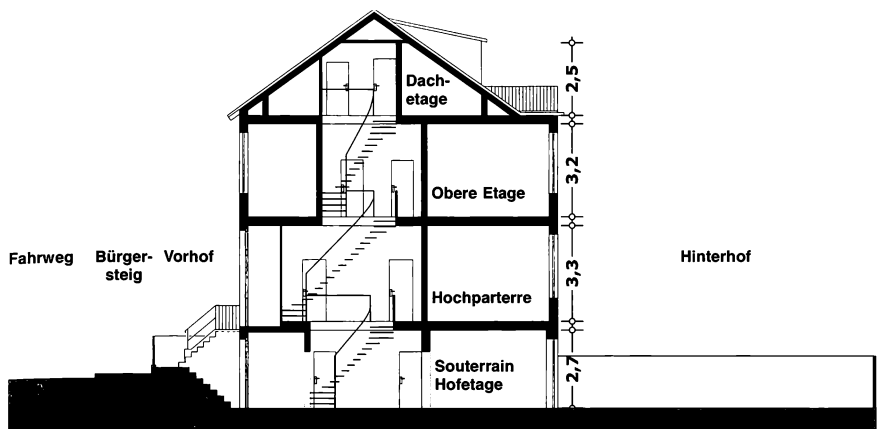


»Die Morphologie, wie eine Terrassierung, für die es verschiedene in der Bedeutung und der praktischen Interpretation wie Lesbarkeit vergleichbare Mittel gibt, übersetzt Entfernung in Schwellen und Grenzen.«
(Hülbusch, K.H. 1991: III f.)

Die Dramaturgie des von der Straße erhöht liegenden Eingangs ermöglicht unkomplizierte Auf- und Abtritte, das selbstverständliche Weggehen und Ankommen (K.H. Hülbusch 1996/2002: 93) und eben auch den Empfang sowie die Verabschiedung von Gästen. Die Treppe ins Hochparterre ist weit mehr als ein Zugang. Die Breite der Treppe wäre für drei Leute nebeneinander ausreichend; was wohl kaum gebraucht wird. Zugegeben, sie erscheint repräsentativ und stellt das Hochparterre mit dem großen und breiten Antritt vor der Tür, der von drinnen betreten ein Ausguck aufs Geschehen in der Straße ist, erst richtig auf die Terrasse. Die Stufen, Kleinterrassen, dienen zum Gehen, Stehen, Sitzen, Spielen, Lagern, Palavern. Wenn jemand aus dem Haus auf die Treppe tritt, hat er einen Überblick über die Straße, kann bequem auf dem Podest stehen und sich erst einmal umsehen, bevor er Stufe für Stufe zum Bürgersteig hinuntergeht. Auf der Schwelle vor dem Bürgersteig kann er wieder anhalten und sich umsehen, dabei immer noch etwas höher als die Passanten stehend. Es gibt im Vorhof auch viele Anlässe, einmal kurz vors Haus zu gehen und nebenbei zu sehen, was auf der Straße los ist: Müll raus tragen, die Zeitung rein holen, die Pflanzen gießen etc. Diese Anlässe nennt Chr. Theiling die Legitimation, sich draußen aufzuhalten. Diese ist hier nur noch Vorwand, da die Anwesenheit der Hausleute auf/im Vorhof ohnehin keiner Erklärung bedarf. »Ich lebe hier«. Der Kontakt zu Passanten kann nebenbei passieren und ist unkompliziert, weil man jederzeit einen Grund zum Rückzug finden kann. Für Besucher wirkt der Vorhof umgekehrt: er bekommt den ersten Eindruck von den Bewohnern. Die breite Treppe ist eine einladende Offerte an Besucher. Ein allmählicher Zugang ist möglich mit der Sicherheit der kommunalen Straße im Rücken. Man steht nicht sofort im Flur und muss sich auch nicht »hinten rum« anschleichen. Der Übergang ist dabei fein abgestuft: Die Schwelle am Bürgersteig mit dem Tor macht deutlich, dass hier ein Territorium betreten wird. Auf der Treppe nähert man sich Stufe für Stufe dem Hochparterre und auf dem Podest vor der Haustür kann man erst einmal verschnauften und sich in Ruhe umsehen. Zum Bewohner, der öffnet, muss man ein wenig hoch sehen. Es ist dann umso schöner, wenn man herein gebeten wird. Der Windfang schützt zwischen drinnen und draußen und ist groß genug, um anzukommen. Kleinigkeiten können auch direkt dort erledigt werden, z. B. eine kurze Besprechung oder die Abgabe eines Paketes.



Eingang eines Hauses in Bremen,
Zeichnung von H. Böse aus NB 10 S. 131



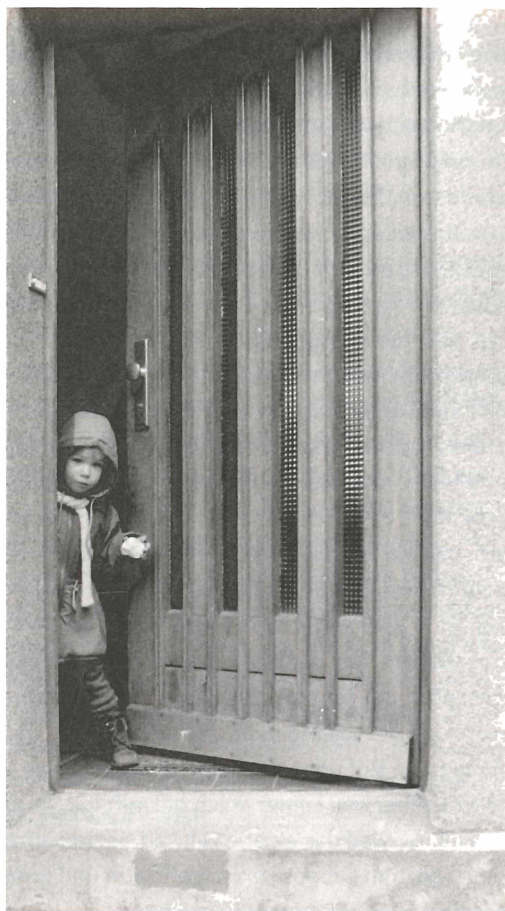
Das Leben auf der Etage bleibt dabei ungestört. Wer nach Hause kommt findet die Qualität der Eingangstreppe ähnlich wie Besucher und ein Besucher, der wieder geht, kann zuerst auch den Überblick auf die Straße genießen. Die Morphologie des Eingangs ermöglicht einen allmählichen Übergang von draußen nach drinnen; trotzdem ist der Eingang sparsam angelegt. Die Haustreppe müsste ohne die Schwellen an Bürgersteig, Haustür und Windfang drei Stufen länger sein und damit der Vorgarten fast einen Meter tiefer.

Die Haustreppe ist auch Weg und Ort. Mit Blick auf den Bürgersteig ist sie als Sitzplatz geeignet. Mit einer Flasche Wein kann man dort z. B. preiswert und gesellig den Abend verbringen. Für Kinder ist die Treppe wie der gesamte Vorhof ein Ort, selbständig, also ohne Eltern, erste Kontakte zu Passanten mit der Sicherheit des eigenen Hauses im Rücken zu lernen. Sie können von dort aus auch den Bürgersteig »erobern«, z. B. mit Straßenkreide (s. Hülbusch, K. 1996). Die Treppe ins Souterrain ist eine kurze Verbindung vom Bürgersteig zur inneren Hofetage und zum Hof. Der Materialtransport wird erleichtert, weil Sachen nicht umständlich über das Hochparterre nach unten geschafft werden müssen (Fahrräder, Vorräte, Brennholz, Bau- und Bastelmaterial). Dadurch, dass die Straße auf halber Höhe zwischen Souterrain und Hochparterre liegt, können beide Etagen mit kurzen Treppen Platz sparend und bequem erreicht werden. Der Hof lässt Tätigkeiten auch draußen verrichten. Aus der Beletage, dem Hochparterre, ist der Hof nicht unmittelbar einsehbar. Für Kinder ist der Hof ein ausgezeichnete Spielort: draußen, nah am Haus, nicht unter direkter Kontrolle und trotzdem sicher. Die Beweglichkeit durch die Hofetage lässt das Spiel von vorne nach hinten zu. Bei Regen kann das Hofzimmer ein Dach über dem Kopf bieten.

4.5 Das »Ganze des Hauses«

Jetzt sind wir einmal »das Haus« durchgegangen und haben die Quantitäten und, so weit das geht, die Qualitäten bzw. die Gelegenheiten und die Auslegungen abgebildet und berichtet. Das quantitativ gleich organisierte Haus ist mit festen Grenzen und Wänden errichtet und kann für den Gebrauch äußerst variabel ausgelegt werden – je nachdem, wer einzieht. Diese Variabilität kann nur unvollkommen erzählt, eher angedeutet werden. Die Verbindlichkeit der Auslegung führen die Beteiligten der sozialökonomischen Kooperation, die einzieht – also auch eine Familie – durch und nicht irgendein Entwerfer, ob nun Architekt, Sozialarbeiter, Familienpfleger, Sozialpolitiker, Generationenpfleger oder sonstwas. Die Vorwände dieser Klientel pro Domo handeln wir an anderer Stelle ab (S. Kap. Sozialökonomie/Subsistenz und Kap. Vorwände). Der »Spielraum« des Hauses ist nicht halb und dividiert in »Außenhaus« und »Innenhaus«, in Grünfläche plus Gebäude, zu haben.

Die Tätigkeiten, die zur Subsistenz, also zur Herstellung und dem Erhalt des eigenen Lebens wie auch jenes der Kinder, Alten und Kranken notwendig sind, sind unglaublich vielfältig und erschöpfend gar nicht aufzuzählen: Mahlzeiten wie Frühstück, Mittagessen und Abendbrot zubereiten, den Tisch decken und wieder abräumen, Spülen, Aufräumen, Putzen, Wäsche-Waschen (aufhängen, abhängen, zusammenlegen, wegräumen), Einkaufen, Aufräumen, Ordnen, Sortieren, Müll und Kompost herausbringen, Briefe schreiben, Rechnungen bezahlen, Altglas und -papier wegbringen, Zeitung lesen, da sein, wenn der Schornsteinfeger kommt, der oder die Wasser-, Gas- und StromableserIn, oder der Klavierstimmer (den ich dieses Jahr ganz vergessen hatte – zum Glück war Lukas da, der natürlich reichlich überrascht war); die Stockrosen im Vorgarten anbinden, Topfpflanzen gießen, Theaterkarten umtauschen, Termine koordinieren, Reparaturen im und am Haus erledigen, Handwerker bestellen und empfangen, Holz sägen, hacken und aufschichten, Zeugnisse und Entschuldigungen unterschreiben, Zuhören und Erzählen, mal ein Kilochen Mehl beim Nachbarn holen, ... Egal, wo man anfängt, es hat bzw. nimmt kein Ende. Das Resultat der ganzen Arbeit fällt auch meistens nicht auf, ist in aller Regel nicht Gegenstand der Aufmerksamkeit. Der aufgeräumte Flur, das saubere Bad, die frisch gewaschene Wäsche, der volle Kühlschrank und Vorratskeller, das Fahrrad, das »fährt«. Problematisch und auffällig ist es immer dann, wenn die Besorgung nicht gemacht wurde. Dann stolpert man beim Wäsche-Aufhängen im Hof über das noch herumliegende Brennholz, dann gibt es keinen Milchkaffee, weil keiner Milch gekauft hat, muss man sich ein Fahrrad leihen oder zu Fuß los, weil das eigene Fahrrad gerade einen Platten hat. Diese Geschichten des täglichen Lebens kennt wohl jede und jeder. Im Alltag selbst tauscht man sich darüber auch aus und es ist auch sonnenklar, warum man das alles macht – oder manchmal besser hätte machen sollen. Aber wenn ich jetzt zum Beispiel nach Fotos suche, wo jemand von uns irgendeine dieser Tätigkeiten gerade verrichtet – Fehlanzeige. Die Kamera benutzt man wohl vor allem bei »besonderen Anlässen«. Immerhin, Kinderfotos habe ich gemacht. Kinder tauchen in der obigen Aufzählung eher »zwischen den Zeilen« auf. Vor 15 Jahren hat das bei uns auch noch ganz anders ausgesehen. Insbesondere das Herumfahren ist mir noch in guter Erinnerung: in das Kinderneest und in den Kinderladen gebracht und auch wieder abgeholt, und so lange im Bus zur Schule mitgefahren, bis sie den Weg alleine bewältigen konnten. Aber auch das Wecken, Ankleiden, Füttern, Windeln wechseln, Trösten, Schimpfen, Knuddeln und Schmusen und Quatsch machen, nochmal und nochmal, Vorlesen, die Welt entdecken, lernen und groß werden durch mit- und nachmachen, ausprobieren, teilhaben an allem.







Ein Foto ist mir gut in Erinnerung, da kommt Nora morgens nach einer frostigen Nacht erstaunt aus dem Garten zum Haus zurück gelaufen mit einem Stückchen Eis, das sie aus der Wassertonne gefischt hatte. Dieses Bild hing lang an unserer Pinnwand, bis es irgendwann abgehängt und weggeräumt wurde.

Aber wohin nur? Also mal Fotokisten durchsehen und nach dem Foto suchen. Ich wollte ja sowieso nach Fotos suchen, auf denen diese ominöse und scheinbar so unsichtbare Hausarbeit zu sehen ist. Bei Kindern macht man offensichtlich eine Ausnahme, da geht es ja ganz zurecht um die Kinder selbst, und natürlich um Erinnerungen an schöne, witzige, interessante, komische, ungewöhnliche Szenen. Wie z. B. jene, als Lukas mit seinem Freund Michi aus Abbruchbacksteinen und Matsche-Pampe eine Wand baut und mit Lehm verputzt. Vorzügliche Sandkisten sind natürlich die großen Sandhaufen frisch abgeladenen Bausands (vgl. Benjamin, W. 1928/1996: 82 f.). Gebuddelt, geschoben und gebaut wird auch gerne mit Schnee.

Auf dem Kompaktseminar in Mitling-Mark 2011 habe ich dann einmal bewusst fotografiert, als der Hof vom Quartier aufgeräumt und gefegt wurde. Und fürs Wäsche-Aufhängen hatte ich Lukas gebeten, das doch einmal auf modernes Celuloid zu bannen. Die mehr oder weniger fotogenen Tätigkeiten der Hauswirtschaft sind offenbar jene, die draußen, vor und hinter dem Haus stattfinden. Kinder und draußen also, am ehesten Kinder, draußen.

Auf dem Kompaktseminar in Mitling-Mark 2011 habe ich dann einmal bewusst fotografiert, als der Hof vom Quartier aufgeräumt und gefegt wurde. Und fürs Wäsche-Aufhängen hatte ich Lukas gebeten, das doch einmal auf modernes Celuloid zu bannen. Die mehr oder weniger fotogenen Tätigkeiten der Hauswirtschaft sind offenbar jene, die draußen, vor und hinter dem Haus stattfinden. Kinder und draußen also, am ehesten Kinder, draußen.

I.M. Hülbusch (1978) hat ebenfalls zur Abbildung von »Innenhaus und Außenhaus« Anekdoten mit Kindern auf dem Hof erzählt, in Fotos abgebildet, weil der Bericht und die Erörterung übers Hausen so unvermittelt, unvollkommen, unbe-

Halbe Stunde pro Tag für Hausarbeit

Experte: Eine Frage der Organisation

Berlin (wk). Eine halbe Stunde Hausarbeit pro Tag und Person ist nach Ansicht des Hauswirtschaftsexperten Lothar Schneider ausreichend. Die Voraussetzung: Man muss alles gut organisieren. Das wiederum sei allerdings nur selten der Fall: „Im Durchschnitt werden in Deutschland auch anderthalb Stunden täglich pro Person für die Hausarbeit aufgewendet“, sagt der ehemalige Professor für Haushaltswissenschaften der „Berliner Zeitung“. „Mit dem Minimum klappt es nur, wenn der Haushalt absolut rational geführt wird.“

Die Arbeit sollte dafür „sehr bewusst gesteuert“ werden, erklärte Schneider: „Wenn man Reinigungsarbeiten macht, dann sollte man nicht dauernd die Geräte wechseln. Oft ist es doch so: Man saugt das Wohnzimmer, dann nimmt man den Wasserteimer und wischt die Küche, danach geht's mit dem Staubtuch ins Schlafzimmer.“ Sinnvoller sei es vielmehr, mit demselben Gerät die gleichen Arbeiten hintereinander zu erledigen.

Außerdem sollte man „unbedingt“ den Partner oder die Partnerin in die Hausarbeit einbeziehen, riet Schneider: „Wie lange ich am Tag im Haushalt beschäftigt bin, hängt wesentlich davon ab, welche Unterstützung ich bekomme. Arbeitsteilung ist ganz wichtig.“

Weserkurier vom 10. 06. 2012

schreiblich ist. So unbeschreiblich wie der Versuch, die Tätigkeit des Grabens so abzubilden, dass dies nachzumachen wäre. Auch die akribischen Aufzeichnungen über Zeiten und Tätigkeiten, von denen I.M. Hülbusch (1978: 109 ff.) berichtet und zitiert, geben kein Bild, keine Vorstellung.

Natürlich gibt es Schlaumeier, die wissen wie mans macht. Sie nennen das Haushalten, dann ›Hausarbeit‹ und anschließend wieder ›Haushalt‹ und ›wischt die Küche mit dem Staubsauger‹ und dann muss ich noch ›Unterstützung‹ für ›ne halbe Stunde nachfragen. Das braucht ne halbe Stunde Überredung – mindestens. Und was macht der Hund? So einfach ist das dem Experten: der Haushalt als Reinigungsunternehmen.

Ohne Beweisnöte

Literarische ›Anekdoten‹ zum Haushalten, die die Vorstellung erweitern, sind da in guter Situation. Auch fordern sie nichts, weil es darauf ankommt, die Tatsache selbst zu erläutern und deutlich zu machen gegen die gemeine Ignoranz,

»Ich wiederhole es. Man muß es oft wiederholen. Die Arbeit einer Frau, vom Aufstehen bis zum Zubettgehen, ist ebenso hart wie ein Kriegstag, schlimmer als der Arbeitstag des Mannes, weil sie ihren Zeitplan auf den der anderen Familienmitglieder und der Institutionen abstimmen muß.

An einem Vormittag von fünf Stunden macht sie [...]. Gegen halb vier vielleicht kommt sie für eine halbe Stunde dazu, Zeitung zu lesen.

Die Frau ist in den Augen der Männer eine gute Hausfrau, wenn sie aus der Diskontinuität eine stille und unauffällige Kontinuität macht.« (Duras, M. 1987/1988: 54), ... die heute verharmlosend mit ›Konfliktlosigkeit‹ wegetruschiert wird – ganz egal, wer den Haushalt macht. Was für M. Duras eindeutig die Arbeit der Frau war, also Schillers Ode – ›Und drinnen waltet die tüchtige Hausfrau‹ – entspricht, ist heute nicht – nicht unbedingt – so bestimmt. Trotzdem braucht es zum Haushalten der Organisation der ›unauffälligen Kontinuität‹ Zuständigkeiten, die jemand einfordert und auch herstellt. Der Haushalt geht wie ein gutes Seminar, bei dem eine/r die Leitung und Koordination übernimmt und dafür sorgt, dass gehaushaltet wird. Und wie beim Seminar nützt es nichts, wenn man sich hinstellt und deklamiert. Es muss getan und delegiert werden, gefordert und erklärt. Und da ›unsere‹ Junggesellen-PolitikerInnen, ForscherInnen und andere Schlaumeier die Familie oder – von uns aus – eine andere Konstruktion des sozialen Zusammenlebens mit Kindern für äußerst konservativ, geradezu reaktionär halten, ist für diese das Hausen, das Haus, das Haushalten ein völlig absurder Antrag. Die Behauptung von I.M. Hülbusch (1978: 118), dass

»Haushalten identisch ist mit sparen«,

ist für ›reiche‹ JunggesellInnen eine unvorstellbare Vorstellung. Haushalten heißt ja ›sparsam sein‹ und nicht geizig. Im Haushalt ist immer Zeit, weil mit der Zeit

sparsam – überlegt – gehaushaltet wird. So wie M. Duras den Tag skizziert, scheint der Haushalt, die Sparsamkeit nicht durch:

»Ein Haus, wie meine Mutter es verstand, war für uns [Kinder, Anm.], in der Tat. Ich glaube nicht, daß sie es für einen Mann oder einen Liebhaber so hergerichtet hätte. Es handelt sich um eine Aktivität, die den Männern völlig unbekannt ist. Sie sind imstande, Häuser zu bauen, aber nicht, sie zu schaffen« (Duras, M. 1987/1988: 59)

Nicht nur Männer sondern auch Frauen sind unfähig Häuser zu bauen die ›frau‹ auch schaffen kann. Und das nur, weil sie so fein sind, dass ihnen die altmodische Einrichtung, die soziale Institution ›Familie‹, in der immer auch Kinder, die man ja sonst nur wegen der Demographie braucht, leben, nicht modern genug ist. Aus diesem einfachen Grund ist es nötig von Häusern, in denen die Voraussetzung ›ein Haus zu schaffen‹ manifest ist, zu lernen und sie zum Vorbild zu erheben. Aber so weit sind wir noch nicht. Anekdoten und Szenen können vornehmlich den Gebrauch des Außenhauses, wie das schon I.M. Hülbusch (1978, s. hier S. 71 u. 72) vermittelt hat, abbilden. Auch ist die Abbildung zur Vermittlung einer Vorstellung vom Tun – der Kinder – gegenüber dem Bericht im Vorteil. Deshalb sind Fotos und Malereien (z. B. Larsson, C. 1909/1993) prägend. Es ist zu bemerken, dass ein Unterschied zu diesen Szenen die Literatur der Garten- und Grünraumarchitekten Interieurs, Rauminstallationen abbildet, in die Figuren für die ›belebende Staffage‹ komponiert werden. Es sei an die ›schönen‹ Zeichnungen von Walter Schwagenscheidt u. v. a. mit gelassen schlendernden Figuren aus den 50er Jahren erinnert: ›belebte Grünflächen‹. Es wäre auch möglich in einem Zimmer lesende, am Schreibtisch sitzende, aufgeräumt einen Geburtstag feiernde, lernende, kochende u. u. u. Menschen aufs Bild zu bannen. Das zieht nicht; außer das Interieur des ›Raumes und der Möbel‹ sowie die Verkleidung der Figuren sollen beworben werden. Also behelfen wir uns mit Aufzählungen all der Tätigkeiten, die uns so einfallen. Wer mal Schillers Glocke auswendig gelernt hat, wird daran noch Erinnerung haben. An viele andere Erzählungen und Berichte auch. An Margarete Duras (s. o.), an Hannah Arendt (a. a. O.) und auch an Christel Neusüß:

»Meine Mutter hat so im Durchschnitt von morgens 7 bis abends 11 gearbeitet, wenigstens bis ca. 1950, dann wurde es ein bisschen weniger. [...] Und was gab es zu tun? Holz im Wald holen, Kartoffeln klau'n, in die Heidelbeeren mit dem Fahrrad, in die Himbeeren. Brennesseln holen, Hühner füttern, Kaninchen, Windeln waschen, Söckchen stricken, Kinder schimpfen und trösten, uns unsere vielen Fragen, warum ist das denn so und warum ist das anders? beantworten, Möhren reiben für den Kinderbrei, meinen kleinen Bruder nachts, wenn er schrie, aufnehmen. Nun ja, jede weiß, was da so alles läuft. Und die Mütter und auch wir Kinder waren ganz schön beschäftigt. Das Übliche.« (Neusüß, Ch. 1983: 182)

Christel Neusüß kommentiert die Ausführungen im ›Kapital‹ zur ›Arbeitskraft‹:

»Die Arbeitskraft existiert nur als Anlage des lebendigen Individuums. [...] Aber

als solche Kraft ist sie doch produziert worden. ›Ihre Produktion setzt also seine Existenz voraus.« [...] Hm. Marx rechnet also die Schwangerschaft nicht als Arbeit ein, auch die Geburt nicht. Na gut. Aber alles was danach kommt? ›Die Existenz des Individuums gegeben, besteht die Produktion der Arbeitskraft in seiner eigenen Reproduktion oder Erhaltung [...]«.

›Die Existenz des Individuums gegeben«, so siehst du aus. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Marx geht davon aus, daß ich einfach so da bin, mit 18 Jahren, fix und fertig, vom Himmel gefallen, während eines schönen Mairegens. [...] Da komme ich dem Herrn ja billig.« (Neusüß, Ch. 1983: 184)

Christel Neusüß nimmt in ihrem Text weiter vergnüglich die Marxsche Diktion über die Arbeitskraft auf die Schippe. Sie schreibt in diesem Heft der ›beiträge zur feministischen theorie und praxis« (9/10 – 1983) aus Erfahrung, indizienkundlich, während die meisten Beiträge Prognosen an die Wand malen, die genau so nicht eingetroffen sind, weil eine Vorschau ohne Rückschau nicht gehen kann. Hannah Arendt hat 25 Jahre früher, weniger ironisierend, eine ähnliche Darlegung vorge-tragen. Dabei redet sie nicht wie in der modernistischen Literatur hochtrabend von ›Subsistenz« sondern von ›Tätigkeit« und ›Arbeit« gegenüber dem ›Herstellen«.

›Die eigentliche Kraft der Arbeit, die Arbeitskraft, wie die Kraft des Lebens ist Fruchtbarkeit. Der lebendige Organismus ist nicht erschöpft, wenn er für seine Reproduktion gesorgt hat, und der natürliche Überschuss seiner Kraft zeigt sich darin, dass er sich vermehren und vervielfältigen kann.« (Arendt, H. 1958/2010: 127)

Wenn unsere Enkelin (8 Jahre) beim Mittagessen munter palavert, dass ihre Mama ja nicht arbeite und das jetzt beabsichtige, ist ihr das nicht zu verdienen. Das ist Anschauung, die in der Luft liegt. Selbst in den Texten der 80er Jahre-Feministinnen, denen es letztlich nur um die Erwerbsbeschäftigung – eine lohn-steuerberichtigte Geldeinnahme – geht, wird so argumentiert. Das passiert permanent auch den Kapitalismuskritikern der Parteien SPD, Grüne, Linke – die CDU und die FDP sind noch dümmer. Wir können behaupten, dass H. Arendt – im Gegensatz zu Chr. Neusüß – bei aller Distanz zum Fall erzählt:

›Obwohl die Arbeit eine ›ewige Naturnotwendigkeit«, ›eine von allen Gesellschafts-formen unabhängige Existenzbedingung« und zudem noch die eigentlich menschliche und produktivste aller Tätigkeiten ist, hat die Revolution doch nach Karl Marx nicht etwa die Aufgabe, die arbeitende Klasse [es müsste wohl die ›Werktätige« oder ›herstellende« Klasse heißen, Anm. d. Verf.] zu emanzipieren, sondern die Menschen von der Arbeit zu befreien. Denn ›das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch äußere Not und Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört«; es beginnt jenseits des ›Reichs der Notwendigkeit«. [...] Ungeachtet seiner Größe endet das Marxsche Werk schließlich mit einer unerträglichen Alternative zwischen produktiver Knechtschaft und unproduktiver Freiheit« (Arendt, H. 1956/2010: 123)

Oder in der Freizeitbeschäftigung, die alle bewegt und langweilt; der Entäußerung und Außenlenkung durch vorgefertigte Information und Beschäftigung, die heute ›Kommunikation‹ geheißen wird.

Hören wir H. Arendt noch etwas zu:

»[...] die Ausdauer, deren es bedarf, um jeden Tag von neuem aufzuräumen, was der gestrige Tag in Unordnung gebracht hat, ist nicht Mut, und es ist nicht Gefahr, was diese Anstrengung so mühevoll macht, sondern ihre endlose Wiederholung. Die ›Arbeiten‹ des Herkules haben mit allen Heldentaten gemein, daß sie einmalig sind; leider hat nur der Augiasstall die wunderbare Eigenschaft, sauber zu bleiben, wenn er einmal gesäubert ist« (Arendt, H. 1958/2010: 119)

Das gilt auch für die ›Reinigung des Tempels‹. Hannah Arendt schreibt von Indien, realen Umständen, die sie interpretiert, auslegt – sie erzählt Geschichten.

»So wie frühere Zeiten die Familie mit einem greifbaren Stück Privateigentum identifizieren konnten, so begann diese Gesellschaft sich mehr und mehr mit dem greifbaren Kollektiveigentum, nämlich dem Territorium des Nationalstaates zu identifizieren, der in der Tat allen Klassen bis zu seinem Verfall im zwanzigsten Jahrhundert eine Art Ersatz für das private Eigentum an Haus und Hof bot, dessen die besitzlosen Klassen beraubt worden waren (Arendt, H. 1958/2010: 327)

An anderer Stelle macht sie darauf aufmerksam, dass Plato schon eine ähnliche Vorstellung propagiert hat:

»Dabei muß man sich vor dem weit verbreiteten Irrtum hüten zu meinen, Plato hätte die Familie und damit die Haushaltsorganisation abschaffen wollen; er wollte umgekehrt diese Lebenssphäre so ungeheuer erweitern, daß schließlich alle Bürger der Polis sich wie eine Familie fühlen und verhalten könnten. Er wollte mit anderen Worten, den privaten und privativen Charakter der Haushaltsgemeinschaft eliminieren, und zu diesem Zweck empfahl er die Abschaffung des Privateigentums und der Einehe«. (Arendt, H. 1958/2010: 283)

Schauen wir zurück auf die Seite 327, erfahren wir, dass diese Enteignung in Europa mit der Einführung des kapitalistischen Wirtschaftssystems (so um 1750 ± 50 Jahre mit der Einführung der Physiokratie) durchgesetzt wird:

»Und diese ersten Stadien der absoluten Verelendung und erbarmungslosen Ausbeutung der ›labouring poor‹, der Enteigneten, die den uralte-heiligen Schutz des Lebens durch Familie und Eigentum, die Stätte für das Leben selbst und alle mit ihm verbundenen Tätigkeiten, verloren hatten, hat lange genug gewährt.«

Was dem ›labouring poor‹ enteignet wurde und völlig un-platonisch, konstatiert H. Arendt zu Beginn ihres Nachdenkens:

»[...] aber die Sorge, die alle politischen Gesellschaften vor der Neuzeit der Erhaltung des Eigentums angediehen ließen, weist doch deutlich darauf hin, wie sehr man sich der positiven Züge des Privaten bewusst war. Nur führte diese Sorgfalt

allerdings nie dazu, die spezifisch privaten Betätigungen, also das, was innerhalb des Privatbereichs selbst vor sich ging, direkt zu schützen; sie galt vielmehr den Grenzlinien, welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum der anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen.« (Arendt, H. 1958/2010: 87)

Schöner kann das Prinzip für Haus und Hof und Straße, ebenso wie die Priorität von Haus und Hof sowie der ›gemeinsamen Welt‹ der Kommune/Gemeinde nicht skizziert werden.

Die Familie und die Familie des Bauern

Im ›Historischen Nachwort‹ zu ›SauErde‹ charakterisiert John Berger (1979/1984: 266–293) die Lebensumstände des ›Bauern‹:

»Seine Lebensbedingungen, das Ausmaß seiner Ausbeutung und seine Leiden mögen verzweifelt sein, aber er kann nicht in Betracht ziehen, daß das verschwindet, was all seinem Wissen Bedeutung verleiht – und das ist genaugenommen sein Wille zu überleben.« (Berger 1979/1984: 281)

An anderer Stelle macht er aus dem ›Bauern‹ die ›Familie‹:

»Auch wenn er Naturalien entrichtete, der Anteil des Herren ging vor gegenüber den Grundbedürfnissen der Familie [...] Wenn die Familie schon den ungleichen Kampf mit der Natur aufnehmen mußte, um mit ihrer eigenen Arbeit ihren eigenen Unterhalt zu verdienen, so geschah das *trotz* dieser Benachteiligung.« (Berger 1979/1984: 271)

Aber es ist nicht dem Verdienst geschuldet sondern dem unmittelbaren Unterhalt der Familie, der Lebensgemeinde, die ebenso wenig präzise wie das Haus und das ›Haushalten‹, die Unterhaltung der Familie zu erzählen sind, weil die Arbeit nicht die Linearität des Herstellens, wie H. Arendt das beschreibt, aufweist.

»Es ist das eigentliche Merkmal des Herstellens, daß es einen definitiven Anfang und ein definitives, voraussagbares Ende hat; und hierdurch allein schon unterscheidet es sich von allen anderen menschlichen Tätigkeiten. Das Arbeiten, gefangen in den Kreislauf des Körpers, hat weder Anfang noch Ende.« (Arendt, H. 1958/2010: 169 f.)

So wie J. Berger den Bauern gegenüber der Familie in den Vordergrund rückt, so rücken die Bielefelder Feministinnen mit der ›Subsistenz‹ die Frauen gegenüber dem ›privaten Charakter der Haushaltsgemeinschaft‹ (Arendt, H. 1958/2010: 283) in den Vordergrund, um die Disparität der geschlechtlichen Arbeitsteilung anzuprangern. Auch hier wird die Familie, die ›Ha Haushaltsgemeinschaft‹ – nicht die Gasprom-Schrödersche ›Bedarfsgemeinschaft‹ – aus verständlichen, wenn auch ungerechtfertigten Gründen unterschlagen. Weder die Bauern noch die Frauen sind die Institution, die eine Haushaltung vorhalten kann, in der Kinder groß und erzogen – sozialisiert werden. Dass Mütter – allein schon, weil ›der Mann das unfruchtbare Tier ist‹ (F. Nietzsche) – von Beginn an die Haupt-

last und Beschwerden der Reproduktion,

»die Kraft des Lebens ist Fruchtbarkeit«

tragen, ist unbestritten. Und wenn es drauf ankommt, sind sie traditionell und emotional stärker und hartnäckiger als Männer. Zufällig lese ich heute bei Sten Nadolny folgende Passage über Weitlings Mutter:

»Sie war eine erfinderische Kriegsköchin, die aus erbettelten Resten annehmbare Mahlzeiten schaffen konnte. Ich bewunderte als Kind ihre drahtigen Armmuskeln. Sie seien, sagte sie, durch das viele Sägen und Hacken von Brennholz so geworden, aber auch durch das Schlagen von zu dünner Sahne. Mutter tat bereitwillig den ganzen Tag, was Mütter leisten müssen: freundliches Lachen, sanftes Drohen, besser bekannt unter dem Namen ›Erziehung‹. Ihr Pessimismus machte sie zu einer umsichtigen Haushälterin, die zu sparen verstand. Außerdem konnte sie zärtlich sein und schöne Gutenachtgeschichten erzählen. Sie war [...] eine Briefschreiberin wie aus dem vorigen Jahrhundert.« (Nadolny, S. 2012/2013: 119)

Nach der Erzählung ist zu erwarten, dass Weitlings Mutter wie auch Christel Neusüß' Mutter über ein Haus, zumindest einen Hof verfügten, über ein Territorium und ›Grenzen‹. Claudia v. Werlhof betont, wie J. Berger,

›Dieses ureigenste Interesse zu überleben‹,

dass dem Menschen eigentümlich ist und das, um dies hinzuzufügen, den Müttern näher ist als den Vätern, weil die reale und emotionale Verwandtschaft der Mütter mit den Kindern ausnehmend direkter ist.

›Dieses ureigenste Interesse [zu Überleben] gilt es [aus Sicht des Kapitalisten] zu nutzen. Zuvor muss es in dieser Form aber erst hergestellt werden. Es müssen dazu nur die richtigen Bedingungen geschaffen, nämlich den Leuten so lange und so gründlich ihre vormalige Kontrolle über Boden, Geräte, Kenntnisse und sich selbst entzogen werden, dass sie nichts weiter besitzen als ihre nackte Arbeitsfähigkeit. Nur durch sie können sie nun überleben. Sie werden also auch dann arbeiten, und zwar jede Arbeit tun müssen, wenn sie dafür nicht oder kaum entlohnt werden. Dabei ist – im Gegensatz zur vorkapitalistischen Zwangsarbeit – noch nicht einmal einer nötig, der ständig mit der Peitsche dahinter steht.«

(Werlhof, C.v. 1983/1992: 144)

Warum dann den Kapitalisten, die mit Sicherheit von der Ausbeutung und Aneignung, wie H. Arendt sagt von dem ›Besitz‹ gegenüber dem ›Eigentum‹, besessen sind, die Hauptrolle zugestanden wird, ist überraschend. Denn der Anlass der kritischen Analyse gerät dabei ins Hintertreffen, weil nicht die Familie sondern die Frau auf den Schild gehoben wird. Die Rolle wäre übrigens mit der Institution Familie viel besser zu belegen, wie Christel Neusüß beweist. Neben der ›Subsistenz‹ wurde auch der Begriff ›Hausfrauisierung‹ auf den Schild gehoben.

›Mit diesem Begriff [der Hausfrauisierung] ist nicht nur der historische Prozess der ›Verhaustierung‹ (Heinson u. a. 1979) von Frauen in den Zentren des Kapitalismus

oder genauer im Industriesystem gemeint, sondern vor allem die Tatsache, dass der Lohnarbeiter, der im doppelten Sinn »freie«, nicht ohne die Hausfrau, nämlich die nichtfreie, lohnlose, abhängige, unmündige Arbeiterin, gedacht werden kann. Die Hausfrau ist der klassische Nichtlohnarbeiter, deren Arbeit dennoch vom Kapital angeeignet wird. [...] Weltweit ist diese Nichtlohnarbeit oder hausfrauenähnliche Arbeit die allgemeinste Basis der Kapitalakkumulation. Das Charakteristikum dieser Arbeit ist: sie wird angeeignet, nicht gekauft.«

(Bennholdt-Thomsen, Veronika, Mies, Maria, v. Werlhof, Claudia 1992: X)

Und warum sollen aus allen Menschen »klassische« Lohnarbeiter gemacht werden? Wo es doch viele – meist schlecht – honorierte Tätigkeiten gibt, bei denen nichts hergestellt und i. w. S. die Familie absichtsvoll durch Lohnarbeit ersetzt wird?

John Bergers Vermutung, dass es »in hundert Jahren vielleicht keine Bauern mehr gibt«, ist für Mitteleuropa 30 Jahre später schon wahr. Aber die Familie, die gibt es noch. Die Bauern sind heute Landwirte, die »ihre« Farm als Angestellte im Auftrag Kredit gebender Banken bewirtschaften und vornehmlich mit der Bedienung von Maschinen beschäftigt sind. Seit etwa 250–300 Jahren ist – ja wer, was, wie – damit beschäftigt

»[...] den ural-t-heiligen Schutz des Lebens durch Familie und Eigentum, die Stätte für das Leben selbst und alle mit ihm verbundenen Tätigkeiten«

(Arendt, H. 1958/2010: 327)

aufzulösen, um die Abhängigkeit der Familien größer und die Mütter und Väter und Kinder zu »Angestellten der Banken« zu machen. Da im Gegensatz zum Bauern die Familie kein marktgängiges Produkt herstellt – wie die Bildungspolitiker so gerne proklamieren, wenn sie von VW-, Mercedes-, BMW-, Porsche-Abiturienten träumen – mit Seriennummer und TÜV-genormt – kann sie nur indirekt über erzwungene Ausgaben ausgebeutet werden. Über alles, was nicht durch eigenes Tun sondern durch Einkauf bewerkstelligt werden muss. Der Witz der »Subsistenz« besteht doch darin, dass wir über die Mittel und nicht nur das Wissen und Können verfügen müssen, wie J.F.C. Turner (1978) betont. Es ist merkwürdig. J.F.C. Turner erzählt und argumentiert genau und konkret. Das gilt auch für Hannah Arendt, die immer wieder auf das Alltagsleben zurück kommt und auch die Geschichte, die Tradition, von der wir zu lernen hätten, erzählt. Das gilt auch für John Berger, obwohl er vornehmlich verteidigt, statt die Bauernwirtschaft klug zu machen. Mit der »Subsistenzperspektive« führen die Autorinnen zuerst die wahrhaft berechtigte Kritik an der kapitalistischen Strategie der Vermarktung von allem und jedem ins Feld. Sie bestärken jedoch nichts, machen eher das Alltagsleben zu einer völlig unmöglich gemachten Wirklichkeit. Dagegen können wir konstatieren, dass die Familie seit Platos Verdikt gegen die Familie und deren Eigentum an Haus und Hof (ca. 400 v. Chr.) erstaunlich lange »überlebt« hat. Aus einem einfachen Grunde. Agrarische Produkte können industriell hergestellt werden. Die Bauernwirtschaft

kann aufgehoben werden – mal unabhängig von den Folgen, die die Alternativen auch nicht verstehen und deshalb ungewollt die Industrialisierung der Agrarproduktion forcieren. Die Familie ist dagegen eine Institution, die in Europa trotz aller Anfeindungen und Einschränkungen eine Tradition im Kopf und in der Wirklichkeit hat, die – selbst mit den dummen Einfamiliengebäuden oder den Mietskasernen – nicht auszurotten ist. Offenbar ist das Verständnis der Familie noch wesentlich konservativer als die Bauernwirtschaft. Nun, vielleicht gibt es ja irgendwann mal Schweineställe für die Aufzucht von Kindern, die alle möglichst gleich dumm und klug sind, damit ihr Verstand in den Computer der Bildungsbehörde passt. André Gorz (1978) hat die Industrialisierung privaten Tuns schon prognostiziert und an der Freizeitindustrie erklärt. Die nicht existiert, weil wir ein Dach über dem Kopf brauchen, sondern gezwungen werden alle möglichen anderen Mittel zu erwerben und zu bezahlen, so dass am Ende der Wert einer Reise nicht im Vergnügen sondern in verausgabter Geldmenge zu rechnen ist.

Haushalt, Haushalten, Haus

Denken wir den abfälligen Gebrauch des Wortes ›Hausen‹ mal weg, dann ist darin der Ort – das Territorium – das Haus – der Haushalt – also die private Kommune und das Haushalten – das materielle, das physische und das emotionale Leben der Kommune zusammengefasst. Der Lebensort für den Haushalt und das Werkzeug zum Haushalten ist das Haus. Da, wie bei vielen anderen Werkzeugen auch, der Gebrauch nur unvollkommen beschrieben und erklärt werden kann, weil der Gebrauch weich und variabel ist, muss ein Werkzeug den Vorbildern folgend nachgemacht werden. Das setzt voraus, dass die Regeln, die im Werkzeug aus Jahrhunderten Erfahrung nach und nach eingefügt wurden, sorgfältig, fast minutiös übernommen werden. Der Gedanke, der Sinn in den Regeln, d. h. die Deutung und Interpretation des Vorbildes, kann nur durch Beobachtung und Gebrauchserfahrung zugänglich und die Merkmale (und Eigenschaften) des Werkzeugs darauf hin gedeutet werden.

»Das will ich nicht sagen, daß die Künstler von früher besser gewesen wären. Nur ist das Beste erhalten geblieben; alles übrige ist verfault und vergessen. Und das Beste aus jeder Epoche ist immer aus der Nachahmung der besten Formen hervorgegangen. Jeder erfand, indem er nachahmte; und das ist zweifellos jetzt noch immer so; [...]« (Alain, 1912/ 1997: 47–49)

Der klassische Entwurf ist immer eine eilige und billige (falsche) Verbesserung auf der Basis normativer Festlegungen, die Regeln und Tüchtigkeiten des Werkzeugs, wie A. Loos schon trefflich beschrieb, ›kreativ‹ und phantasievoll zerstört (s. Lucks, Th. 1993). Die Dummen sind nicht der Phantast sondern die Menschen, die mit diesem unvollkommenen Werkzeug leben und Haushalten müssen:

»Aber auch wenn diese Ausstattung ziemlich komfortabel ausfiele, so würden wir

uns immer noch nach unserem Zuhause sehnen, das wir einst hatten, an das wir uns aber nicht mehr erinnern können« (Walzer, M. 1987/1993: 25)

Die Abweichung vom Haus hat nicht nur die Sehnsucht nach dem Zu-Hause, das von Städtebauern, Stadtsoziologen, Architekten und anderen Entwerfern, die sich meist eine schäbige Villa leisten, zur Folge. Auf dem Weg zur Wohnung wird die Haushaltung – zuerst mal die schlichte Organisation des Haushalts – ständig komplizierter und zeit- wie mittel- und geldaufwendiger. Aber sie wird auch familial anstrengender, weil das ›Zimmer für sich allein‹ (Woolf, V.) fehlt oder lauter unnötigen Störungen ausgesetzt ist. Anpassungszwang und Anlässe für unnötige Konflikte, Streite, Auseinandersetzungen werden gedankenlos potenziert. Getreu Bert Brechts Behauptung,

›dass man Menschen auch mit einer Wohnung erschlagen kann‹.

Dem kann hinzugefügt werden: auch mit einer teuren und reichen Wohnung, die, wie Walzer andeutet, eher der Version eines Hotelzimmers, dass man auf Reisen dankbar annimmt, ähnlich ist. Vielleicht ist die Wohnung überhaupt vom Hotelzimmer oder den Anstalten Krankenhaus, Kaserne, Kloster, Gefängnis abgeleitet – wäre zu bedenken, so dass Näherungen ans Haus eher unabsichtlich sind (s. a. Corbin, A. 1982/1988).

Grenzen und der Platz zur Annäherung

›Um ehrlich zu sein: wie viele Mittelstandsangehörige schätze ich also einen Wohnstandard, der (nach Tucholsky) ›vorne die Friedrichstraße und hinten die Ostsee‹ aufweisen musste, im Grunde genommen also dysfunktional war.‹

(Hülbusch, I.M. 1978: 78)

Die ›Friedrichstraße‹, das ist jede Straße, die den Namen verdient, und die ›Ostsee‹, das ist der Hof. Die Dysfunktionalität ist gegeben mit

›den Grenzlinien, welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum der Anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen‹ (Arendt, H. 1958/2010: 87)

I.M. Hülbusch weist darauf hin, dass den Armen das Haus weniger arm mache als die Wohnung (S. 78). Eine Erfahrung teilt sie da mit, die weitestgehend von der Haushaltung auf dem Land und den Vorstädten entlehnt ist. Die auch von den Siedlungsbewegungen der 20er Jahre bestätigt wird. Für die Zeit der 80er Jahre war es unumgänglich eine unmittelbar ökonomistische Erklärung mitzuliefern, was manchmal auch den Blick verstellt hat. So z. B. – und das beschreibt und erläutert I.M. Hülbusch auch, dass das Haus die Haushaltung zuerst mal erleichtert und weniger Arbeit macht. Das, was ohnehin getan werden muss, kann umstandsloser getan werden. Dies macht allein die ›Armut‹ gering, weil ich mich nicht danach ›sehne‹, diese Notwendigkeiten zu substituieren, d. h. einzukaufen. Aber alle die vielen Verrichtungen, die notwendig sind das Eingekaufte so zuzurichten, dass es auch gebraucht werden kann und brauchbar bleibt, sind nicht

einzukaufen und müssen getan werden. Außer es gibt die angestellte Köchin und Haushälterin, vielleicht noch einen Butler. Die Unwägbarkeit eines Haushalts setzt voraus, dass relativ frei über die richtige Vorgehensweise beschlossen werden kann, damit die Menge an Arbeit und Mitteln möglichst wenig aufwendig ist. Dazu ist es auch nötig, dass die Beteiligten des Haushalts jeweils ihre ›Friedrichstraße‹ und ihre ›Ostsee‹ haben, also im ›ganzen Haus‹ ihr ›Haus‹ zur Verfügung haben mit jenen Grenzen zwischen dem Individuellen und Gemeinsamen, was in Zimmern und Fluren und Parterres realisiert ist.

Das ›zukünftige Glück‹ (s. J. Giono)

Alle Funktionalisten sorgen ›sich‹ darum, wenn die Wohnung oder das Einfamiliengebäude zu groß ist für die zurückgebliebenen Alten, weil der Nachwuchs flügge geworden ist. Die Frage ist richtig und selbst verursacht. Es wird versucht Sorge vorzutäuschen, deren Ursache die sorgenden Entwerfer sind, die ›Wohnungen‹ maßgeschneidert ausdenken. Beim Haus gibt es gute ›Konfektion‹, deren ›Tragekomfort‹ erwiesen und heute, selbst wenn die Häuser über 100 Jahre alt und unbezahlbar – im doppelten Sinne – sind. Die fixe Idee des permanenten Wohnortwechsels, der bei einem Wechsel des Lebensortes plausibel ist, kommt von Leuten, die in Quadratmetern spekulieren und keine Vorstellung davon haben, dass Lebensorte nicht vom Dach überm Kopf definiert sind, sondern von all den Kenntnissen, Erfahrungen, Erinnerungen, Gelegenheiten, Gesprächen, Begegnungen der vergangenen Jahre. Ein Haus, so haben nachgewiesen, kann mehr aufnehmen als reinpasst, aber auch wieder zurücknehmen, ohne dass der Anzug zu groß wird.

– So: Wohnungen sind immer zu klein; Einfamiliengebäude immer zu groß und zu klein; das Haus ist immer groß genug, wenn es ein Haus ist. –

Die Rechnung der m² nach Menge der Leute klingt klug und begründet permanente Umzüge, was das Transportgewerbe fördert. Wenn eine Familie zuwächst, müsste sie von Kind zu Kind umziehen. Also entwerfen Architekten Einfamiliengebäude, die bei 120–150 m² für ein Kind ein Kabuff enthalten und für niemanden ›ein Zimmer für sich allein‹; was bei Einperson-Wohnungen für selbstverständlich erachtet wird. Weiter vorne haben wir schon erörtert, dass die Hofetage und die Dachetage, lange vor der ›Erfindung des wachsenden Hauses‹ in den 20er Jahren, den Vorrat im Hause, den Freiraum für die Erweiterung des Haushalts darstellen. Dieser Vorrat kann später, bei passender Gelegenheit, wieder ruhen oder gelegentlich wieder für Gäste oder Familienbesuch aktiviert werden. Allein schon die rationalistische Idee, den Menschen, wenn der Haushalt wieder kleiner wird, eine ›Umsetzung‹ derer, die zu Hause bleiben, zu empfehlen, ist zutiefst asozial und wie alle modernistischen Entwürfe zum (selbstverschuldeten) Wohnungsproblem, dass man in 60 Jahren angestrengten ›Kampfes‹ nicht kleiner sondern größer gemacht hat, auch anti-familial. Das politische Familienge-

schwätz, das allenthalben tönt, dient, wie das demographische Gelaber, nur der Selbstbeweihräucherung:

»Die demographischen Probleme, die wir zu lösen haben, sind nicht komplizierter als die in vorausgehenden Jahrhunderten gelösten Probleme gleicher Art. Zu allen Zeiten hat man Häuser bauen müssen, und zu allen Zeiten hat man es getan. Aber das Ziel, das man sich setzte, war das Haus, und das Ziel, das man sich jetzt setzt, ist die Rentabilität« (Giono, J. 1962/1989: 19)

Und vornehm geschmackvoll tun. Nehmen wir den ›Vorrat an Platz‹ im Hause, dann erscheint dies für die ›wachsende‹ (i. w. S. d. W.) Familie sehr überzeugend. Wenn die wieder kleiner wird, so sehen das die Rentabilitätskalkulateure, wird der Vorrat zwecklos, eben unrentabel. Sie übersehen, dass Vorrat ganz einfach ruhen kann. Und sie übersehen auch, dass die Elterngeneration, die jetzt mehr Zeit hat, endlich das Zimmer ›für sich allein‹ kriegen kann, und z. B. das Hochparterre und die Obere Etage, jetzt in Unter- und Oberhaus geschieden, aufnehmen können. Tisch und Bett bleiben gemeinsam, wie vieles andere. Und wenn die Außenkontakte und die Anfragen wie die Abwesenheit vom Haus weniger werden, weil die berufliche Tätigkeit beendet wurde, dann ist es gut, wenn man den häuslichen Arbeitsplatz unabhängig voneinander überhaupt erst – endlich – einnehmen oder mit einem weiteren Zimmer erweitern kann. Dafür ist es gut, dies nach Etagen übereinander, statt im Geschoß nebeneinander, einzurichten. Damit sind noch nicht die Vorteile des Vorrats, besonders des Teil, dessen Gebrauch ruht, erläutert.

Wenn wir in der Literatur – vom Kinderbuch, über den Krimi bis zu den Romanen und Erzählungen verschiedener Gattungen stöbern – erinnern wir uns an die vielen Geschichten, die von Besuchen und Ferien bei Oma und Opa oder dieser Generation zugehörigen Verwandten berichten. Und auch in Gesprächen erzählen Leute oft von solchen Besuchen und Aufgehalten. Von solchen, bei denen Oma und Opa und andere Nebeltern in der Nähe lebten, wird von Besuchen, Besorgungen, den Wegen dahin und von Tun, Mittun begeistert berichtet. Auch wie und was Oma kochte oder Opa anbaute und für die Selbstversorgung in der Küche brachte ist Gegenstand der Erinnerung, die zu Zeiten, da die Leute weniger Geld zur Verfügung hatten, für Kinder unmittelbar erfahrbar war. Es ist nicht gerade leicht solche Erinnerungen mitzugeben, weil so praktisch-sinnliche Erfahrungen heutzutage eher unmöglich sind und mit austauschbaren Freizeitbeschäftigungen substituiert werden. Das mag im ersten Moment ganz lustig und aufregend sein, gibt aber keine Erinnerungen her, die einer Erzählung Wert sind. Eine Anekdote dazu:

›Unsere Kinder waren oft mit Eltern, allein, oder mit Freundin oder Freund bei Oma und Opa mit Haus und Hof und Garten und Brache zu Besuch. Auch die Kinder in der Nachbarschaft spielten noch auf der ›Straße‹ und miteinander. Jetzt sind die

Eltern von damals Oma und Opa, leben mit Haus und Hof und Garten und Brache an dem o. g. Ort. Die Kinder der Nachbarschaft spielen nicht mehr auf der ›Straße‹ und miteinander. Auch die Erwachsenen treten nur selten auf – z. B., wenn im Winter mal besonders viel Schnee geräumt werden muss. Selber Oma und Opa, haben sie jetzt Muße dem Tun und Lassen der Kinder bei eintägigen oder auch ein- bis zweiwöchigen Besuchen gelassen zuzuschauen. Eltern können beim Verwöhnen, das neben den festen Regeln selbstverständlich ist, manchmal störend sein. Manchmal, das ist ein Part für Opa, muss auch verkündet werden, wer hier das Sagen hat. Die Kinder nehmen nach Temperament und Neugier die täglichen Arbeiten wahr und mit und sind, je unterschiedlich, vor allem für Arbeiten im Garten – Pflanzen und Ernten – für 'ne Zeit zu begeistern. Es bleibt immer was für später zu tun. Bezogen aufs Essen sind wir die ›Lieblingskneipe‹, weil das Mittagessen leicht nach bewährt leckeren Kindergerichten bestellt werden kann, inklusive eines Auswahl-Nachtschicks und Ketchups. Die Beteiligung beim Auf- und Abtragen in der Stube ist selbstverständlich. Genau besehen sind die Besuche bei Oma und Opa langweilig, weil ja nix passiert. Merkwürdig, Kinder wissen diese Geruhsamkeit zu schätzen bis sie ... wie alt werden? Warten wirs ab. Wichtig ist, dass sie Platz haben drinnen und draußen und für sich selbst zum ›Träumen und zum Nachdenken‹ und alle Gelegenheiten zuverlässigen Regeln folgen zu können. Das geht nur, wenn die Alten über den Vorrat an Platz verfügen, der ihnen als Junge (Familie) manchmal sehr eng war, und jetzt auf Zeit aktiviert werden kann. Das macht die alberne Süchtigkeit nach der Verkleinerung der ›Wohnung‹ für die Großelterngeneration doch ziemlich lächerlich und von albernem Ökonomismus besessen, der vergisst, dass man spätestens in dem Alter das Haus längst abbezahlt und keine Renditen mehr zu bedienen hat. Das ist wie ein guter Landgasthof mit Bauernwirtschaft oder Schlachtereier, der die Zimmer nicht auf »Deuvel-komm-raus« tagtäglich vermieten muss. Genau da ist das Missverständnis der Vorwände begraben. Es wird von der Wohnung (inkl. Einfamiliengebäude) aus argumentiert, und nicht vom Haus, von zu Haus aus.

Schlemmerei

Für Modernisierer ist diese wahre Anekdote irgendwie kitschig. Es gibt viele Belege dafür, dass sie nicht wissen, worüber sie reden – sie reden einfach so. Es müssen Leute sein, die nicht mal mehr wissen, was sie selber tun. Im Weser-Kurier vom 4. 9. 2013 ist das bemerkenswerte Interview mit der Studiendekanin eines amerikanisch aufgepeppten Architekturstudienganges zu lesen; Titel:

»Visionen für die Neue Vahr«

Jetzt ist gemein bekannt, dass die Neue-Vahr, ab 1955 gebaut, so ein klassischer Grüne-Wiesen-Wohntrabant mit Einkaufszentrum und dekorativ der Sonne zugewandten Wohnblöcken ist, die mit öffentlichen Mitteln nicht nur erbaut sondern etwa alle 10 Jahre saniert und modernisiert werden, weil die Moderne

so kurze Verfallsdaten unerkannt mitliefert. Dazu gabs – der Weisheit letzter Schluss – einen Wettbewerb, den alle Bachelor-StudentInnen eines Jahrgangs als Abschlussarbeit im Auftrage der Gewoba machen mussten. Gewonnen hat ein Entwurf mit dem

»[...] Modell, der die bestehenden Häuser der Neuen Vahr zu einem Wohnkomplex zusammenfügt, der mehrere Nutzungsmöglichkeiten bietet. ›Hier könnten mehrere Generationen ohne Probleme leben‹, sagt [Studiendekanin] Mansfeld«

Wie fügt man wohl Gebäude, die weit auseinander stehen, zu einem Komplex zusammen? Durch schwadronieren – wie sonst; denn die Gebäude stehen fest und würden selbst bei realer Zusammenfügung schlicht und einfach schäbiger Geschoßwohnungsbau bleiben. Den Entwerfern geht's darum, die Menschen in Rasierschaum zu wickeln. Im selben Artikel wird ein weiterer Spruch der Studiendekanin mitgeteilt:

»Dabei müssen sie [die StudentInnen] auch gesellschaftliche Entwicklungen berücksichtigen, zum Beispiel, wenn es in einem Gebiet zu viele Single-Haushalte gibt, und die Wohnsituation dennoch nicht anonym wirken soll.«

Ist doch irgendwie nett, wenn die ArchitektInnen sich nur noch um die Dekoration der Bühne, das Theater der Vortäuschung ›kümmern! Das machte sie dann zu echten Epigonen des Bauhauses (s. Wolfe, T.).

Eine sympathische Betrachtung

Unter dem Titel:

»Wie Frauen zu ihren Kurven kamen«

veröffentlichten David P. Barash und Judith Eve Lipton (2009/2010) eine nachdenkliche Betrachtung mit dem Untertitel:

»Die rätselhafte Evolutionsbiologie des Weiblichen«

Darin gibt es im Kapitel ›Menopause-Mysterium‹ einen längeren Absatz, der

»Gute Großmütter, Teil 1«

überschrieben ist. Die AutorInnen bezeichnen ihre Überlegung mit ›Großmutterhypothese‹:

»Die Hypothese lautet daher, dass Frauen sich zu einem relativ frühen Zeitpunkt aus dem Reproduktionsgeschäft zurückziehen, weil es ihnen dadurch möglich wird, hingebungsvolle Großmütter zu werden, und dass es sich angesichts der mit dem Alter steigenden Geburtsrisiken letztlich eher lohnt, den Töchtern und Enkeln zu helfen, als es selbst noch einmal zu versuchen.«

(Barash, D.P.; Lipton, E. 2009/2010: 238)

Die Folge für die ›hingebungsvollen Großmütter‹, freiwillig oder erzwungen zu verzichten, kommentieren Barash und Lipton, indem sie der Matri- oder Patrilokalität des Lebensortes der jungen Familie die Neo- bzw. Nullilokalität entgegensetzen:

»also in der Nähe von niemandem, denn dann wird die Folge deutlich: der Weg-

fall jeder sozialen und biologischen Unterstützung.« (Barash, D.P., Lipton, E. 2009/2010: 243)

Da der Mensch mit geringer Instinktsicherung ausgestattet ist, braucht der Nachwuchs zum Erlernen der Fertigkeiten, die das physische und psychische wie das soziale Leben sichern, LehrerInnen. Die Großmütter sind da, folgen wir den Darlegungen, unübertroffen gegenüber den Großvätern, die eine Nebenrolle spielen (243–248), die biologisch erklärt wird. Der wir Männer selbstverständlich und vehement widersprechen. Für unsere Betrachtung ist das unerheblich, weil die ›Lokalität‹ der Großmütter (und der Großväter) bestehen muss, wenn diese ihren segensreichen Beitrag dem Nachwuchs der Kinder mitgeben wollen. D. h., wenn ich den Großeltern ihren Lebensort streitig mache und die ›familiäre Haushaltung‹, die Reserve im Haus, abspenstig mache, wird die soziale Geschichte aufgehoben, so dass alle immer bei ›Null‹ anfangen, geschichtslos. So betrachtet hat das Bauhaus einen geradezu und bisher – außer von E. Bloch und T. Wolfe – unterschätzten Beitrag zur Zerstörung einer menschlichen Gesellschaft – einer Gesellschaft mit Geschichte, die nicht von der fiktiven Nahrung von heute auf morgen abhängig ist – beigetragen.

Statt ›Mit dem Bauhaus‹ (T. Wolfe) ›Im Bauhaus leben‹

Die Bewunderung der Meisterhäuser in Dessau treibt einem das kalte Grauen über den Rücken: liegende Räume, Durchgangsräume, enge innere Treppen, außer Salon nur Kabuffs – nicht nur liegende Räume sondern auch liegende Fenster – fußtaugliche, schießschartig, fürs Demonstrative schaufenstrig. Fürs Haus und den Haushalt ist da kein Platz. Zu leben ist da nicht, weil das Leben für die Ausstellung, die Propaganda nicht taugt. Nun, Kinder kamen da wohl auch nicht vor, und die Damen erhielten ein Miniatur-Kabuff fürs sogenannte Arbeitszimmer. Das Männer – (Meister-)Gebäude ist nicht für den Haushalt gedacht – sondern: die Bühne für den Meister; eben: ›Meisterhäuser‹. Und die verbreiten das Flair eines zwielichtigen Etablissements. In diesen Gebäuden gibt es keinen Platz für den Haushalt: keine Küche, keinen Keller, kein Dach und – vor allem – keine Zimmer. Null – weder drinnen noch draußen.

Wege und Grenzen

›Das Haus‹ schließt auch Haushalt und Haushaltung der Großeltern ein: lässt ihnen Platz, den sie nicht jeden Tag dringend benötigen, weil sie i. w. S. zeitweise auch ein Gasthaus bieten.

Das Haus

Für alle diese vorhersehbaren und nicht vorhersehbaren Gelegenheiten braucht es ein Werkzeug, das dem ›gewachsen‹ ist. Die Haushaltung und den Haushalt gibt es unter den miserabelsten materiellen Vorraussetzungen: es muss getan

werden. Die Mühe und der Aufwand fürs Haushalten wird nicht nur anstrengender sondern auch teurer, je mehr der Ort für den Haushalt vom Haus abweicht. Es mag merkwürdig klingen, wenn wir das Haus ein ›Werkzeug‹ nennen. Wie ein Spaten zum Graben hilfreich ist, so ist das Haus – so gut und bewährt hergestellt wie ein Spaten – ein Werkzeug fürs Haushalten und den Haushalt. Warum heißt es bei der Wohnung nicht sinngemäß ›Wohnhalt‹ und ›Wohnhaltung‹ – nur eine Frage. Denn, z. B. wird ›bewohnt‹ auch aufs Haus angewendet, für einen Lebensort, der nichts mit der Wohnung gemein hat. Wie kommen wir dahin, ›das Haus‹ zu kennen und zu wissen, wie es organisiert und zoniert sein muss. Michael Walzer erläutert im Kapitel ›Drei Wege der Moralphilosophie‹ die Kraft der Interpretation:

»Die Pfade der Entdeckung und Erfindung sind Fluchtversuche: Versuche, einen Ausweg zu irgendeinem äußeren und allgemeingültigen Standart zu finden, mittels dessen die moralische Existenz zu beurteilen wäre. [...] Die Kritik des Bestehenden beginnt [...] mit Grundsätzen, die dem Bestehenden schon innewohnen.«
(Walzer, M. 1987/1993: 31)

Vorher erklärt er dazu, dass

»[...] ein Kodex ein Gesetz oder Gesetzssystem [ist], während eine Interpretation ein Urteil, also die Arbeit einer eigenen rechtsprechenden Gewalt darstellt. Der Anspruch der Interpretation liegt einfach in folgender Annahme: daß weder Entdeckung noch Erfindung notwendig sind, weil wir bereits über das verfügen, was sie uns zu beschaffen versprechen.[...]

Die moralische Welt hat eine bewohnte Qualität, so wie bei einem seit mehreren Generationen von einer einzigen Familie bewohnten Heim finden sich hier und da nachträgliche Anbauten, und der gesamte verfügbare Raum ist mit erinnerungsge-ladenen Gegenständen und Gebilden gefüllt. Das gesamte Gebäude – als ganzes betrachtet – fügt sich weniger einem abstrakten Modell als vielmehr einer dichten Beschreibung.« (Walzer, M. 1987/1993: 29)

Charles S. Peirce kommt in den Darlegungen zum Pragmatismus zu analogen Schlussfolgerungen. Wir rufen hier auch noch Erwin Panofsky (in P. Bourdieu) in den Zeugenstand für den Beweis, dass wir das ›Haus‹ nicht erfinden müssen, weil es das schon inklusive der ›gesellschaftlich anerkannten Moral‹ – wie H. Arendt ausführt, gibt. Die ›Gerechtigkeit‹, die ohne Aufhebens und Kontrolle gewährt wird (s. Arendt, H. 1958/2010: 95) ist im ›Haus‹ materiell manifestiert. Wir müssen nur – wie Oscar Wilde empfiehlt – sehen und lesen lernen (s. a. Giono). Die Stilgeschichte wird gemeinhin vordergründig von der dekorativen Seite der Werke her erzählt und bestenfalls herrschaftsgeschichtlich konnotiert, selten oder nie sozialökonomisch, wie z. B. bei Ernst Bloch in ›Erbschaft dieser Zeit‹. Die Zeichen der Zeit, der Wissensschatz, der in vielen Dingen erinnert, ›verdinglicht‹ ist, kann nur indizienwissenschaftlich gehoben, verstanden werden, durch Vergleich, Typisierung und sinngemäße Interpretation. Die Gegenstandsabbildung – die

Ikongraphie – muss, was bei vernachlässigter oder gar fehlender Gegenstandskenntnis der offiziell dafür ›kompetenten‹ Leuten nicht mühelos nachzuholen ist, unmissverständlich und am Gegenstand erworben, begriffen sein. Wir haben begründet das ›Bremer Haus‹, das bis Philadelphia verbreitet ist – also weniger bremisch ist –, nach vielen Vergleichen zum Typus des ›Hauses‹ erhoben, damit daran die Organisation, die Ökonomie, die Sozialpsychologie annähernd in aller Unvollkommenheit dargelegt werden kann. Dabei können wir

»[...] wie jede andere Wissenschaft, die es mit Strukturen zu tun hat, mit keinen anderen Beweisen für die Wahrheit ihrer Ergebnisse rechnen [...] als den Wahrheiten, die mit ihrer Hilfe zu gewinnen sind« (Bourdieu, P. 1970/1983: 133)

Freiraum

Wenn allen Menschen ein Haus zugestanden wird, brauchen wir dazu nicht mehr sondern weniger Bauland. Ökonomisch Ärmere würden ›reicher‹, ökonomisch Gesicherte würden weniger angestrengt sein und Reiche würden sich eines Privilegs beraubt fühlen. Der Kapitalismus würde keinen Schaden nehmen. Weil das weder die Staats- noch die Monopolkapitalisten inkl. Faschisten und Kommunisten kapiert haben erheben sie Geschoßwohnungsbau zum Staatsdogma. Nicht wissend, dass eine der Forderungen aus dem Bauernaufstand lautete, dass jede Familie eine Tür an die Straße haben solle – und das heißt, über ein Haus zu verfügen.

Lasst den Kapitalisten doch den Mehrwert

Es ist doch verwunderlich, wenn wir die etablierten Bewegungen anschauen, die hellwach die Bürgerinitiativen übernommen und sich tendenziell in Unternehmungen verwandelt haben (BUND, Nabu, WWF, Gendering, Öko-Institut, die Energie-Werber etc.), die in halbstaatlichem Auftragsgewande agieren, statt sich ›vor der Obrigkeit zu hüten‹. Der Kampf gegen den Kapitalismus hat in 150 Jahren nichts bewirkt. Die ganz praktische Argumentation der Gräfin zu Dohna fürs Haus und gegen die Mietskaserne schadet den Kapitalisten nicht. Aber es macht das Alltagsleben leichter, oder wie I.M. Hülbusch konstatiert ›sparsamer‹ – was nicht zuerst eine Geldangelegenheit ist. Sparsamer heißt hier nicht, die ›rationelle Bedienung des Staubsaugers‹ sondern die Umstände des Haushaltens, bei dem der Staub das kleinste Problem ist. Genauso klein wie der Mehrwert. Beim Haus macht der Kapitalist den gleichen Reibach wie bei der Wohnung, weil an der Notwendigkeit nichts zu verdienen ist. Das Haus allerdings ist uns das Werkzeug, den Haushalt möglichst sparsam zu bewerkstelligen, d. h. unsere Anstrengungen nicht über Gebühr zu strapazieren und völlig unnötig zu beanspruchen. Auch das Haus macht das Leben nicht widerspruchsfrei, aber sparsamer und leichter. Es darf daran erinnert werden, dass die Rechten wie die Linken ›das Haus‹ verteuftelt

haben, weil die Menschen da zu viel Zeit verbringen und für die politische ›Arbeit‹ nicht verfügbar seien (Brookhuis, N. et al. 1992). Das erinnert an das bewegte Geschwätz der 80er Jahre, wo die Aktivisten vor der Flucht ins unpolitisch Private warnten, damit ihnen die Kundschaft und die Legitimation nicht ausginge. Der ›dritte Mann‹ (s. NB 48), mit dem gedroht wird, ist im Planungsbüro der ›Auftraggeber‹ und für den politischen Aktivismus der ›Kapitalist‹. Es gibt sie beide. Wenn sie zum Kinderschreck erhoben werden, hat es nur die Absicht, uns zu erschrecken, einzuschüchtern. Die Philanthropen, die in die eigene Tasche wirtschaften, müssen die alltägliche Praxis verteufeln – so diese ganz einfachen, von uns aus ›gemütlichen‹ Alltage, die auch ohne äußere Zwänge schon genug Umstände und Widersprüche enthalten. Zu den Ideologen kommen dann noch die Technokraten, die uns die Zeit vorrechnen wollen, die wir abrechnen könnten. Lange haben wir gerätselt, warum die Resonanz über Gedanken zur Freiraum- und Hausplanung seit eh und je so ausgesprochen spärlich ausfallen und i. d. R. völligem Unverständnis begegnen. Das ist ganz einfach: eine Erklärung *für* etwas, einfach so und ohne Verteufelung – das machen wir jetzt grad auch, ist manchmal nötig – ist den Auftragnehmern der Herrschaft völlig unzugänglich. Das passt nicht in ihre Vorstellungswelt. Der Tischler baut einen Tisch. Dazu braucht er keinen Widersacher sondern ein Vorbild oder, wie H. Arendt schreibt, eine Idee.

»[...] Aber diese rechtfertigenden Umstände, wiewohl sie historisch von großer Bedeutung sind, kommen in einer Beschreibung der grundsätzlichen Gliederung der Vita activa kaum in Betracht.) Ausschlaggebend ist hier, daß alle körperlichen Empfindungen, Lust und Unlust, das Verlangen und seine Stillung – die so ›privater‹ Natur sind, daß sie noch nicht einmal angemessen mitgeteilt werden können, von einem dinglichen Erscheinen in der Außenwelt ganz zu schweigen – durch eine Kluft von der geistigen Vorstellungswelt geschieden sind, die sich so leicht und selbstverständlich der Verdinglichung fügt, daß wir weder ein Bett herstellen können, ohne uns vorher irgendwie ein Bett vorzustellen, d. h. ohne die ›Idee‹ eines Bettes vor Augen zu haben, noch uns ein Bett vorstellen können, ohne uns an ein bestimmtes Bett aus unserer sinnlichen Anschauungserinnerung zu halten.«
(Arendt, H. 1956/2010: 167)

Das ist doch wunderbar beschrieben. Beim Bett macht der Entwerfer nichts, nicht mal einen Widerspruch, weil ein Bett ein Bett ist, ein Tisch ein Tisch, ein Stuhl ein Stuhl ist. Beim Haus und beim Freiraum reicht es offenbar nicht zu einer ›Idee‹, weil diese für technokratische Gemüter zu anspruchsvoll ist. Und wenn es an der Idee fehlt, kommt der Ideologe und Entwerfer ins Spiel, der die Idee erfindet ohne den Sinn zu kennen. Der Sinn ist eben nicht qua Erfindung die Funktion sondern die stille Nachahmung des ›Gebrauchsgegenstands‹, in den die Erfahrung sedimentiert ist. Der ›Mehrwert‹ ist fürs Alltagsleben so irrelevant wie die Chimäre des Auftraggebers oder irgendeiner anderen 3. Person, die den Part des Pater diabo-

lus zugeschrieben kriegt. Das Motto heißt:

Der Kapitalist macht seinen Reibach auch dann, wenn unser Alltagsleben mit der Verfügung über ein Haus leichter – nicht widerspruchslöser – zu führen ist. An der Not verdient auch der Kapitalist nichts. Selbst wenn er daran verdiente, gäbe es keinen Grund gegen die Verfügung über ein Haus zu sein. »Das Bild des Pfades ist passend, denn einem Pfad folgend, der von Generationen wandernder Füße geschaffen und erhalten wurde, kann man einigen Gefahren der umgebenden Wälder oder Berge oder Sümpfe aus dem Weg gehen. Der Pfad ist die Tradition, die durch Belehrung, Beispiel und Kommentar weiter gereicht wird.« (Berger, J. 1979/1984: 278)

Schön wärs!

6 Beispiele gegen Vorwände

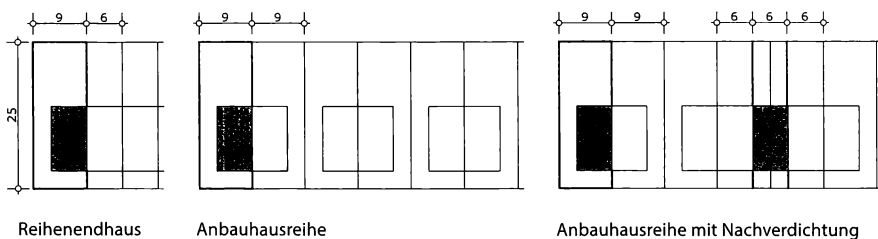
Wer vom Reihenhause ausgeht den Typus des Hauses beschreibt und durchdekliniert, trifft sofort auf den Widerspruch der vielen Leute, die im Stande des »fiktiven Zweifels« (Peirce, Ch.S. 1991) sind. Den einen ist's nicht »urban« genug, den anderen auf dem Land nicht »rural« genug, wieder andere (u. a. Herlyn, Tessin) singen das Loblied auf den Geschosswohnungsbau und beklagen den schlechten Ruf desselben, wieder andere sehen die »kreative Freiheit« des Architekten und Städtebauers bedroht – übrigens zurecht – aber auch die »Wünsche und den Geschmack« zuerst der Investoren (sprich Spekulanten) und dann auch noch der sog. Bauherren, die ihr Geld dokumentiert sehen wollen, und wenigstens auf einer, wenn auch kleinen Insel der Glückseligkeit ein Protzbänkchen von Villa haben wollen: Was dem Kanzler Kohl gut ist am Kanzleramt, ist »mir«, dem »Leistungsträger« zumindest billig. Was dem einen zu rural oder provinziell scheint, ist dem anderen geradezu urban, wie das mit Klischees eben so ist. Gegen die Urbanität à la Sievers, Siebel oder Häußermann, den Sozialdemokraten à la Giedion (s. Bloch, E.), Herlyn und das Heer der Städtebauer sind leicht ihre Werke – Märkisches Viertel, Brückenhof, Mümmelmannsberg, Billwerder-Allermöhe, Marl-Hüls und viele tausend andere – aufzutischen und im Gegensatz die vielen Siedlungen aus (Reihen-)Häusern in der Schweiz, Belgien, den Niederlanden, Großbritannien, und hier z. B. in Bremen und am Niederrhein zum Beweis der Brauchbarkeit und Haltbarkeit der Häuser-Siedlungen zu zitieren. Wer meint, das Haus könne nur gereicht gebaut werden, irrt. Das einseitig angebaute Haus, unter dem merkwürdigen Begriff »Doppelhaus« geführt, ist zumindest nicht ganz unbekannt und wird der seitlichen Durchfahrt auf den Hof wegen sogar geschätzt. Das anbaufreie Haus dagegen ist eher unbekannt und scheint ohne Beispiel zu sein. Wir dürfen nicht übersehen, dass die Beispiellosigkeit bis auf den heutigen Tag gemäß baurechtlicher Tabus aus der Schatzkiste »landschaftsgerechten Bauens« – was immer das sein soll – mit der Vorschrift des »eingeschossigen Baus« mit ausgebautem Dachgeschoss gespeist

wird. Eine Maßgabe, die allen Bebauungsplänen schematisch diktiert ist, wenn's ein bisschen Platz zur Vergeudung und Fläche für demonstrativen Aufwand gibt – auch wenn das Geld dazu mit unnötiger Mühe zusammengekratzt werden muss und anschließend die Gebrauchskosten unnötig belastet.

6.1 Einseitig angebautes Haus – das Anbauhaus

Gemeinhin wird eine Reihe aus zwei Häusern ›Doppelhaus‹ genannt – etwas merkwürdig. Gemeint sind Häuser, die im Gegensatz zum Reihenhaus nur einseitig angebaut sind und die auf der anderen Seite eine Durchfahrt und einen seitlichen Hof haben. Dieser Haustyp wird im folgenden Anbauhaus genannt.

Das einseitig angebaute Haus kann entweder am Ende einer Reihe von Häusern stehen (Reihenendhaus) oder es kann gespiegelt und gereiht werden, so dass jedes Haus der Reihe eine seitliche Durchfahrt hat (Anbauhausreihe). Die Organisation von Haus und Parzelle kann in beiden Fällen gleich sein. Bei der Anbauhausreihe ist eine Nachverdichtung möglich, wenn zwei Nachbarn gleichzeitig bereit sind, jeweils drei Meter ihrer Parzelle abzugeben, also die Breite der Durchfahrt. Die Breite der zwei Durchfahrten beträgt zusammen sechs Meter und ist demnach ausreichend für ein Reihenhaus (Anbauhausreihe mit Nachverdichtung).

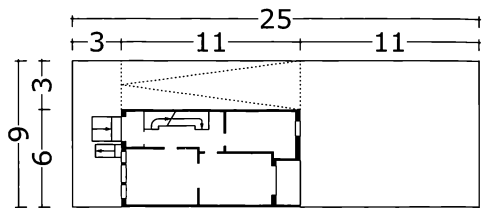


Grundrisse zum Haus mit Durchfahrt

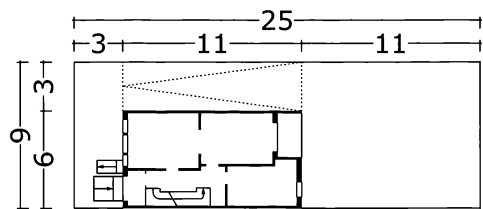
Die folgenden Beispiele des Hauses mit Durchfahrt sind vom Reihenhaus abgeleitet. Ähnliche Grundrisse sind zu finden. Die Beispiele gelten für das angebaute Haus ebenso wie für das freistehende Haus. Die einfachste Übertragung der Qualitäten des gereihten Hauses ist die Kopie der Hausorganisation, ergänzt durch die Durchfahrt auf einer Seite. Die Durchfahrt ist dabei als Rampe gebaut, weil der hintere Hof eine halbe Etage tiefer liegt als der Vorhof. Dabei kann der Hauseingang an der Durchfahrt oder an der Nachbargrenze liegen. Im ersten Fall ist die Durchfahrt durch die Treppen vom Vorhof getrennt. Vorhof und Durchfahrt können nicht gemeinsam genutzt werden. Bei diesem Grundriss liegen der Treppenflur und die kleineren (eher kühleren) Räume an der Außenwand, was geringfügig Heizkosten spart. Die Loggien auf der Rückseite der beiden Häuser liegen wie beim Reihenhaus direkt nebeneinander, sind also akustisch kaum getrennt.

Wenn die Treppen und der Treppenflur an der Nachbargrenze liegen, sind Vor-

hof und Durchfahrt nebeneinander und können auch zusammen genutzt werden. Der Souterrain-Eingang ist vorne von der Durchfahrt aus leichter zu erreichen. Die Loggien der Nachbarhäuser liegen weiter auseinander und sind deshalb akustisch besser getrennt. Ich halte das für eine bessere Aufteilung als die zuerst beschriebene. Das gilt wohl auch für das Nebeneinander der Haustüren. In beiden Fällen ist zu überlegen, ob der vordere Souterrain-Eingang gebraucht wird, da ja der Durchgang zum Hof über die Durchfahrt möglich ist.



Anbauhaus mit seitlicher Durchfahrt an der Seite des Hauseingangs (Treppenflures)



Anbauhaus mit seitlicher Durchfahrt an der Seite der großen Zimmer

Beispiele mit Eingang an der Durchfahrt

Beim einseitig angebauten Haus ist oft der Eingang an der Durchfahrt gelegen. Das erscheint auch auf den ersten Blick plausibel:

Die Durchfahrt kann als Vorhof genutzt werden, so dass das Haus direkt am Bürgersteig stehen kann. Die Parzellentiefe beträgt dann nur 22 statt 25 Meter und die Grundstückskosten sind dadurch etwas geringer.

Vom seitlichen Eingang her sind Bürgersteig und Hof gut zu erreichen, so dass keine zusätzlichen Eingänge vorne und hinten gebraucht werden. Der hintere ebenerdige Ausgang bleibt trotzdem sinnvoll.

Nachteilig ist, dass keine Nachverdichtung durch Bebauung der Durchfahrten möglich ist.

Weiterhin wird die Zonierung aufgehoben, nach der Wandöffnungen nur vorne und hinten sein sollten (s. Kap. »2.3 Zonierung und Abfolge« S. 38).

Welche Auswirkungen der seitliche Eingang für den Hausgrundriss hat, wird mit folgenden Beispielen beschrieben:

Die geringste Änderung gegenüber dem vorherigen Grundriss ist der seitliche Eingang mit einer Außentreppe und mit dem Hauseingang hinter dem Treppenflur, was nicht selten vorkommt.

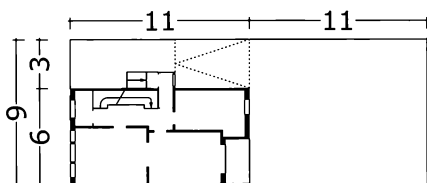
Mit der Eingangstreppe ist eine ähnliche Eingangsdramaturgie möglich wie bei einer Eingangstreppe vorne (s. Kapitel Treppenflur). Allerdings hat man einen eingeschränkten Blick auf den Bürgersteig. Die Zonierung (Wandöffnungen nur vorne und hinten) kann erhalten bleiben, weil die Eingangstreppe in Richtung der Durchfahrt liegt und der Windfang von hinten belichtet werden kann. Die Durch-

fahrt ist etwa einen Meter schmaler, sodass kaum noch ein Pkw durchfahren kann. Oder die Durchfahrt müsste entsprechend breiter bemessen werden, was die Grundstückskosten erhöht und die Hausdichte im Quartier weiter verringert.

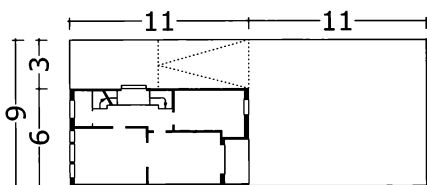
Die Haustür des Hochparterres liegt im Grundriss hinten. Man geht also an den hinteren Zimmern vorbei, bevor man ins Empfangszimmer gelangt. Vorne ist der bisherige Windfang übrig, der eventuell zum WC umgebaut wird. Spätestens dann ist die bewährte Zonierung des Grundrisses in vorne und hinten aufgehoben. Eine Teilung des Hauses für zwei Parteien ist nicht möglich, weil der Weg zur oberen Etage durch den Flur des Hochparterres verläuft.

Bei einer Variante des vorherigen Grundrisses gibt es keine Außentreppe sondern nur zwei Stufen. Die Durchfahrt bleibt auf voller Breite erhalten. Der Hauseingang liegt an der Treppe ins Souterrain, die mit einem etwa zwei Meter langen Podest unterbrochen werden kann. Von der Haustür aus sind also sowohl das Hochparterre als auch das Souterrain gut zu erreichen. Das Eingangspodest ist mit etwa 1×2 Metern sehr eng, zumal es auch Durchgang ins Souterrain ist.

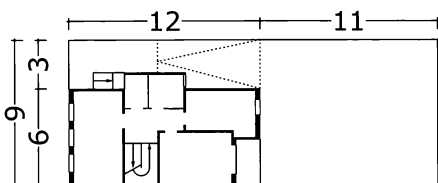
Häufiger wird der Seiteneingang zusammen mit quer verlaufenden, gegenläufigen Innentritten gebaut. Wegen dieser Treppen ist das Haus etwa einen Meter tiefer und das vordere Zimmer liegt quer. An der Ein-



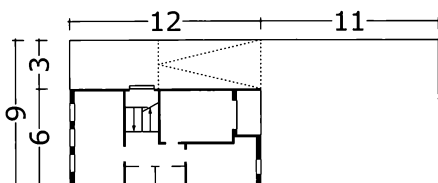
Anbauhaus mit Eingang an der Durchfahrt, mit Außentreppe



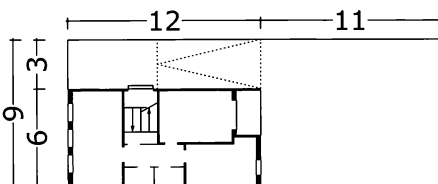
Anbauhaus mit Eingang an der Durchfahrt, ohne Außentreppe



Anbauhaus mit Eingang an der Durchfahrt, mit gegenläufiger Innentreppe und Außentreppe



Anbauhaus mit Eingang an der Durchfahrt und gegenläufiger Treppe ohne Außentreppe



Anbauhaus mit Eingang an der Durchfahrt und gegenläufiger, eingehauster Innentreppe, ohne Außentreppe

gangstreppe sind ein Windfang und dahinter noch eine Kammer möglich. Windfang und Kammer können von vorne und hinten belichtet werden, sodass keine Fenster zum Nachbarn ausgerichtet sind (Zonierung in zwei Richtungen). In der oberen Etage können über dem Windfang eine größere Kammer oder ein Bad sein. Es gibt wie beim Reihenhaushaus drei Zimmer je Etage. Die Organisation in die Tiefe ist bei Treppe und vorderem Zimmer aufgehoben.

Bei einer ähnlichen Aufteilung ohne Außentreppe muss die Treppe drinnen an der Durchfahrt liegen, damit die Treppenläufe der verschiedenen Etagen Platz sparend übereinander angeordnet sind. Der Grundriss ist dabei gegenüber dem dritten Beispiel gespiegelt. Die Archive gegenüber der Treppe sind wesentlich kleiner und fensterlos.

Bei einer gegenläufigen Treppe an der Außenwand ist mit geringer Abwandlung der Bau von Geschosswohnungen möglich. Die Treppen können vom Flur mit einer Wand getrennt werden. Diese Bauweise tendiert also zum Geschosswohnungsbau.

Resümee

Bei einer seitlichen Durchfahrt erscheint es aus vielen Gründen sinnvoll, die Grundrissorganisation des Reihenhauses wie im ersten Beispiel beschrieben zu übernehmen. Nur beim vorderen Eingang ist eine Zonierung des Grundrisses möglich, weil man eben vorne ins Haus geht. Der allmähliche Übergang vom kommunalen Bürgersteig ins Haus ist fein abgestuft nur in einer Abfolge von vorne nach hinten möglich. (Bürgersteig, Vorhof, Eingangstreppe, Windfang, Empfangszimmer, hintere Zimmer). Bei allen Varianten des Eingangs an der Durchfahrt ist diese Zonierung aufgehoben. Eben weil der Eingang seitlich liegt, kann es keine Zimmerabfolge von vorne nach hinten geben, so nett wir Häuser mit Seitenzugang vom Anschauen auch in Erinnerung haben mögen.

Die Durchfahrt – Vorteile und Nachteile

Die Abfolge zwischen vorne und hinten, die beim Reihenhaushaus durch das gesamte Haus hergestellt wird, ist auf der Breite der Durchfahrt aufgehoben. Die Distanz zwischen vorne und hinten wird nicht durch Grenzen hergestellt, also z. B. Wände mit Durchgängen, Schwellen, Stufen. Die Distanz wird nur noch durch die Entfernung hergestellt, wodurch der Hof erheblich näher an der Straße ist.

Das hat einige **Vorteile**:

- + Der Hof ist zu Fuß leichter erreichbar. Bei entsprechender Breite und Bauweise auch mit Pkw oder sogar Lkw. Damit ist auch eine Feuerwehruzufahrt gegeben.
- + Der Materialtransport vom und zum Hof ist vereinfacht, z. B. für Baumaterial, Vorräte, Brennholz.

- + Ein handwerklicher Gebrauch des Hofes, für den Eigenbedarf oder auch gewerblich wird erleichtert.
- + Die Instandhaltung der Hausrückseite ebenso wie Bauarbeiten im Hof sind leichter auszuführen.
- + Im Hof kann eine Garage oder Werkstatt gebaut werden.
- + Außerdem bedeutet eine seitliche Durchfahrt eine größere Entfernung zu den Nachbarn auf dieser Seite (von Haus zu Haus) und die Hoffläche ist breiter.
- + Nicht zu vergessen: für Kinder kann der Weg durchs Hofparterre umständlich sein; dieser Weg wird leichter.

Demgegenüber hat die Durchfahrt folgende **Nachteile**:

- Bei einer Reihung von Häusern mit Durchfahrt ist die Hausdichte gegenüber Reihenhäusern etwa $\frac{1}{3}$ geringer. An 18 Metern Bürgersteig können drei Reihenhäuser stehen, aber nur zwei Häuser mit Durchfahrt.
- Wegen der geringeren Hausdichte haben die Geschäfte oder Verkehrsmittel etc. im Quartier entsprechend weniger Kunden. Die Angebote sind entsprechend »dünner gesät«.
- Die offene Bebauung unterbricht die Grenze zwischen vorne und hinten. Der Hof ist von vorne einsehbar. Ein fester durchsichtiger Zaun (Tor) auf der Höhe der Vorderfront des Hauses – Höhe ca. 1,50 m (s. Böse-Vetter, H. 2004: 197) – markiert und sichert den Hof.
- Die Grundstückskosten sind gegenüber dem Reihnhaus etwa 50 % höher. ($3 \text{ m} \times 25 \text{ m} \times \text{ca. } 200 \text{ €/m}^2 = 15.000 \text{ €}$, je nach Grundstückspreis). Dazu kommen noch höhere Baukosten der Außenwand an der Durchfahrt. Diese muss zusätzlich gedämmt und verputzt werden mit Kosten von ca. $10 \text{ m} \times 11 \text{ m} \times 100 \text{ €/m}^2 = 11.000 \text{ €}$). Dazu kommen noch über die Jahre höhere Instandhaltungskosten und zusätzliche Heizkosten, die beide bei einer angebauten Wand nicht anfallen.

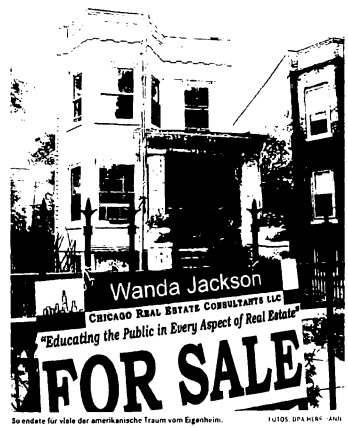
Trotzdem hat die seitliche Durchfahrt Vorzüge für die Hofetage und deren hauswirtschaftlichen Gebrauch.

6.2 Anbaufreies Haus

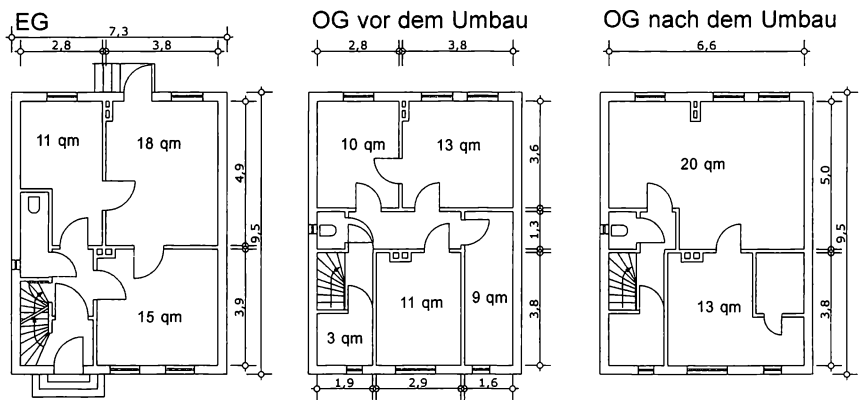
Wer hat schon eine Erinnerung an eine »freistehende« Etagerie mit Souterrain, Hochparterre, oberer Etage und eventuell noch Dachetage, die auch noch mit der Schmalseite zur Straße steht und in die Tiefe der Parzelle zониert ist? Zugegeben, die kommen nicht gerade häufig vor und entgehen dann auch noch unserer Aufmerksamkeit. Mit bewusster Kenntnis des Typus »Haus« kann immer leicht konstatiert werden, wie viel »Haus« in einem Bau enthalten ist (Harenburg, B. & Wagners, I. 1991, Hülbusch, K.H. 2009, Helbig, R. 1996, Theiling, Ch. 1996 u. v. a.). In Philadelphia sind Häuser – in der Reihe angebaut und anbaufrei – häufig. Wie

auf dem Foto aus dem Weserkurier zu sehen ist, ist es in Amerika nicht ungewöhnlich anbaufreie Etageriehäuser zu bauen. Das muss ja nicht so popanzig daher kommen und kann praktischer zur Straße und auf der Parzelle platziert werden. Unser aus der Erinnerung ergrabenes Beispiel ist in Stickenbüttel/ Cuxhaven zu finden und ohne Blick auf den Grundriss nicht auf Anhieb zu erkennen, weil die geschlossenen Längsseiten des Hauses für die obere Etage mit einem steilen Mansarddach kaschiert sind. Weil offenbar schon in den 20er Jahren die Mähr vom »ausgebauten Dach« herumgeisterte.

Es ist ein zweietagiges, aufgesockeltes, giebelständiges Mansarddachhaus mit Zugang auf einer Seite des straßenorientierten Giebels. Auch wenn die Außenmaße mit 7,25 × 9,25 m nicht den Idealmaßen des Hauses entsprechen und trotz Aufsockelung das Souterrain fehlt entspricht die Grundrissfläche der des Hauses und das Hochparterre stimmt mit Treppenflur, zwei Zimmern und einem kleinen Zimmer in den Grundzügen mit dem Grundriss im Hochparterre des Reihenhauses überein. Obwohl die Grundfläche mit knapp 68 m² fast 5 m² größer ist als der Typus des Hauses »scheint« es immer und überall etwas zu eng oder zu groß zu sein. Im Original wird dann in der Hausetage (Familienetage) herumprobiert mit der Folge, dass bei der ersten Gelegenheit die Mauern zu einer »Wohnlandschaft« eingerissen werden. Das ist nun mal so, wenn am Maß von 6 m Breite (+ 5 % höchstens) und 10,5 m Tiefe gedreht wird – wie das Bei-



Haus in Philadelphia,
aus: Weserkurier vom 16.03.2010



Grundriss eines Mansarddachhauses in Cuxhaven

spiel ›einseitig angebautes Haus‹ mit Zugang an der Längsseite beweist.

Auf dem Foto aus Amerika ist zu beobachten, dass der Bau mit zwei Volletagen durch Utluchten und Auskragungen ›kleiner‹ oder auch ›niedlicher‹ gemacht werden soll. Beim Cuxhavener Beispiel übernimmt das Mansarddach mit flach aufgesetztem Satteldach diese Aufgabe. Diese übernimmt, fast konträr dazu, bei Reihenhäusern, die um 1910 in Bremen gebaut wurden (und anderswo, z. B. in Kleve am Niederrhein), ein Blendgiebel, der das flache Satteldach und damit die vorgetäuschte Traufständigkeit versteckt. Diese Tricks zur Verniedlichung sind wohl unnötig, weil die 3-Fensterfront sowie das vorgelegte Treppenpodest mit dem Maß einer kleinen Zimmerbreite dieser Häuser ausreichende und lesbare Plastizität verleihen.

Bei den Häusern aus Amerika ist schön zu erkennen, dass irgendein Vorbehalt oder ein Bebauungsplan daran hindert, die Häuser wenigstens einseitig anzubauen, damit an der anderen Seite wenigstens Platz für einen soliden Seitenzugang erhalten wird. Womit dann schon die vornehmliche Frage zur Platzierung des anbaufreien Hauses auf der Parzelle benannt ist. Wenn z. B. das anbaufreie Haus grenzständig gebaut wird und auf der anderen Seite eine ca. 2,5 m breite Durchfahrt erhält, wird im Vergleich zu einem 6 m breiten Reihnhaus die Parzelle um 41 % vergrößert – bei 2 m um 33 %. Gleichzeitig werden die Häuser nicht gereiht wie das bei gespiegelten Reihenhäusern der Fall ist – Ausgang und Treppenflur von je zwei Häusern liegen nebeneinander – oder bei einseitig angebauten Häusern, bei denen die Durchfahrten zum Hof nebeneinander verlaufen.

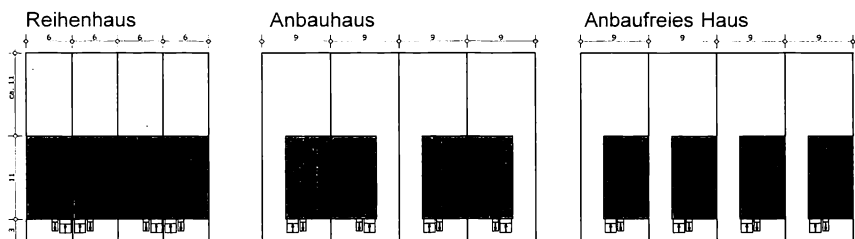
Ja wie kann der Traum des anbaufreien Hauses möglichst geschickt ausgeführt werden? In Cuxhaven wurden dazu etwa im Winkel von $22,5^\circ$ zur Straße die Parzellen eingerichtet und die Häuser hintereinander versetzt mit schmalen Traufgassen zur gleichen Grenze platziert. Die Traufgasse ist vielleicht nicht nur eine



Ansicht des Mansarddachhauses in Cuxhaven, Straßenseite



Ansicht des Mansarddachhauses, rückwärtige Seite



Reihenhäuser mit gespiegelten Eingängen; einseitig angebaute Häuser mit gespiegelter Durchfahrt; grenzständige, anbaufreie Häuser

brandpolizeiliche Einrichtung gewesen und enthielt immer schon den Gedanken nachbarrechtlicher Distanz. Doch, wie kann eine Etagerie anbaufrei wiederkehrend geordnet werden? Ganz einfach nur mit beidseitigen Traufgassen, mit denen erklärt wird, dass die Häuser nicht angebaut, also keine Doppelhäuser sind und trotzdem in Reihung und Spiegelung dem einseitig angebauten Haus entsprechen. Eine andere, dem Wort *additiv* (s. Biegler 1979) nähere Anordnung besteht aus jeweils grenzständiger Bebauung und seitlichem Durchgang, die Stück für Stück ›addiert‹ werden. Selbst bei einem geschickt gebauten Etageriehaus wirkt die Idee des anbaufreien Baus schon merkwürdig ängstlich und der Schritt zur ›Villa auf der Insek‹ ist schon zu riechen. Trotzdem, die Vorteile der Etagerie fürs Hausen gegenüber der Erdgeschossvilla bleiben bestehen. Auch der Gebrauch der Parzelle ist über den Hof zum Souterrain eindeutig hauswirtschaftlich und handwerklich definiert und wird nicht von der Repräsentation für die gute Stube eingenommen.

Die Überlegung, wie denn viele Häuser eine Siedlung werden, ist mit Mängeln befrachtet, weil die Haus- und Türdichte gegenüber dem angebauten Haus (Reihenhaus) kleiner und die Wege von Haus zu Haus länger werden. Der Einfachheit halber rechnen wir sowohl fürs einseitig angebaute Haus wie fürs anbaufreie Haus eine Parzellenbreite von 9 m, also 50 % mehr als beim Reihenhaus. Bei 30 m Parzellentiefe von der Straßenmitte bis zur rückwärtigen Hofgrenze gibt das statt 180 m² eine Parzellengröße von 270 m². Im Vergleich zu den quadratischen Kaffeemühlen-Grundstücken für eingeschossig-ebenerdige Kaffeemühlen mit Zweispännereingang und Flächen um die 900 m² (30 × 30 m) ist das immer noch sparsam. Bei noch größeren Parzellen (eher wohl Grundstücken) ist an eine spätere Nachverdichtung zu denken. Bei einer Verbreiterung, die allerdings gegenwärtig die Kosten für Straße und Leitungen verteuert (s. Notizbuch 66 ›Unter Verschluss. Der modische Bebauungsplan‹ 2006), sollte die Teilung für ein weiteres Haus möglich sein, also 9 m betragen = insgesamt 540 m². Wenn die Parzelle in die Tiefe vergrößert wird – was einer Vergrößerung von der Haushufe zur Haus-Wirtschaftshufe mit Garten entspricht – würde eine Nachverdichtung an einer parallel gebauten Neubaustraße erfolgen. Das wäre im B-Plan mit dem Vorhalt einer

Straßenfläche leicht zu behalten. Bei der Verbreiterung der Parzellen sinkt die Türrichte an der Straße; bei Vergrößerung in die Tiefe bleibt die Türrichte erhalten. Dafür wird der Abstand von Straße zu Straße größer, die Gasse länger und die Bebauung an der Gasse befördert. Deshalb ist die Verbreiterung der Parzelle günstiger. Die Wegedichte ist von Beginn an gegeben. Es kann auch gewählt werden zwischen der Haushufe von 9 m Breite mal 30 m Tiefe oder einem Grundstück von 18 m Breite für zwei Haushufen mal 30 m Tiefe bei festgesetzter seitlicher und vorderer Baulinie. Gegenüber dem einseitig angebauten Haus hält das anbaufreie Haus keine Vorteile bereit – bis auf das Gefühl der Verfügung über ein ›freistehendes Haus‹. Alle praktischen Vorteile, insbesondere der Durchgang/die Durchfahrt neben dem Haus auf den Hof, sind auch beim einseitigen Anbauhaus gegeben. Das Haus in Cuxhaven lässt erkennen, dass hinsichtlich der Erscheinung das anbaufreie Haus propper gebaut werden kann.

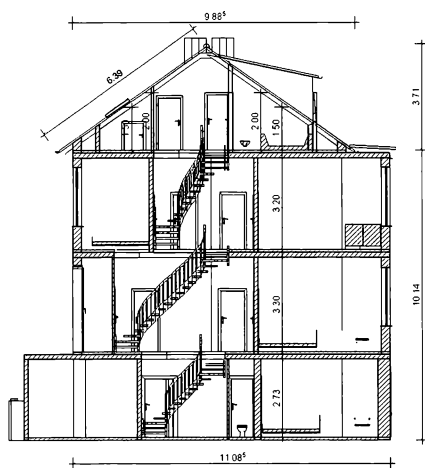
6.3 Bungalow – der aus der Reihe tanzt ...

Außenwände, Fußboden und Dach (120 m^2 eingeschossig oder etageriert)

Aus der Reihe zu tanzen, war schon immer ein besonderes Vergnügen, was den einen oder anderen auch durchaus teuer zu stehen kam. Wer beim Hausbau aus der Reihe tanzt, kann dessen durchaus gewiss sein. Denn das ist immer ein teures Vergnügen.

Der Solist

Wird die Etagerie des Reihenhauses nur schon als Solist exponiert, verdreifacht sich auf einen Schlag die Fassadenfläche von 120 m^2 auf 380 m^2 . Dieser Umstand allein bewirkt, dass entsprechend die dreifache Fläche an Fassade hergestellt, gedämmt, gepflegt und erhalten werden muss. Anschaulich wird das in etwa dadurch, dass die vordere und hintere Fassade einer eingereihten Etagerie in etwa 2 Wochenenden zu streichen ist, und das in großen Teilen ohne Gerüst. Kommen dagegen die bis in den First reichenden Seitenwände hinzu, wird das ganze erheblich umfangreicher. Ein Gerüst ist unverzichtbar, und aus 2 Wochenenden werden schnell 2 bis 3 Wochen Arbeit, ganz zu schweigen vom erheblich höheren Materialaufwand oder gar von evtl. notwendig werden den Instandsetzungsarbeiten. Kommt



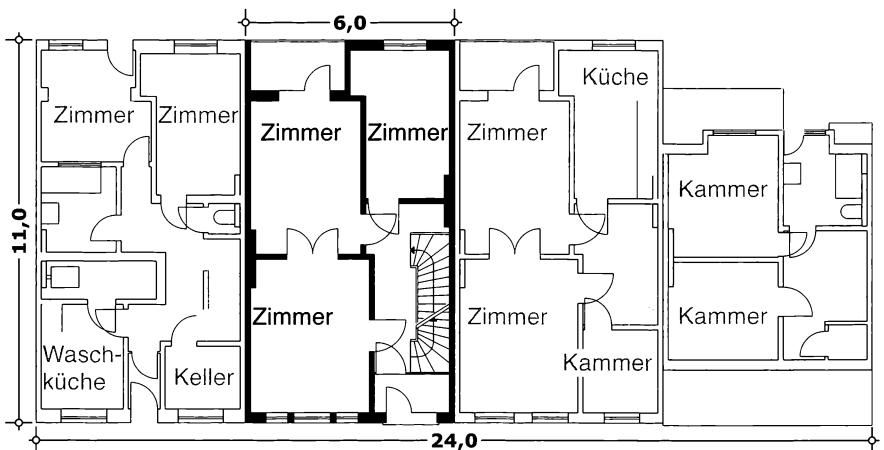
Kantenlängen der Außenflächen im Schnitt

man nochmals auf die Kosten zurück, sind hier bei stark reduzierter Hausdichte erheblich länger werdende Alltagswege mit ebenso erhöhtem Zeit- und Kostenaufwand gleichzusetzen, ganz zu schweigen von der entsprechend höheren Straßen- und Kanalkosten, dem technischen Versorgungsaufwand und dem damit einhergehenden Pflege- und Erhaltungsaufwand.

Die Flachpfeife

Natürlich kann Mensch auch noch heftiger aus der Reihe tanzen. Negiert man die vorweg beschriebenen Vorteile der Etagerie und hebt die Terrassierung durch Entstapelung auf, gelangt man zum Bungalow. Der Bungalow entsteht durch das bloße (gleichgültige) nebeneinander Anordnen der Etagen zu einem ›Groß-Geschoss‹, der Flachpfeife, nicht unterkellert und in der Regel nicht angebaut.

Dabei kann die Fassadenfläche im Vergleich zur eingereichten Etagerie annähernd gleich bleiben, jedoch werden aufgrund von 4 Etagen Dach- und Grundfläche des Gebäudes mal eben locker vervierfacht. In Zahlen ausgedrückt, werden dann aus ca. 65 m² eines gereichten Hauses Grundfläche 260 m² und aus ca. 75 m² Dachfläche um die 300 m². Damit vervielfacht sich im einfach gehaltenen Vergleich die Grundstücksfläche, wie dann vor allem die Grundstückslänge an der Straße und die Hausdichte im Quartier auf $\frac{1}{5}$ reduziert wird. Beides verbunden mit den dann einfach hochzurechnenden voran beschriebenen, monetären Folgen. Sind es gerade die Gründungskosten, durch die je nach Bodenbeschaffenheit und mehr oder weniger anstehendem Grundwasser mitunter erhebliche Kosten anfallen, wird allein schon an diesem einen Aspekt die Dimension einer solchen Entscheidung ablesbar. Wurde nicht sorgfältig gearbeitet, können dann nochmals die in der Regel nicht minder immensen Kosten für Reparaturen und nachträgliche Abdichtungen an diesen Bauteilen hinzukommen.



›Ausmaße‹ der Flachpfeife nach Etageriefläche

Im Gegensatz dazu sind Dächer in den Entstehungskosten moderater. Dafür stellen die Dächer als primär gegen Niederschläge schützendes und am meisten den klimatischen Belastungen ausgesetztes Bauteil einen nicht unerheblichen Anteil an den Erhaltungskosten eines Hauses. Dächer müssen regelmäßig gewartet und instandgehalten werden, will man nicht Folgeschäden in drastisch erhöhtem Umfang in Kauf nehmen. Dächer gehören zu den pflegeintensivsten Bauteilen eines Hauses, so dass die Vervierfachung der Dachflächen im Erhaltungsbudget einen entsprechend großen Anteil bedingen wird.

Diese einfachen, grundsätzlichen Betrachtungen zur bloßen, monetären Bedeutung des ›aus der Reihe tanzenden‹ Solisten oder gar der sozialen Ignoranz der ›Flachpfeife‹, sich ganz vom klugen Plan des Hausens zu verabschieden, zeigen bereits deutlich die in diesem Entwurf enthaltenen Folgen auf. Ebenso wird dadurch offenkundig, wie der Plan der Etagerie auch die Herstellungs-, Pflege- und Erhaltungskosten für die ökonomische Erstellung und Erhaltung des Hauses bereitstellt. Indem in der Etagerie eine vorteilhafte Hausorganisation auch in Bezug auf Herstellung und Erhaltung kostengünstig bereitgestellt wird, werden die enthaltenen Vorteile auch für ökonomisch weniger üppig ausgestattete Hausökonomien verfügbar und langfristig bzw. dauerhaft erhaltbar.

6.4 Addition von Solisten

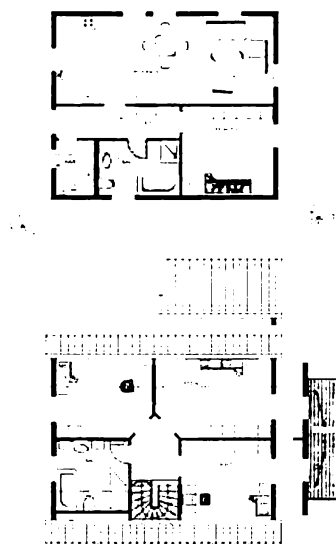
Die plakative Konstruktion der ›Flachpfeife‹ aus der Etagerie dient der Verdeutlichung. So platt wird die Aufhebung des Hauses dann doch nicht veranstaltet. Fast selbstverständlich erscheint, dass Hofparterre – kein Platz mehr dafür – und Dachetage unnötig sind fürs Wohnen. Heute, in Zeiten strikter Familienplanung und privater Isolierung, benötigt ja (fast) niemand mehr ein Haus, das für die Hauswirtschaft geeignet ist und Spielraum für Unwägbarkeiten hat. Diese beiden Etagen entfernt, erhalten wir ein eingeschossiges Gebäude von 12 mal 11 m – also die Grundform der Kaffeemühle, wie die quadratischen, zweigeschossigen Gebäude mit Walmdach aus den 20er Jahren genannt werden. Das Faible fürs Quadrat, also für die zentrierte Bauform muss daran liegen, dass das Quadrat auf dem Papier graphisch ausgewogen erscheint. Jetzt ist Papier geduldig, nicht aber der Alltag, in dem es zumindest störend ist, wenn da

»[...] spitze Kanten, karg kalkulierte Zimmer, Treppen und Ähnliches sadistische Stöße [versetzen].« (Adorno, Th. W. 1966/67: 110 f.)

Das sollte doch jeder Architekt mal irgendwo gelernt haben: Je weniger bedachte Flächen wir bezahlen können, desto ungeeigneter sind quadratische Flächen. Sie bieten bei gleichen Quadratmetern wesentlich weniger Platz als das sparsame Rechteck. Trotzdem sind die meisten Architekten bemüht quadratische Bauten zu entwerfen. Das gilt selbst für das völlig ungeeignete Objekt der Reihenhausezeile (s. Hose, G. 1983/1993). Nun haben quadratische Außenmaße bei

Aufteilung quadratische Zimmer oder breit vor einer Außenwand lagernde, tendenziell überdimensionierte Hallen zur Folge. Diese Wirkung wird bestärkt, wenn die Außenmaße von der Straße aus gesehen etwas breiter als tief sind und die Belichtung von den Seiten erfolgt. Die Ableitung aus der Etagerie hat Belichtung an den Schmalseiten der vier Einheiten, für den neuen Bau gesehen jedoch folgerichtig auf den Breitseiten. Das ist eine Möglichkeit, die auf der Straßenseite weitgehend verbarrikadiert und auf der Rückseite möglichst groß und bis auf die Erde aufgerissen wird. Die Rundum-Belichtung für die echte Kaffeemühle wird auf der Vorderseite zurückgenommen und enthält im Innern entweder eine große, dunkle Verteilerhalle oder eine große Halle mit Gegenlicht, in der die notwendigen Flure kaschiert – heißt heute wohl »integriert« – sind. Aus den quadratischen

Maßen des Gebäudes wird automatisch ein zweihüftiger Zugang erforderlich, den gewiefte Architekten mit Gefühl an die Seite verlegen (s. Beekmann, H. et al. 2004: 149–222) – nicht wissend, was sie da tun – wetten. Die übrigen drei Seiten jedenfalls sind wie bei einer Palladio-Villa Lichtseiten, für die Abstand gegen Einsicht erforderlich ist. Die Tendenz zur Leuchtturm-Befeuerung macht den Wunsch nach einem ebenerdigen Elfenbeinturm verständlich. Aber auf der Erde sieht man nicht weit und wird auch nicht gesehen. Der Schutzwall mit Gestrüpp zu ebener Erde hält nur noch fern, so dass am Ende niemand mehr weiß: Sperre ich mich ein oder andere aus? Und irgendwann hält man die Isolierung für normal.



Beispiele für ein breit an der Straße liegendes Einfamiliengebäude

Mehr Unbedachtes

Die Beseitigung der Dachetage und des Hofparterres räumt nicht nur die Variabilität, Improvisation, sondern auch den Haushalt aus. Das Unordentliche, Unge-regelte, das jeden Tag anfällt und aufgeräumt werden muss, damit

»[...] aus dieser Diskontinuität eine stille unauffällige Kontinuität [...]«

(Duras, M. 1987/88: 54)

gemacht wird, soll per Entwurf unnötig werden. Fürs Edelfoto »Schöner Wohnen« ist das Alltagsleben ungeeignet; so wie die Theaterstaffagen fürs Edelfoto im Alltag untauglich sind. Und alle diese feinen Ordentlichkeitsmenschen sind doch tatsächlich überzeugt, dass die ganz normale Diskontinuität des Alltagslebens mit Architektur auszuräumen sei. Das Problem ist, dass der Alltag trotzdem getan und

erledigt werden muss, nur noch umständlicher, noch anstrengender, aufwendiger und sisyphushafter. Nicht nur Kinder haben Hunger und Durst, kommen erledigt, verärgert u. u. nach Hause. Da ist 'ne Kaffeemühle modernster Prägung für alle Beteiligten noch bedrohlicher als ohnehin. ›Silberprinzen‹ und Blazerblasierte können das nicht verstehen. Und, um wenigstens ein bisschen Platz überher zu haben, wird auf den Grundstücken der Villa Bude nach Bude errichtet. Wenigstens sind die Männer dann nicht im Weg oder sitzen dumm rum.

Orchester aus Solisten

Die Kaffeemühlen und die Variationen sind großartig, eingeschränkt brauchbar und teuer. Die Stadtvilla, der drei- bis vierspännige Solitär feiner Geschosswohnungsbauten ist keine Erfindung der neuesten Zeit. Das gibts z. B. in Weimar schon seit Goethe und sollte damals schon fein-reich wirken (Linne, K. 1995). Um 1900 wurden in Dresden auf einer großen blockerschlossenen Fläche (Beekmann, H. et al. 2003: 40–122) Stadtvillen gebaut. Könnte man hinziehen. Aber anziehend ist die Ecke nicht, weil selbst mit der Wohnungs-Geschossbauvilla keine Siedlung gebaut werden kann; nur mehr oder weniger erträgliche ›Levi-towns‹. Zudem: Mit Häusern ist, gegenüber anderen Bebauungen und ohne dass dies unangenehm auffiele, immer eine hohe Besiedlungs-, Wege-, Angebotsdichte u. a. zu erreichen. Sehen wir mal von den merkwürdigen Zeilenbauten in Zickzackformen aus den 70er Jahren ab – stellen alle anderen Wohnbauten vom Einfamiliengebäude bis zur Zeile Solitäre dar. Es ist völlig egal, ob da jetzt ein so'n Ding rumsteht, mehrere oder viele. Und, nur z. B., die Hafencity in Hamburg mit dem Charme eines Kühlschranks oder – je nach Zeit – eines Solariums ist bestenfalls billiger als die monumentalen Filmkulissen von Fritz Lang, ephemerer Kitsch.

Distanz oder Isolierung

›Gestaltung‹, diese merkwürdige

»[...] Lust am unverständlichen Dazuerfinden, an der creatio ex nihilo [...]«

(Adorno, Th. W. 1966/67: 117),

die T. Wolfe so kommentiert:

»Wenn man jung war, war das ganze prima. Bei Null anzufangen hieß nichts anderes als die Welt neu zu erfinden.« (Wolfe, T. 1984: 17)

Und da sie nichts anderes gelernt haben, erfinden sie die Welt jeden Tag neu und beginnen Anderntags wieder bei Null. Wer heute über Planung räsoniert, hat keine Kriterien zur Prüfung – erfindet also ›ex nihilo‹ –, wenn das Haus nicht zum Maßstab erhoben wird.

Der Weg durch das Hofparterre

Der Weg durchs Hofparterre ins Innenhaus ist für Kinder zuerst mal ein Wagnis, eine Mutprobe – eine von den vielen, die im Haus zu lernen sind. Die Enkelin Gesche hat irgendwann diesen Weg ganz mutig genommen und dabei z. B. gelernt, dass dieses Parterre all die Dinge enthält, die im Haus gebraucht werden. Das Haus und die zugehörige Häusersiedlung sind lehrreich, weil da überall Alltagsstätigkeit untergebracht ist. Wo aber das Lehren nicht mehr mit tendenziell absichtslosem Lernen zu Hause rechnen, hausieren kann, wird die Lehre leer (Bettelheim, B. 1975). Warum die Schule heutzutage so erfolglos sein muss, ist (fast) leicht zu erklären. Das ›Haus‹ wurde, so gut es ging gelebt, auch wenn die Voraussetzungen dafür äußerst restriktiv waren. D. h., alle Kinder waren ›zu Hause‹ und darin waren sie bei allen Unterschieden ähnlich. In dem Moment, wo alle Kinder nur mehr wohnen – was natürlich über die technisierte Kinderbeschäftigung erleichtert und ›klassenübergreifend‹ wirksam ist, ist kein Kind mehr ›zu Hause‹ und alle verwahrlost. Lernleerheit ist ja wesentlich dramatischer und macht selbstverständlich auch vor der Hochschule nicht halt. Und so leer ist sie ja dann auch. Wenn M. Duras – ›Die Frau ist das Heim‹ – proklamiert, hat sie Recht, weil das Haus – nicht die Wohnung – sicher dem Prinzip der Frau gehört. Nein, nur keine Legitimation des Chauvinismus. Die Hüterin des Feuers ist die Hüterin des Hauses. Gewagt? Nein! Und mal ohne Frau/Mann verhandelt – die Herrscherin/der Herrscher des Alltags – verantwortlich, nicht befehlend. Und da ist die Wohnung in allen Formen eine Kommandozentrale und kein Haus. In jeder Villa ein/e KommandantIn: Mit Grünfläche.

Ohne Hofparterre, platt könnten wir dieses auch als ›Wirtschaftsetage‹ bezeichnen, sind alle nicht bebauten Flächen nutzlos, leer. Deshalb werden diese Flächen vom Einfamiliengebäude bis zum Hochhaus mit irgendetwas genauso Nutzlosem weggegrünt, gestaltet. Der psychologische Witz, das Nutzlose ist vergeudet, nicht freigiebig verschwendet (s. Bergfleth, G. 1975/1985, s. bei Bellin, F. 2006: 15 ff.), das Nutzlose besteht in der Tatsache, dass es durch Verausgabung weiterer Mittel, also durch intensive Dekoration der Nutzlosigkeit wertvoll wird, weil

»[...] die demonstrative Vergeudung gleichzeitig dem Gesetz des ehrenvollen Aufwands entspricht« (Veblen, Th. 1899/1986: 119 ff.)

»Die selektive Anpassung neuer Ideen und Entwürfe an die Forderungen der demonstrativen Verschwendung [gemäß Bergfleth: Vergeudung, Anm. der Autoren] und die Ersetzung der ästhetischen durch die finanzielle Schönheit kommt vor allem in der Entwicklung der Architektur zum Ausdruck« (ders.: 152)

und der Grünraumgestaltung, die unzutreffend ›Garten‹-Architektur genannt wird. Mit Garten hat dies nutzlose Ausstaffieren so wenig zu tun wie mit dem Hof. Nun, wer meint so eine Solitärvilla haben zu müssen, ist selbst schuld. Die Folge dieser Dummheit ist, dass Entwerfer im Einvernehmen mit administrati-

ven und politischen Ignoranten das ›eigene Dach über'm Kopf‹ zu einer Geldfrage machen, damit das Einfamiliengebäude ein Privileg der ›demonstrativen Vergeudung‹ wird und das Recht auf ›das Haus‹ aufhebt. Leute, die Geld haben, sind für die Spekulation und den ›ehrenvollen Aufwand‹ besonders anfällig. Und so ziehen sie bereitwillig in die Stadtvilla genannten Vierspanner-Kaffeemühlen – ohne Mühlgraben versteht sich – und sind entzückt von der ›exklusiven Wohnform‹ und den vorfabrizierten ›Wohnungen mit individuellem Charakter‹ für 3 600,- €/m² (Weser-Kurier 27.11.10) und Schaufensterfassaden. Die Stadtvilla wird dann weiter genommen zur Propaganda für die Volksausgabe des Geschosswohnungsbaus mit Grünflächenbordüre, unterschiedlich fein je nach der Kundschaft – aber immer ein bisschen postmodern aufgemotzt mit Tand und Flitter. Mit viel Geld ist man ausgeliefert, wenn man der Propaganda vertraut. Mit wenig Geld ist man ausgeliefert und muss ein bisschen ans Gegenteil glauben, wenn auch ungläubig (s. Gronemeyer, M. 1977).

Keine Siedlung und kein Haus

Wenn die Schwadronneure des Stadtmarketings herumschreien, vergessen sie wie die Urbanisten jeglicher Couleur, dass weder die ›Leuchttüme‹ noch der Event-Mumpitz die Stadt herstellen und die Touristen eine nette alberne Größe darstellen. Die Stadt, die Siedlung – das sind die vielen Leute, die den Alltag leben und alles tun, was nötig ist. Wenn diese Leute Glück haben, haben sie ein Haus. Wenn nicht, kommen sie nicht drumherum, das Leben und die Arbeit unter unnötig beschwerten Voraussetzungen zu regeln. Wenn's anders wäre, könntet ihr eure Bonzenrepublik dicht machen

»Architekt sein [...] bedeutet, gut bezahlter Verbrecher zu sein, dessen Strafe nur darin bestehen kann, lebenslang in dem zu wohnen, was er verbrochen. Da aber die Methode zu morden, ohne sich die Finger schmutzig zu machen, ganze Generationen zu neurotisieren, ohne ihre Eltern zu sein, in diesem System, [...] und im staatskapitalistischen System belohnt würde, kämen er und seine Kollegen genau um diese Strafe herum; sie wären in die Lage versetzt, sich selbst die Häuser zu bauen, die sie allen anderen vorenthielten.« (Zahl, P.P. zit. nach Böse et al.1981: 101)

Vorwände

Der ›Zwischenstädter‹ Th. Sieverts ist ja ein unverbindliches Großmaul und meint, ein ›Begriff‹ wäre schon etwas wert, an sich. Und so haben alle Wichtigtuer großartige Erklärungen unter diesen Scheffel gestellt. Und, wie immer, schwingt das Großartige mit. Und das Haus gerät wieder mal unter das Verdikt, die Levitowns verursacht zu haben. Mitnichten. Es sind geschäftstüchtige Spekulanten und willfähige Politiker, die weniger betuchte Leute doch lieber kasernieren wollen. Das Haus in der Reihe verwechseln sie immer mit der Gebäudezeile am Wohnweg, die

mehr Gebäude denn Haus und eine Flächenerschließung wie der Block hat. Nein – eine Siedlung aus Häusern und Haushufen benötigt je Einwohner weniger Siedlungsfläche als alle anderen nur zum Wohnen hergestellten Bauformen. Nicht nur jedes Haus ist variabel im Hinblick auf die Auslegung, den Gebrauch innerhalb der Familienphänologie, sondern auch für wechselnde Hausleute. Auch die Siedlung hat gegenüber der Veränderung einerseits eine von den Hausleuten vertretene Sturheit und gleichzeitig eine wohldosierte Einführung von Wandlungen, ohne dass ein Stein versetzt werden muss. Und ›das Haus‹ ist hinsichtlich aller notwendigen Kosten von der Herstellung, der Erhaltung, dem ›Betrieb‹, der Straßen-Ver- und Entsorgung, Dauerhaftigkeit eine Einrichtung, die an Preiswertigkeit unübertroffen sparsam ist. Der Gebrauch ist ebenfalls unerreicht.

Warum dann das Haus immer so schlecht beleumundet ist. Kein Problem. J.F.C. Turner (1976/1978) nennt das die ›Autonomie über das Wohnungswesen‹, die Faschisten, Sozialisten und natürlich kapitalistische Spekulanten und Polizeibürokraten stört (Brookhuis, N. et al. 1992). Da können einfach zu viele Leute ohne Kontrolle, Aufsicht und Ausbeutung entscheiden und leben sowie dem verordneten Mainstream einfach aus dem Weg gehen. Irgendwie schwingen den Entwerfern und den Wettbewerbsjuroren, die nur ihr Liebstes auswählen, dagegen die totalitären Siedlungskasernen der utopischen Sozialisten des frühen 19. Jahrhunderts (Ledoux u. a.) aus der Spätphase der Physiokratie durchs angestrengte Gemüt. Gegen diese Vorwände ist die Einsicht machtlos.

Das preiswerteste Moment

Das Haus benötigt mindestens 125 m² Grund inklusive des kommunalen Anteils am Weg/an der Straße längs des Hauses. Das ist äußerst wenig im Vergleich zum Geschosswohnungsbau, der allein doppelt so viele Quadratmeter Straßenfläche je Einwohner z. B. in der Neuen Vahr gegenüber einem Bremer Reihen-Hausquartier aufweist – also ~ 20 statt 10 m². Jetzt wird erklärt, dass nicht alle Leute eine Grünfläche haben könnten – wozu auch? Die Behauptung ist unzutreffend, weil niemand eine Grünfläche haben will und braucht. Zudem wird behauptet, dass dafür der Siedlungsgrund zu teuer sei. Selbst, wenn wir die Spekulation einfach akzeptieren. Das ist schlichter Quatsch. Der Quadratmeter unterm Dach ist selbst bei kluger sparsamer Bauweise 10 mal so teuer wie der Quadratmeter Außenhaus. Wenn die Etagerie die Flächen unterm Dach ~ vervierfacht, also die Baufläche äußerst wenig kostet, kann es nicht sein, dass dem Haus – wie das mit der Wohnung geschieht – das Außenhaus aus Kalkulationsgründen abgesprochen wird. **Das Außenhaus ist der preiswerteste und wichtigste Teil des Hauses**, dieses macht erst das Haus. Der alberne Vorwand, dass das Außenhaus zu teuer sei, wird ökonomisch begründet. Wessen Ökonomie hier wohl bedacht wird? Jedenfalls nicht die Ökonomie der Leute. Das Alltagsleben – ob Kinder z. B. im wahr-

ten Sinne des Wortes zu Hause sind, kommt bei diesen Spekulanten – vom Stadtplaner über den Architekten, den Gartenarchitekten, den Spekulanten, den Planungsbeamten bis zum Politiker – nicht vor:

»Durch Distanzierungsmöglichkeiten [...] ist die Aufspaltung des Wirkungskreises von Tun und Rückempfindung der Wirkung so gesteigert worden, sind ›Tatort‹ und ›Leidensort‹ so weit auseinandergerückt, dass die kulturelle Einholung dieser ›Schizotopie‹ kaum denkbar erscheint. Grausamer Massenmord und irreparable Zerstörung der Natur sind durch vergegenständlichte Prozesse als saubere, sachkundige und gar wissenschaftliche ›Arbeit‹ tarnbar.« (Ulrich, O. 1979: 188)

Haben Zentralverband Gartenbau und BDLA 1981 ein beleidigtes Geschrei angestimmt, weil wir P.P. Zahl (1979: 324 – s. Böse, H., Haas-Kirchner, U. et al. 1981: 101 u. Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K.H. 1989/1995: 150) zitiert haben. Dabei stimmte doch O. Ullrichs Untersuchungen zur Verdinglichung mit P.P. Zahls Vorwurf, der auch von Stefan Heym (2000) im ›Architekten‹ vorgetragen wird, überein. Wer darüber nur empört ist, dass es geschrieben steht, hat nicht weit gedacht über Tätigkeiten, deren Hang zur Kollaboration mit der Macht unübersehbar ist.

›Auf ein Wort‹ in eigener Sache.

›Das in Großbritannien am häufigsten geäußerte Vorurteil gegen Hauseigentum ist beispielsweise das der Intellektuellen aus der Mittelklasse, von denen die meisten selbst Hauseigentümer sind.« (Turner, J.F.C. 1976/78: 69)

Dazu eine Geschichte: Beim Weg zum Einkauf begegnet mir auf einer Straße mit Reihenhäusern eine Nachbarin, die vom Einkauf kommt. Im Gespräch kommen wir auf die Vorzüge des ›Bremer Hauses‹ zu sprechen und erörtern und wägen sie ausgiebig. Auf meinen Hinweis, dass z. B. in der Neuen Vahr, Blockdiek, Osterholz-Tenever und vielen anderen Geschosswohnbauten auf der gleichen Baufläche mit weniger Kosten und für mehr Leute solche Reihenhäuser hätten gebaut werden könnten, meinte die Nachbarin – darin Turners Behauptung bestätigend – ganz lapidar, dass ja nicht alle Leute ein Haus haben könnten. So passiert das allenthalben und eben auch an den Hochschulen bzw. Architektur fakultäten, wo der schöne Geschosswohnungsbau für eine soziale Großtat – eben ›sozialer Wohnungsbau‹ – gehalten wird. Die AutorInnen der Beiträge dieses Readers zum ›Haus‹ sind meist stadterfahrene Landpommeranzen, die – so es machbar und bezahlbar war – mit familialer Sesshaftigkeit das eigene Dach über dem Kopf erworben haben. Diese Möglichkeit setzt relativ gute Kenntnisse und Informationen sowie Findigkeit und Rechnerei voraus, wenn die Mittel dafür nicht gerade im Überfluss zur Hand sind. In der Regel ist die Miete in Form von Zins und Abtrag noch einige Jährchen an die Bank zu zahlen. Zu allen anderen Vorzügen zählt auch die Abwesenheit von Vermietern, Hausmeistern, Hausordnungen – völlig irreführende Wortverbindungen – und anderem ›heteronomen‹ Kontrollpersonal. Und dann natürlich die Selbstverständlichkeit eines wie auch immer

organisierten Außenhauses, des privaten Territoriums zu ebener Erde. Dass ›Haus-eigentum‹ i. w. S. betrachtet unnötig teuer ist, ist begründet in der Tatsache, dass die modernen Dinger zu teuer produziert werden und solide Häuser aus älterer Zeit so selten sind, dass sie heute zu Liebhaberpreisen gehandelt werden. Weil? Ja weil 99,9 % der Einfamiliengebäude nach 1920 und je jünger umso miserabler *entworfen* wurden. Und was die Bauten der letzten 30 Jahre angeht – 150 m² sogenannte Wohnfläche und kein Platz zum Beispiel für fünf Leute, und das landauf, landab. Das Privileg, das wir für uns in Anspruch nehmen, müsste keines sein. Es ist preiswerter und alltagspraktischer als jeder Geschosswohnungsbau.

7 Merkmale des Hauses in Gebäuden

oder: was alles nicht geht

Das Haus in den Maßen, Dimensionen, mit der Etagerie und Morphologie ist – mit Adolf Loos formuliert – äußerst konservativ. Die sparsame Ökonomie, die ›ökonomische Schönheit‹ (Veblen 1899) des Hauses ist nur minimal dehnbar oder zu verändern, weil das ›Haus‹ dann aus den Fugen gerät. Ein bisschen breiter, tiefer, schmaler, höher, niedriger – und nichts stimmt mehr. Für Ungläubige: ausprobieren. Das einseitig angebaute Haus (Doppelhaus) geht und hat mit seitlichem Durchgang einige Vorteile zu bieten. Auch einzeln stehend geht das Haus und bleibt ein Haus. Empfehlenswert? – Eher weniger, und trotzdem vernünftiger als jedes Einfamiliengebäude. Jetzt wird sicher eingewendet, dass ein Hofparterre nicht immer einzurichten sei, weil das Grundstück zum Hang hin liegt. Und – wer wissen will, wie das organisiert und analog inszeniert werden kann, sollte da mal in nordhessischen Siedlungen, in den Harz oder ins Saarland (s. Braun, U. und Linne, K. 1990) schauen.

Die andere Seite der Anschauung finden wir in sympathischen Erinnerungen bei Gebäuden. R. Helbig (1999) hat ein solches Beispiel am ›Hofparterre‹ des ›Geschosshauses‹ (Harenburg, Wannags 1991) eindrucksvoll erzählt. An einer Gründerzeitkaffeeermühle berichtet K.H. Hülbusch (2009 ›Von 120 Jahren Haus-Garten-Wirtschaft‹) vom gleichen Phänomen. Weitere Berichte (U. Braun zu Hann. Münden) sind leider nur im Manuskript verfügbar. Man kann die Gelegenheiten, wo Merkmale des Hauses im Gebäude vorkommen und freundlich gelesen wahrgenommen werden, generalisieren: es sind das Hofparterre und das Hochparterre. In nichts anderem kann eine Analogie zum Haus gefunden werden. Selbstverständlich wird das den Entwerfern nicht passen. Na und? Jedenfalls ist es nicht ›billig‹ ein Hofparterre und Hochparterre zu kopieren. Analogien zum Haus können im Wohnungsbau ausschließlich im Hofparterre bestehen. Daraus folgt einmal die Durchlässigkeit von Zugang (Vorhof) zum Hof, was Harenburg und Wannags mit dem Typus des ›Geschosshauses‹ benannt haben. Zu diesem gehört dann mehr oder weniger auf Niveau des Hofes ein Wirtschaftsgeschoss und,

zwangsweise, ein adäquates Ober-Geschoss, das über den Hof hochgehoben ist. Dieser Typus des Geschosswohnungsbaus ist gemäß den Beispielen aus Kassel eher bei Einspannern zu finden. Bei eingeschossigen Wohngebäuden, der Einfamilien-Villa, finden wir ungewollt Andeutungen eines Hofparterres, wenn z. B. eine Garage seitlich unter das Gebäude geschoben und die drei anderen Seiten auf einen Maulwurfhügel gestellt werden. Auch bei gründerzeitlichen Villen mit meist seitlichem Zugang finden wir oft ein Hofparterre mit Wirtschafts-Geschoss (s. Notizbuch 66 ›Unter Verschluss‹).

Christoph Theiling (1996) hat an Beispielen aus Bremen die schier zufällige Veränderung vom (Reihen-)Haus zum Wohnungsbau der Zeile auch an der Veränderung von Hochparterre mit Vorgarten/Vorhof zum Abstandsgrün dargestellt. Wie gesagt: Der Schein trägt eben nicht.

8 Typisierung der Gebäude

Die Überlegung zur Auszeichnung von Siedlungstypen hatte die Absicht, Siedlungen gleicher Ausstattung mit privaten, kommunalen und öffentlichen Freiräumen zu kennzeichnen. Wir hatten damit schon während des Studiums in den 60er Jahren in Hannover, von den Lehrenden großmütig belächelt, begonnen. Im Büro Einsele/von Reuß (Anfang der 70er Jahre) und dann im Büro Collage-Nord (1972–74 und dann länger) haben wir daran weiter gearbeitet (s. Bäuerle, H./GFL 1973, Hülbusch, K.H. 1972/NB 55). Und an der GhKassel – Fachbereich 06/Studengang Landschafts-/Freiraumplanung – haben wir mit vielen Arbeiten (GhK kritisiert Gartenschau 1974/75, Stadtvegetation Kassels 1975/73, Kienast, D. 1978, Hülbusch, K.H. et al. 1997, Böse, H. et al. 1981 usw.) das Verfahren der Siedlungstypisierung fortgeführt und präzisiert. Nach der topographischen Karte werden, vergleichbar der Nutzungstypenkarte der Primärproduktion (Realnutzungskarte, Büro Einsele/ v. Reuß FNP Hattingen 1971, Hülbusch, K.H. et al. Landschaftsplan Flensburg 1976/79), graphisch im Grundriss gleichartige Flächen ausgewiesen und gemäß der Kenntnis der dafür je typischen Bebauung benannt. Für die Bebauung wird kursorisch die kennzeichnende Ausstattung mit Freiräumen angenommen und beispielhaft abgebildet und geprüft (s. Bäuerle, H./ GFL Oldenburg oder Böse, H. und Knittel, J./Büro Kohlbrenner – Freiraumplanung Berlin-Steglitz). Eine Zusammenfassung und vergleichende Übersicht über die Typisierung von Gebäuden haben dann Bernd Harenburg und Ingeborg Wannags (1991) durchgeführt. Aber ähnlich wie bei der Siedlungstypisierung ist auch an der Gebäudetypisierung immer nur Fallweise weitergearbeitet worden. Das ist verständlich, wenn bedacht wird, wie viel Fälle und Beispiele für die Erweiterung der systematischen Kenntnis aufbereitet werden müssen. Andererseits zeigt die systematische Kenntnis eines ›Hauses‹ bis zum Geschosswohnungsbau, dass auch der Hinweis ›gemäß Harenburg und Wannags‹, die Vergesslichkeit nicht aufhält, dass

also die Neugier auf ›Regeln‹ (s. Erikson, E.) und nach ›Unterscheidungskwissen‹, die für jeden Handwerker materiell und tätig selbstverständlich sind, zerbrechlich ausgeprägt sind. Wenn Helmut Lühns (2010: 208) beklagt, dass der Blick in die Literatur zur Einsicht, was eine ›Villa‹ sei, nicht hilfreich gewesen wäre, hat er recht. Es ist jedoch genau so wenig hilfreich, wenn man selber systematisch nichts hinzufügt und vergleichend richtig stellt, auch die Benennung der Merkmale nicht erörtert, bestätigt, erweitert, revidiert, neu benennt. Was bei der vielen Arbeit, die in der ›Villen-Tabelle steckt, angemessen gewesen wäre. Anders sieht das aus, wenn ein Architekt nicht zu unterscheiden weiß, oder muss das vorausgesetzt werden? M. Wilkens (2010) veröffentlicht eine Art Vermächtnis – machen große Architekten. Darin wird ein ›Langhaus‹ abgebildet:

»Das Langhaus dagegen hat eine kurze Giebel- und eine lange Traufseite, es ist ein in die Länge gezogenes Profil« (Wilkens 2010: 78)

Kommt also aus der entsprechend geformten Strangpresse und wird passend für das Modell in verschiedenen langen Stücken abgeschnitten. Nur keine Sorge:

»Ähnlich die Pergola und die Remise: [...]. Man könnte noch weitere Figuren aufzählen [...].« (ders.: 79)

Normal denkt man bei Dingen zuerst an den Gebrauch und nicht an ein Förmchen zur beliebigen Verwendung. Den Begriff ›Haus‹ würde niemand angesichts einer Scheune, die aus praktischen Gründen länger als breit ist, verwenden, sinnvoll niemand den Begriff ›Langhaus‹. ›Architektur als Komposition‹ schließt natürlich praktische Anschauungen als banal aus. Wenns der Verwertung dient, wird die sympathische Erinnerung ans ›Haus‹ gerne gedehnt. Obwohl bei Harenburg/Wannags das Haus eindeutig von anderen Gebäuden fürs Wohnen unterschieden ist, gibt es bei K. Protze (2009) drei Haustypen.

»Im Prinzip können drei Haustypen unterschieden werden: gereimte Häuser, Einspanner und Mehrspanner.« (Protze, K. 2009: 118)

Jetzt sind aber Einspanner etc. eindeutig Geschoss-Wohnungs-Gebäude, also keine Häuser. Genauso wenig ist das Bremer Haus ein ›gereimtes Stadthaus‹ (Protze 2009: 118), sondern ein Haus.

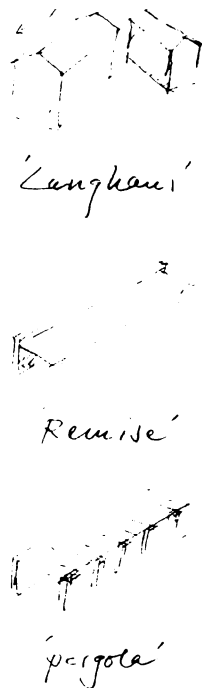


Abb. aus Wilkens (2010)

Wohn-Gebäude, Gebäude zum Wohnen

Für eine empirisch-pragmatische Systematik der Gebäude (i. w. S.) ist die äußere Form, die Plastik eine abhängige Größe und gelegentlich ein äußeres Erkennungsmerkmal, also sekundär: wenn, dann. Deshalb ist der Gebrauch ein primäres Merkmal. Einer z. B. umgebauten, recycelten Kaserne riecht man immer noch die Kaserne an. Diese ist ›jetzt‹ also ein Wohngebäude mit einer spezifischen Herkunft.

Auch das ›Haus‹ ist ein ›Wohngebäude‹ i. w. S.

– zumindest vorerst mal – oder: Da dieses

Gebäude eine Organisation und Morphologie

aufweist, die in Wohngebäuden nur akzessorisch vorkommen, ist es der Gebrauchsökonomie nach ein Gegenstand, der einzigartig dasteht und deshalb von den Gebäuden zum Wohnen getrennt betrachtet werden muss. Dafür spricht, dass das Haus so gut wie keine Variationen möglich hat. Denn immer, wenn man am Haus irgendwie drehen will, wird daraus ein Wohngebäude mit mehr, meist weniger Ähnlichkeit zum Haus. D. h. auch, dass der Gebrauch des Hauses und das Angebot der Wohnung – also die Nutzbarkeit, die in den Merkmalen des Gebäudes ablesbar sind – die Unterscheidung begründen. Die Reihe der nach Ähnlichkeiten geordneten Phänomene

›wird dem Anspruch als ›Tatsache zu gelten‹, nicht eher gerecht, als sie sich analogen Beobachtungen anschließen läßt, dergestalt, dass die ganze Reihe ›Sinn bekommt‹.« (Bourdieu, P. 1974: 133)

Unter den Gebäuden muss es dann außer vielen anderen (Schulen, Gefängnisse etc.) eine Kategorie:

Haus

und eine Kategorie:

Wohn-Gebäude

geben. Da wird gehaust und dort wird gewohnt. Mit einem Wortspiel ist das zu verdeutlichen: Jemand kann ›unbehaust‹ sein, nicht aber ›unbewohnt‹. Ein Haus steht leer, eine Wohnung ist ›unbewohnt‹. Schön, wie die Wichtung umgekehrt ist. Einmal ist die Wohnung das Subjekt, einmal bin ich es – was ein nicht unwichtiger Unterschied ist. Obwohl wir lange, diesen Unterschied kennend, immer überlegt haben wie Haus und Wohnung irgendwie zumindest ähnlich sein könnten. Die Forderung der Einmischung in die Architektur, die wir freiraumplanerisch immer wieder propagiert haben, klingt überzeugend – ist trotzdem falsch. Die ›Komposition von Förmchen‹ (s. Wilkens, M.) ist doch irrelevant, wenn wir betrachten, dass das Haus zur Herstellung weder Stadtplaner, noch Architekten,

Zum Thema „Townhouse in der Innenstadt“:

Es lebe das Bremer Haus!

Als ich beim Frühstück den Weser-Kurier aufschlug, traute ich meinen Augen nicht! „Ein Townhouse in der Innenstadt“! Zu dem Artikel gehörte auch ein Bild einer Häuserzeile aus dem „Viertel“. Unsere schönen alten „Bremer Häuser“ sollen jetzt also „Townhouses“ sein! Lassen sie uns Bremern bitte unsere „Bremer Häuser“. Das ist ein Begriff und jeder Norddeutsche weiß, um welchen Baustil es sich handelt. Aber ein Townhouse, was ist das denn? Ein Stadthaus, gut und schön und das kann vieles sein, aber noch lange kein „Bremer Haus“! Ich hoffe, es handelt sich hier um eine einmalige Entgleisung!

SIGRID VON ENGELBRECHTEN, BREMEN

aus: Weserkurier 06. 10. 2008

noch Gartenarchitekten voraussetzt, sondern nur gute, vorzügliche und kenntnisreiche Handwerker, die nicht mit Spekulanten kollaborieren, auch nicht mit politischen (s. Durth, W. 1977). Auch wenn die Gründekorateurs seit etlichen Jahren wieder unverblümt allenthalben Petersilie ausbreiten, proklamieren, dass Immissionsbelastungen eine unwichtige Einbildung seien, die mit Grünraumgestaltung zu kurieren sei (s. Körner, S. und Bellin-Harder, F. 2009), gehen wir – nach Adolf Loos – konservativ vor. Obwohl wir uns von der ›Grünfläche zum Einfamiliengebäude‹ über den ›Modischen Bebauungsplan‹ zum ›Grundriss des Hauses‹ durchgearbeitet haben, sind wir zwar mit ›guten Absichten‹ (Nadolny, S. 1990) davon gekommen, ehrenwert, nicht gut. Erst mit der Einsicht, dass das Außenhaus nicht nachträglich appliziert werden kann, sondern mit ›Haus‹ ist, haben wir die schlüssige Zuordnung von ›Innenhaus und Außenhaus‹ vernünftig verstanden und formulieren jetzt:

Das Haus hat
ein Hofparterre und ein Hochparterre
sowie eine Etagerie.

Und die können wir dem Gebrauch nach auch ›Außenhaus und Innenhaus‹ nennen. Wie jetzt die Gebäude zum Bewohnen nach der Nähe zum Haus sinnvoll geordnet werden können, steht als weiterer Schritt, mit Hilfe von Harenburg und Wannags, noch aus. So stimmt denn nach der Präzisierung die Methapher von I.M. Hülbusch (1978)

›Innenhaus **und** Außenhaus‹

weiterhin und unmissverständlicher, wenn wir weniger vorsichtig wie 1978 die Reihenfolge umkehren in

›Außenhaus **und** Innenhaus‹

damit noch deutlicher wird, dass ohne ›Außenhaus‹ das ›Innenhaus‹ nicht ist.

»Es gibt ein Bedürfnis nach ursprünglichem Eigentum. Ich brauche z. B. einen Ort, auf dem ich stehen kann; etwas, wohin ich mich zurückziehen kann, wo ich Schutz suche, ein Haus oder eine Höhle; aber diese muss auch wiederum eine gewisse Weite haben und Ausgänge [...] Ich muss zu etwas Ja, aber auch Nein sagen können.« (Negt, O., Kluge, A 1993: 500, zit. nach Theiling, Ch. 1996: 171)

9 Literatur

Wir haben nur gelegentlich und eine Wahl auf Zuruf zitiert. Nicht, dass die Literatur, die ›vorgeleistete Arbeit‹ von uns nicht gekannt und anerkannt würde. Aber, wir haben weitgehend so getan, als ob das handwerkliche Wissen über ›das Haus‹ selbstverständlich bekannt ist und keineswegs besondere Hinweise auf die vielen Beiträge dazu erfordere, weil jede/r die kennen sollte. Wir haben einige präzisere Benennungen und Zuschreibungen von Begriffen eingeführt, damit die wahlweise und willkürliche Auslegung unmöglich ist. Wir haben, mit einem Beispiel zu

beginnen, die schon von

Hülbusch, I.M. 1978/81: Innenhaus und Außenhaus

eingeführte Kennzeichnung des ›Hofs zum Haus‹, die immer wieder mit ›Garten‹ synonym gesetzt wurde, nach der eindeutigeren Festlegung der Merkmale bei

Helbig, R. 1999: Hof und Haus

übernommen und danach die Etage mit Vorhof und Hof das

›Hofparterre‹

benannt. So haben wir das Etagen-Haus von

Scharla, L. 2004: Das Bremer Reihenhhaus: in Holz

ausdrücklicher in die

›Etagerie‹

benannt und verdeutlicht, dass Geschosse zum Wohnungsbau gehören und nicht mit den Etagen des Hauses verwechselt werden dürfen. Und zur besseren Verständigung haben wir den ›Ort, an dem ich stehen kann‹ und nicht nur ›das Haus fußt‹, mit den Fußböden statt Souterrain

›Hofparterre‹

genannt und nicht die ›Beletage‹ eingeführt sondern den analogen Begriff

›Hochparterre‹

beibehalten, damit die Parzelle und das Territorium enthalten sind, wie im Hofparterre. Merkwürdigerweise steckt darin auch die ›Terrasse‹, die

Moes, G. 2004: Vom Weg zur Terrasse

gegenüber dem Schein der Terrasse beim Einfamiliengebäude kennzeichnet über Distanzen, die in Ebenen und Treppen übersetzt mehr Platz und Gelegenheiten geben als jede flächenhafte Ausbreitung in Form von ›Flachpfeifen‹. Beim PlanerInnen-Seminar 2001 in Wollingst – Planen in unmöglichen Vorgaben: der Garten zum Einfamiliengebäude (s. Notizbuch 58) – war trotz der vielen Vorüberlegungen die Wirkung des Gebäudes auf die unbebaute Grundstücksfläche nicht klar. Bis bei den Plänen deutlich wurde, dass Seitenzugänge selbst bei Gebäuden, die weit von der Erschließung nach hinten gerückt waren, eine ›Hausgasse‹ (S. 189) mit all' den Gelegenheiten fürs Ankommen, Lagern, Hinstellen des Vorhofs möglich machte. Bei vorderem ›Zweispänner‹-Zugang blieben nur – mit allen Klimmzügen – Grünflächen übrig. Eine systematisch vergleichende Abbildung der Beispiele wäre möglich gewesen, wenn wir den Unverstand der Vorgehensweise nicht erst am Schluss des Seminars kapiert hätten. Wir hatten gegen die Kenntnis vergessen, von vornherein den Maßstab des ›Hauses‹ anzulegen. Denn die Quintessenz der Erörterung, die in den ›Regeln und Prinzipien‹ (Kuhle, D. 2004: 165 ff.) dargelegt sind, sind alle aus der Übertragung vom Haus erklärt und begründet. Nur, wo das unmöglich ist, kann fürs Einfamilien-Gebäude ein Freiraum geplant statt eine Dekoration entworfen werden. Mit den Erfahrungen dieses Seminars haben wir dann zur weiteren Klärung der massigen Ungereimtheiten 2004 wieder

in Wollingst das Seminar zum ›Modischen Bebauungsplan‹ (Notizbuch 66 ›Unter Verschluss‹, 2006) bearbeitet. Denn eine Voraussetzung für die willkürlichen Gebäudeentwürfe und deren Platzierung auf dem Grundstück ist in den Bebauungsplänen begründet. Wie immer hat jede/r ein Beispiel mitgebracht. Diese wurden dann graphisch vergleichbar ausgemalt und quantitativ nach Flächenanteilen durchgerechnet und verglichen. Zugegeben, so wie die Beispiele abgebildet sind, bleiben sie für die Nachprüfung und die weitere Arbeit sehr widerspenstig; benötigen eine Generalisierung nach einfachen Maßschritten, die qualitativ begründet sind und graphisch lesbar gemacht werden könnten. Das Ergebnis ist praktisch, jenseits irgendwelcher Ökomätzchen, für alle Beispiele gleich. Die Entwerfer dieser Baugrundstücke sind tendenziell Architekten, die vom isolierten ›Villenbau‹ à la Vitruv besessen sind. Nur war die Liegenschaft zur Idealvilla etwas größer und verfügte über billiges Personal. Aber 500–1000 m² im Quadrat, was es allenthalben gibt, ergibt eine Kaffemühle auf 'ner Tortenplatte, die vor jeglichem Zugriff mit grünem Stacheldraht freundlich geschützt wird. Ausnehmend auffällig ist, dass alle Kosten unnötig scheinen oder sind, der ›demonstrative Aufwand‹ und das Imponiergehabe gelten. Der Lack ist da – wie die möglichen Preise bei Verkauf beweisen – bald ab. Der Reader, der spannend nachzulesen ist, kommt dem Phänomen der ›verschlossenen‹ Entwürfe, der Isolierung der Isolierten, vornehmlich mit Verständnis durch Kritik – wieso wissen die das nicht? – auf die Schliche. Erwägungen der Gebrauchstüchtigkeit wie der Sparsamkeit gehen bei allen Beteiligten ins Leere. Wir nehmen hier beispielhaft zwei Beiträge:

Dix, M.: Die Quadratur des Kreises (S. 79–89)

Demey, J.: Vom Hausen zum Wohnen (S. 89–99).

Aus welchen Gründen auch immer, in jedem städtebaulichen Entwurf steckt versteckt der Entwerfer von Gebäuden. Der Entwurf der Bebauung enthält klammheimlich die ›Villa‹ – und zwar gegen alle Überlegungen der privaten wie kommunalen Sparsamkeit. Also ist ein 3. Seminar angeraten – wieder in Wollingst, 2006 –, in dem der ›Grundriss des Hauses‹ bedacht werden soll, damit die Forderung – Freiraumplanung setzt zuerst Einmischung in die Architektur voraus (Hülbusch, K.H. et al. 1973/1994) genauer geprüft werde. Übrigens wird bei diesem Seminar – wie allen vorherigen – deutlich, welche anregende Bedeutung darin für das Studium und die Lehre an der Hochschule steckt. Hier werden in intensiver Debatte sehr konzentriert Überlegungen zusammengetragen und aufbereitet, die allen Beteiligten für die Normalarbeit – unabhängig vom expliziten Gegenstand – dienlich sind. Aber das Ergebnis, die Anregung zu sortieren und zu systematisieren bedarf guter Nacharbeit in Diplomarbeiten und Dissertationen – wie in den Notizbüchern nachzulesen ist –, natürlich auch Studienarbeiten, Projektarbeiten und Prüfungsbeiträge, die allesamt die Klugheit des forschenden Lehrens und Lernens beweisen. Der ›akademische Elfenbeinturm‹, den Panofsky gegenüber der eiligen

und billigen Praxisverwertbarkeit lobpreist, gibt den Bedacht für Systematisierung und Übersichtlichkeit des anregenden Gedankens. 141

Die Regel, jede/r bringt ein Beispiel mit, hatte zur Folge, dass diese vom Reihenhäuser über alle möglichen Einfamiliengebäude bis zum Geschosswohnungsbau reichten. Was leicht eine Reihe ergab; nicht aber den Weg zum Haus. Der Grundsatz: alle Beispiele werden verhandelt, selbst, wenn das die Präzisierung erschwert oder verhindert, weil wir die Charakterisierung nicht gut genug differenziert kriegen: trotzdem – unpassende Beispiele sind lehrreich und bleiben der Sammlung erhalten. Da die redigierten Beiträge in Notizbuch 83 abgedruckt werden, müssen wir nicht auf diesen oder jenen Beitrag hinweisen. Vielleicht doch noch auf die albernen Mätzchen architektonischer Philantropie unter dem Begriff ›Bauen für das Existenzminimum‹, die ja nicht für die Sparsamkeit, sondern für die Nötigung erfunden ist. Wenn wir rumgucken, dann sind doch alle Geschoss-Familiengebäude, die den Habitus von Behelfsheimen haben, sehr teuer und nur brauchbar, weil die BewohnerInnen der Behelfsheime viel Geld zu verausgaben haben. Wie heißt das schon so zutreffend karikiert im Karnevalsschlager von Willie Ostermann aus den 20er Jahren:

›No hät dat Schmitze Bella
In Poppendorf en Villa.
Dat Bill ist fein erus,
Et hätt en eje huus.‹

Der ›Preisgekrönte Entwurf‹ ist ein geradezu hervorragendes Beispiel für vorge-täuschten ›kostengünstigen Wohnungsbau‹, der schlecht ist, und, weil er schlecht ist, auch noch teuer – also alles andere als ›kostengünstig‹. Bei 18 TeilnehmerInnen gibt es 18 Beispielsgrundrisse. Von denen ähnelt nur einer dem ›Haus‹, weil die meisten das Einfamiliengebäude wiedergaben und in Ausnahmen bis zum Einspänner-Geschosshaus reichten. Dieses Stück ›vorgeleistete Arbeit‹ hat die Einsicht bestärkt, dass ›das Haus‹ zuerst mal nicht in Subspecies, bestenfalls in Varianten – z. B. des Anstrichs – vorkommen kann. So war also die bis hier nachgezeichnete Reise mit dem Auftrag, ›das Haus‹ abzubilden, nötig: Wir sind jetzt des Gegenstands sicher und müssen die Merkmale präzise und unmissverständlich beschreiben, damit die synonymen Missverständnisse und unpassenden Analogien nicht mehr aufgetischt werden können.

Literatur

- Adorno 1967/1996: Funktionalismus heute. in ders.: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt/Main S. 104–127
- AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Von ›Gemeinen Hufen‹. NB 64 Ks. Sch., Kassel
- Arendt, H. 1958/2010: Vita Activa. Oder vom tätigen Leben. München
- Alain 1912/1997: Kunstwerke sind Kinder der Tradition. in ders.: Im Haus des Menschen, Frankfurt/Main u. Leipzig S. 47–49
- Alain 1926/85: Die Mannesregel. in ders.: Spielregeln der Kunst. Frankfurt/Main S. 175–177
- Alain 1994: Sich beobachten heißt sich verändern. Frankfurt/Main und Leipzig
- Alain 1991: 81 Kapitel über den menschlichen Geist und die Leidenschaften. Hamburg
- Albrecht, G. et al. (Hg) 1930: Handwörterbuch des Wohnungswesens. Stichwort: Grundrißgestaltung für Wohnung und Haus, Jena S. 319 f.
- Athmann, Alwin 1980/81: »Zurück zur Straße«. Ist verkehrsberuhigt so viel gewonnen? Arbeitsbericht des FB 13 der GhK 16, Kassel
- Bärenweiler, Rainer, Cordts, Hans-Jürgen 1992: Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Von »Kaffeemühlen« und was es sonst noch gibt. Diplomarbeit am FB 13 der GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Bäuerle, Heidbert, Theiling, Christoph 1996: Plätze in Bremen. Platz haben und Platz lassen. in NB 44 Ks. Sch., Kassel S. 1–134
- Beekmann, H. et al. 2001: Planen in unmöglichen Vorgaben. Der Garten zum Einfamiliengebäude. Nachlese des 14. PlanerInnenseminars der AG Freiraum und Vegetation. vervf. Mskr. Kassel
- Beekmann, H. et al. 2003: Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt. in NB 64 Ks. Sch., Kassel S. 40–121
- Beekmann, H. et al. 2004: Planen in unmöglichen Vorgaben. Der Garten zum Einfamiliengebäude. PlanerInnenseminar Wollingst 2001. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 149–222
- Bellin, F. 2004: Zonierung, Haus und Hof. Eine Debatte um Orientierung und Organisation von Grundstücken. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 176–184
- Bellin, F., Hülbusch, K.H. (Red.) 2006: Unter Verschluss. Der ›modische‹ Bebauungsplan. Nachlese des 15. PlanerInnenseminars vom 17.02. bis 06.03.2004 im Naturfreundehaus in Wollingst. Notizbuch 66 Ks. Sch., Kassel
- Benhold-Thomson, Veronika, Mies, Maria, Werlhof, Claudia v. 1992: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrausierung der Arbeit. Zürich
- Benjamin, Walter 1928/1996: Einbahnstraße. in: Opitz, M. (Hg.) 1996: Walter Benjamin. Ein Lesebuch. Frankfurt/Main, S. 75–138
- Berger, John 1974/1984: Historisches Nachwort. in ders.: SauErde, Frankfurt/Main S. 266–292
- Bettelheim, Bruno 1971: Liebe allein genügt nicht. Stuttgart
- Bettelheim, Bruno 1975: Der Weg aus dem Labyrinth. Stuttgart
- Bettelheim 1989: Der Weg aus dem Labyrinth. Leben lernen als Therapie. München
- Bergfleth, Gerd 1975/1985: Theorie der Verschwendung, München
- Biegler, Hans-Jürgen 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Kriterien und Regeln bei der Addition von Mietwohnungen. Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung SB 01, NF 03, Kassel

- Blaß, Anne; Gehlken, Bernd; Hülbusch, K.H.; Sauerwein, B. (Red.) 2012: Beschwerliche Reisen zu Abgründen des Weinbaus an der Mosel, der Haldenbegrünung nach der Braunkohle und der ökologischen Spekulation. NB 82 Ks. Sch., Kassel
- Bloch, Ernst 1935/1962: Übergang: Berlin, Funktionen im Hohlraum. in ders.: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt/Main S. 212–227
- Bloch, E. 1963: Tübinger Einleitung in die Philosophie I. Frankfurt/Main
- Boldte, Karsten 1975/76: Die Freiraumqualität von Straßen.
Diplomarbeit an der GhK Kassel, vervf. Mskr., Kassel
- Böckmann, W. 1884, Baukunde des Architekten. Zweiter Band. Gebäudekunde. Berlin
- Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K.H. 1989/1995: Revision der Visionen. Von silbernen Äxten und groben Klötzen. in NB 35 d. Ks. Sch., Kassel S. 145–171
- Böse, H., Haas-Kirchner, U. et al. 1981: Untersuchung zur Bundesgartenschau Frankfurt/Main 1989. Kassel
- Böse, Helmut 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK 22, Kassel
- Böse, Helmut, Schürmeyer, Bernd 1984/1989: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft? in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 136–161
- Böse-Vetter, Helmut 1993: »Man wohnt und wohnt und merkt es nicht.« Vorwort zu Cooperative Landschaft: Über Vorgärten. Kontexte zur Freiraumplanung. Wien S. I–VIII
- Böse-Vetter, Helmut 2004: Kleine Zaunkunde. in NB 58 der Kasseler Schule, Kassel S. 190–200
- Böse-Vetter, H. 2006: Maßstäbe, Maße und Gewichte. in NB 66 Ks. Sch. Kassel S.121–128
- Boudon, Philippe 1973: Die Siedlung Pessac – 40 Jahre Wohnen à Le Corbusier. Sozioarchitektonische Studie. Bauwelt Fundamente 28, Gütersloh
- Bourdieu, Pierre 1974/1989/1991: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/Main
- Brookhuis, Norin et al. 1992: Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung.
in: NB 24 Ks. Sch., Kassel S. 1–63
- Brunst, Kristina, Brunst, Birgit 1997: Altstadtssanierung Hofgeismar – Eine Straßentypologie: Vom Gebrauch ... Diplomarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung der GhK Kassel, vervf. Mskr.
- Camus, A. 1960/1995: Der erste Mensch. Reinbek bei Hamburg
- Chatwin, Bruce 1990: Traumpfade. München, Wien
- Corbin, A. 1982/1988: Pestbauch und Blütenduft. Frankfurt/Main
- Cordts, Hans-Jürgen 1995: Vom Reihen-Haus zum gereihten (Geschoss-)Haus .
Diplomarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, vervf. Mskr., Kassel [DOC 270 21 000]
- Cross, Amanda 1990/1992: Verschwörung der Frauen. Frankfurt/Main
- Culot, Maurice 1977: Kopieren ist Erfinden. Von der Unmoral der weißen Kalkschminke. in Bauwelt 22, S. 374 f.
- Damman 1966: Klimagutachten zum Standort der Universität Bremen. Mskr.-Druck Hannover
- Duden, Band 7 Etymologie, 1989, Mannheim
- Duras, Marguerite 1988: Das tägliche Leben. Frankfurt/Main
- Feyl, Renate 2011: Lichter setzen über grellem Grund. Köln
- Gehlen, Arnold 1957: Die Seele im technischen Zeitalter
- Geiger, R. 1961 Das Klima der bodennahen Luftschicht. Braunschweig

- Ginzburg, Carlo 1983/1995: Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Berlin 1995
- Giono, Jean 1962/1989: Sehen lernen. in ders.: Die Terrassen der Insel Elba, Frankfurt/Main S. 13–20
- Gleichmann, Peter 1963: Sozialwissenschaftliche Aspekte der Grünplanung der Großstadt. Stuttgart
- Gombrich, E.H. 1995/2009: Schatten. Berlin
- Gorz, André 1977: Ökologie und Politik. Reinbek b. Hamburg
- Gronemeyer, Marianne 1977: Denn sie wissen nicht, was sie wollen. in Bahr und Gronemeyer: Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim, Basel
- Gronemeyer, Marianne 1988: Die Macht der Bedürfnisse. Reinbek bei Hamburg
- Grundler, Hubert, Lühns, Helmut 1983: Straßenbegleitgrün in der Krise. Diplomarbeit am Fachbereich Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. in NB 27 Ks. Sch., Kassel S. 1–99
- Habermas, Jürgen 1962/1975/1976: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt/Main
- Harenburg, Bernd, Wannags, Ingeborg 1991: Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale. in NB 23 Ks. Sch., Kassel S. 6–123
- Häusermann, Hartmut, Voigt, Wolfgang 1988: Das Bremer Haus. Die vorweggenommene Wohnungsreform? in Rodriguez-Lores: die Kleinwohnungsfrage. Hamburg S. 259–279
- Hegemann, Werner 1930/88: Das steinerne Berlin. Braunschweig
- Heinemann, Georg u. Pommerening, Carla 1979/94: Struktur und Nutzung dysfunktionale Freiräume. NB 12 Ks. Sch., Kassel
- Helbig, Regina 1999: Hof und Haus. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 87–96
- Helbig, Regina 2003: Der Garten zum, am oder ohne Haus. in NB 64 Ks. Schule. Kassel S. 122–152
- Hose, Georg 1983/91: Verschiedene Reihenhaustypen. Ihre Vorteile und Nachteile. Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur der Ghk 07, Kassel, Nachdruck 1991 von der AG Freiraum & Vegetation
- Hülbusch, Inge Meta und Karl Heinrich 1973–74/1990: Freiraum an Schulen. in NB 19 Ks. Sch., Kassel S. 105–176
- Hülbusch, Inge Meta 1978/1981: Innenhaus und Außenhaus. Umbauten und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der GhK 33, Kassel; Nachdruck durch die AG Freiraum & Vegetation, Kassel
- Hülbusch, Inge Meta, Hülbusch, Karl Heinrich 1983/1989: Reihnhaus und Freiraum. Das Bremer Reihnhaus-Quartier. in Deutsche Bauzeitung Heft 2 1983 S. 20 ff., Stuttgart; auch in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 102–105
- Hülbusch, Katharina 1996: Die Kindermalerei auf der Straße. in NB 39 Ks. Sch., Kassel S. 100–196
- Hülbusch, Karl Heinrich 1972: Schutzwürdige Vegetation und ihre Erhaltung im Ruhrgebiet. in NB 55 Ks. Sch., Kassel S. 156–166
- Hülbusch, Karl Heinrich et al. 1972–73/1994: Gutachten zur Freiraumplanung für die Universität Bremen. in NB 33 Ks. Sch., Kassel S. 169–281
- Hülbusch, Karl Heinrich 1976/1994: Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit. Vorbereitungstext zum Kompaktseminar ›Ein Stück Landschaft: z. B. Riede: (Riede-Papier). in: Cooperative Landschaft: Schriften der Landschaft. Beiträge zur Vegetations- und Bodenkunde. Wien 1994: 107–119

- Hülbusch, K.H. 1991: Morphologie und Organisation. in NB 23 Ks. Sch., Kassel S. I–VIII
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996/2002: Die Straße als Freiraum. in NB 59 Ks. Sch., Kassel S. 91–99
- Hülbusch, K.H. 1996/2002: Die Straße als Landschaft. in NB 59 Ks. S.. Kassel S. 172–177
- Hülbusch, K.H. 2006: Straße und Gasse. in NB 66 Ks. Sch., Kassel S. 140 f.
- Hülbusch, K.-H. 2009: 120 Jahren von Haus-Garten-Wirtschaft. vervf. Mskr.
- Hülbusch, K.H. 2009: Die Kunst des Gärtner(n)s. in: Symposium der AG Freiraum & Vegetation 2009 in Tettenborn. vervf. Mskr. S. 16–30 (Veröffentl. in Vorbereitung)
- Jacobs, Jane 1993: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4, Braunschweig, Wiesbaden
- Komarek, Alfred 2001/03: Himmel, Polt und Hölle. Zürich
- Laugnier, Marc-Antoine 1753/1989: Das Manifest des Klassizismus. Zürich und München
- Linne, Kerstin 1995: Giebel, Gärten, Goethe. Klassizistische Bürgerhäuser in Weimar. Diplomarbeit am Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GhK Kassel, vervf. Mskr., Kassel
- Loos, Adolf 1898/2009: Die alte und die neue Richtung der Baukunst. in ders.: Warum Architektur keine Kunst ist. Wien S. 24–33
- Loos, Adolf 192: Der sattlermeister. in: Sämtliche Schriften 1, Trotzdem (1900–1930), Wien, München S. 219 f.
- Lorberg, Frank 1998: Randbemerkungen. Diplomarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung an der Uni.-GhK, Kassel, vervf. Mskr.
- Lucks, Theresa 1989/93: Die »kreative Zerstörung« der Straße – zum Beispiel Bremen. in NB 27 Ks. Sch., Kassel S. 100–183
- Lührs, Helmut; Troll, Hartmut; Voigtländer, Heidegrunde 2000: Katen auf dem Hof und Katen ohne Hof. Freiraum- und landschaftsplanerische Untersuchung zur Geschichte des ländlichen Siedlungsbaus am Beispiel von Haus- und Hofformen des »mitteldeutschen Ernhauses« und der »Norddeutschen Käte« in Mecklenburg-Vorpommern. Neubrandenburger landeskundige Skizzen 3, Neubrandenburg
- Kevin Lynch 1960/75: Das Bild der Stadt. Bauwelt Fundamente 16. Braunschweig, Wiesbaden
- Marx, Karl 1867: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 1, Hamburg
- Migge, L. 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena; Reprint durch die AG Freiraum & Vegetation, Kassel o. J.
- Moes, G. 2004. Vom Weg zur Terrasse. in NB 58 Ks. Sch., Kassel, S. 185–187
- Monard, Marcel 1979: Gebrauchswerte der Wohnung. Ansprüche des Wohnens in der Siedlung an das Wohnumfeld. Schriftenreihe zur Architektur, Stadtplanung und Landschaftsplanung, GhK, Kassel
- Nadolny, Sten 2012/2013: Weitlings Sommerfrische. München, Zürich
- Nagl, Angelika 1991: »Wie es Euch gefällt« – auf der Spur vom Haus zum Gebäude. Dipl.-Arb. im Studiengang Landschaftsplanung der GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Nagl, Sylvio 2003: Das Haus und seine Grenzen. Ein Beitrag zur Kenntnis der Einfriedung sozial gesicherter Territorien, dargestellt an Beispielen von Hausgrundstücken in Neubrandenburg. in: LPG Neubrandenburg (Hrsg.): Das Haus und seine Grenzen. Neubrandenburger landeskundliche Skizzen 4, S. 7–119
- Neef, Ernst 1949: Landesplanung und geographische Forschung. in Berichte zur deutschen Landeskunde 7 (2), Stuttgart 1950 S. 310–332

- Neusüß, Christel 1983: Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: was meine Mutter zu Marx sagt. in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 9/10, Köln S. 181–206
- Pennac, Daniel 2004: Wie ein Roman. Köln
- Panofsky, E. 1957/1994: zur Verteidigung des Elfenbeinturms. in Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur Nr. 41, Zürich S. 147–155
- Pröpper, Regina 1995: Ein Stück Ruhrgebiet. Typisierung von Arbeitersiedlungen. Dipl. arb. am FB Landschaftsplanung der GhK, vervf. Mskr. Kassel
- Riesmann, David 1956: Die einsame Masse. Darmstadt, Berlin-Frohmann u. Neuwied
- Rumpf 1979: Besprechung ›Innenhaus und Außenhaus‹ in Bauwelt 45, Berlin S. 1923
- Rutschky, Katharina 1994/2011: Die Geheimnisse des Wäscheschrank. in dies.: Im Gegenteil. Berlin S. 74–77
- Rydlík, K. 2013: Visionen für die Neue Vahr. in WK-Bremen 4. 9. 2013
- Scharla, Lutz 2003: »Das ist ja die Höhe – Höhen, Tiefen und das Licht im Hausbau« Überlegungen zur Hauskunde. in NB 64 Ks. Sch., Kassel S. 4–22
- Scharla, Lutz 2004: Das Bremer Reihnhaus: in Holz. Überlegungen zur Hauskunde. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 76–121
- Scharla, Lutz 2006: Wie gerechnet wird und warum. in NB 66 Ks. Sch., Kassel S. 128–140
- Steinhäuser, Urta 1990: Planen für die Wechselfälle des Lebens. NB 16 Ks. Sch., Kassel S. 6–78
- Taut, Bruno 1924. Die neue Wohnung. Leipzig
- Theiling, Christoph 1996: Reihnhausstadt. Von Handwerkerhäusern, Architektengebäude und Zeilen in Bremen. in NB 44 Ks. S., Kassel S. 135–200
- Troll, Helmut 2005: Die Kommunalität des Freiraums. Über den Traum schöner Öffentlichkeit idealer Siedlungsentwürfe. Dissertation an der Universität Kassel, Fachbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung. Neubrandenburger landeskundliche Skizzen 7, Neubrandenburg
- Turner, John F.C. 1976/78: Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg
- Ulrich, Otto 1979/88: Technik und Herrschaft. Frankfurt/Main
- Veblen, Thorstein 1899/1986: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt/Main
- Walzer, Michael 1987/1993: Kritik und Gemeinsinn. Frankfurt/Main
- Weber, M. 1919/95: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart
- Wehrli, K. 2002/04: Kunst aufräumen. Königstein/Taunus
- Werlhof, Claudia v. 1983/92: Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus. in Benhold-Thomson, Veronika, Mies, Maria, Werlhof, Claudia v. 1992: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrausierung der Arbeit. Zürich, S. 140–163
- Wolfe, Tom 1981/1993: Mit dem Bauhaus leben. »From Bauhaus to our House«. München
- Woolf, Virginia 1928/1945: A Room of One's Own. London
- Zimmermann, Janos 1977: Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. Abschlussbericht des Forschungsvorhabens II 5–800174–117. IfR Forschungsbericht. Karlsruhe. Mskr.-Druck

Haus oder Hof? Zum Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter

In seinem Ehezuchtbüchlein von 1587/91 schrieb Johann Friedrich Fischart, dass »jederzeit alles vermögen, hausz und hof, und das geschlecht samt der haushaltung nach des mannes namen genant werden (soll), ungeacht, das etwa das weib der gröszer theil zugebracht hat«. »Haus und Hof«, eines der vielen stabenden oder endreimenden Wortpaare im Deutschen, steht hier im Zusammenhang mit einem Konzept des »Hauses«, in dem – wie die zusammenfassende Charakterisierung weiterer Belege im Grimmschen Wörterbuch lautet – »mit dem wohnhaus eines mannes auch (der) gesamte ländersbesitzstand desselben, repräsentiert durch den wirtschaftshof« hervorgehoben wird. Auf eine abstraktere Ebene gebracht: ein »Ganzes« wird von einem seiner Teile her durch Herausstellung charakterisiert. Im ohnehin auf Ganzheit abzielenden Bildpaar suggeriert das erste Bildglied einen den Bildinhalt bestimmenden Rang. Haus und Hof meint Haus mit Hof.

Verzeihen Sie mir den Umweg, aufs »ganze Haus« zu kommen – ich hoffe, am Ende wird dieser Einstieg plausibler sein. Mein Ausgangspunkt ist die Tatsache, dass in neueren Darstellungen der Verfassungs- und Sozialgeschichte das Konzept des ganzen Hauses zur Kennzeichnung der abhängigen bäuerlichen Einzelwirtschaften steigend zur Geltung kommt. Man könnte von einer Umsetzung des Brunnerschen Grundsatzprogramms in die Sozialgeschichte der (früh-) mittelalterlichen Bauern sprechen. Diese Umsetzung ist zugleich die eines Perspektiv-Wechsels von der »Lehre vom Haus« zum »Leben im Haus«, von der Ideen- zur Mentalitätsgeschichte, von der Begriffs- zur Real(lien)geschichte.

Was ist, dem heutigen Stande der Begriffsmühlen entsprechend, das ganze Haus? Am bündigsten dürfte die Antwort von K.-H. Bieritz und C. Kähler im »Haus«-Artikel der TRE (1985) sein:

»Das ganze Haus als soziale Institution kann eine Vielzahl von Funktionen integrieren: Als Ort der Produktion der wichtigsten Güter eignet ihm eine relative Autarkie. Als Ort gemeinsamer Konsumtion dient es der Reproduktion der Arbeitskraft in individueller und kollektiver Hinsicht. Es ist damit zugleich Ort der primären Arbeitsteilung, wie sie in den Rollenzuweisungen an die Geschlechter oder auch im Herr-Knecht-Verhältnis zum Ausdruck kommt. Es ist der Ort der Kindererziehung (Sozialisationsfunktion), der Versorgung für die Alten und die nichtselbständigen Familienmitglieder, Ort der Gastfreundschaft, des Rechtsschutzes und der Rechtsvertretung und schließlich Ort der primären Religionsausübung.«

Mit einer so breit angelegten Umschreibung – mindestens 10 Funktionen sind hier aufgezählt – ist es bestens geeignet, Engheiten jeder Art zu vermeiden. Die-

sen Vorteil haben auch die neueren Darstellungen im Auge, auf die ich jetzt exemplarisch eingehen möchte. Am allgemeinsten drücken sich Verfassungshistoriker aus. Ich zitiere Rolf Sprandel (1975):

»Das Haus war seit frühester Zeit der Raum, der den Menschen das Überdauern gegenüber den Naturgewalten sicherte. [...] Das Haus war der Rahmen und die Basis des gemeinschaftlichen Wirtschaftens.«

Zum Haus gehören Land, gehören Nutzungsrechte, gehört der umzäunte Hof. Das Haus ist »festester Rechtsbezirk«, zu ihm gehört, sowohl römisch- wie germanisch-rechtlich ähnlich begründet,

»die hausherrliche Gewalt, die sich gleichermaßen über die Frau, die Nachkommen und die Unfreien erstreckte«.

Zur personenrechtlichen »Munt« tritt ergänzend die sachenrechtliche »Gewere«. Hören wir den Sozial- und Agrarhistoriker Werner Rösener. Ich zitiere aus seiner äußerst dienstvollen Synthese »Bauern im Mittelalter«:

»Am ausgeprägtesten entfaltet sich die Sozialform des »ganzen Hauses« zweifellos in der Bauernwirtschaft, wo die Einheit von Produktion, Konsum und generativer Reproduktion in Haushalt und Familie deutlich in Erscheinung tritt. Der Hausvater, der an der Spitze einer mittelalterlichen Bauernwirtschaft steht, ist nicht nur Leiter einer Wirtschaftseinheit im modernen Sinne, sondern auch Hausherr und Familienoberhaupt; [...] Die Bauernwirtschaft [...] ist insgesamt also eine Sozialform, die neben den wirtschaftlichen Belangen auch die menschlichen Beziehungen in ihren Wirkungsbereich voll miteinbezieht. Das »Haus« ist im Mittelalter bekanntlich nicht nur Wohnung, sondern ein Ort, der seinen Mitgliedern auch Recht und Schutz gewährt; es stellt ein Grundelement der mittelalterlichen Verfassungsordnung dar, eine Freie, in der ein besonderer Friede, der »Hausfriede« herrscht; [...]«.

Auch Heinrich Fichtenau schlägt in seinem großartigen Buch über »Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts« – unter Berufung auf Brunner – in die gleiche Kerbe. Im Abschnitt »Hausherrschaft« ist zu lesen:

»Eine Familie ohne Dienstboten war der Normalfall im kleinbäuerlichen Bereich, in dem die Hausherrschaft des Vaters ebenso bestand wie in den höheren Sphären: Der unfreie Bauer regierte in seiner Hütte und auf seinen Feldern – auch wenn tatsächlich alles dem Herrn gehörte – als »pater familias«, er kommandierte Frau und Kinder, eventuell unverheiratete Verwandte. In relativ seltenen Fällen kamen dazu Knechte, selbstverständlich »unbehauste«, also solche ohne Haus und Hof.«

Die Ordnungs- und Verständnissgewinne solcher Applikationen sind erheblich: In ökonomischer Sicht erlauben sie es, marktwirtschaftlich orientierte Begriffe zu vermeiden: das bäuerliche Haus gilt als eine Einheit von selbstgenügsamer Überlebensmühe, einer Verbindung von Arbeit und Verbrauch, die von Wert, Preis und Lohn höchstens peripher berührt wird. In rechtlicher Sicht werden modern-rechtliche Dogmen zur Rechtsqualität der »Person«, zur Dualität von öffentlich und pri-

vat u. a. m. umgehbar. In sozialer Hinsicht kann dem bürgerlichen Modell des kernfamilialen Haushalts ausgewichen werden. Rechnet man noch die Frage nach der ›Sittlichkeit‹ häuslichen Lebens als Gewinn hinzu, der sich aus der moralphilosophischen Herkunft der Lehre vom Hause begründet, dann ist die Bilanz schon stattlich. Der sozialgeschichtliche Glanzpunkt aber dürfte sein, dass auch die Probleme lösbar scheinen, die mit der Übernahme des Schichtungsbegriffs aus der Soziologie allzu bald entstanden. Wie sollte die mangelnde Vergesellschaftung all derer, die gemäß welcher Statuskriterien immer zur gleichen Schicht zu rechnen sind, begrifflich gefasst werden? Michael Mitterauer, der sich 1979 auf diese schwierige Frage eingelassen hat, findet – im Anschluß an O. Brunner und K. Bosl – in der Applikation der »Sozialform des Hauses« als ›Grundtypus‹ des mittelalterlichen Gesellschaftssystems die Lösung:

»Vereinfacht läßt sich sagen: Wer nicht gemeindezugehörig ist, der ist hausrechtlich abhängig. Hausrechtliche Abhängigkeit muß sich freilich nicht notwendig nur auf die mit einem Hausherrn in Hausgemeinschaft unmittelbar zusammenlebenden Personen beziehen. Durch Abschichtungsprozesse können hausrechtlich Abhängige selbst zu Hausherrn werden. Bei Weiterbestand des ursprünglichen Herrschaftsverhältnisses kommt es dadurch zu einer Über- bzw. Unterordnung von Hausgemeinschaften in einem umfassenderen Personenverband, dessen Binnenstruktur jedoch letztlich auf Ordnungen des Hauses zurückgeht.«

Das bedeutet: die Anwendung des Hauses (als Gefügebild distinkter Herrschaftsgebilde) macht es möglich, die Binnenverhältnisse mittelalterlicher ›Gesellschaften‹ wesentlich adäquater zu fassen, als das mit dem simplen Bild der geschichtlichen Pyramide bzw. – schon besser – mit dem der primär horizontal, sekundär aber vertikal gegliederten Zwiebel gelingen konnte. Salopp verglichen, aber doch im Bilde geblieben: Der ›Inhalt‹ der Zwiebel ist durch eine ineinandergeschachtelte oder –gewachsene Vielzahl von ›Häusern‹ geordnet, aus der Küchenzwiebel sozusagen eine Knoblauchzwiebel geworden: jede Zehe ein Haus, in vielen ›herrschenden‹ Zehen, deren Spitzen in die Spitzenregion der Zwiebel münden, viele kleine ›dienende‹ Zehen: die beiden domus regis und domus Dei oben, die unzähligen der rustici unten, alle aber durch feine (haus) rechtliche Häute (K.S. Baders ›Engstimmigkeit‹) nach außen, besonders aber zur sozialen Seite hin, geschieden. Nun aber zu den heuristischen Risiken der Applikation! Die hier angeführten Zitate zeigen Mehreres an, das auch in einer früheren Phase der Kritik (besonders durch Karl Kroeschell und Hans K. Schulze) dargelegt wurde. Mit der Verwendung des ›ganzen Hauses‹ als Bezugsrahmen für die bäuerlichen Lebensverhältnisse sind folgende Verständnistrends bzw. Interpretationshoffnungen gegeben: die klar patriarchale Stellung des Mannes, die Einheit von Herrschaft und Gehorsam (im räumlichen Näheverhältnis), die Versorgungautarkie und die Ableitung von außer-häuslichen Herrschaftsformen aus der des Hauses. Es ›wirkt‹ also im Begriff

folgende Richtungs-dreierheit: die des Mannes zur Frau, zu den Kindern und zum Gesinde; die von Innen zum Außen; und die vom Oben zum Unten (in der Rangordnung der Gesellschaft). Das Gesamtergebnis ist eine Einheitlichkeit von einem Zentrum her, das zugleich Spitze ist.

Woher kommen diese Elemente in der Lehre vom ganzen Haus? Bis 1721 Christian Wolff, der wirkungsreichste Schulphilosoph der deutschen Aufklärung, das deutsche Schlüsselwort des ›ganzen Hauses‹ in seiner ›Politik‹-Schrift (»Vernünftige Gedanken von den gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen«) prägte, hat die ›alteuropäische Ökonomik‹ eine verschlungene Geschichte von über 2000 Jahren hinter sich. Ich brauche hier nicht ausführlich zu berichten, da jede und jeder hier sie im Großen und Ganzen, dazu die ›Etappen‹ in einzelnen Epochen jeweils genauer kennt. Mir ist nur zweierlei wichtig:

1. Wer mit dem Begriff des ganzen Hauses operiert, wird sich bewussthalten müssen, an welcher Stelle dieses Weges die konzeptionelle ›Anleihe‹ gemacht wird, ob bei Xenophons Oikonomikos (387/71), Aristoteles' Politéia (340?), Ciceros De officiis (30 v. Chr.), Columellas De re rustica (1. Jh. v. Chr.), den sog. ›Haustafeln‹ des Epheser- bzw. Kolosserbriefes, ob bei Augustins De civitate Dei (410 ff.), bei Vinzens von Beauvais' Speculum doctrinale (1250), Konrad von Megenbers Yconomica (1350), Justus Menius' Oeconomia christiana (1529), bei Luthers Katechismus (15.) oder schließlich den Großen der sog. ›Hausväterliteratur‹ wie Coler (1604), Florinus (1702), Hohberg (1682), Justi (1760) bis zum ›Hausvater‹-Artikel in Krünitz' Oekonomischer Encyclopädie. Auch nur die oberflächlichste Kenntnisnahme dieser Schriften und ihrer Unterwerfungs-, Bearbeitungs-, Ergänzungs-, Mißachtungs- und Widerlegungsbeziehungen belehrt darüber, wie sorgfältig die Rezeptionssituation geprüft und die eigene heuristische Absicht geklärt sein muss, bevor man ›anwendet‹. Wenn z. B. W. Rösener die ›domus‹-Lehre Konrads von Megenberg zum Einstieg in die ›Sozialform des ganzen Hauses ... in der Bauernwirtschaft‹ benutzt, dann findet hier (abgesehen von der Nonchalance gegenüber Zeitbezügen) eine doppelte Verschiebung statt: die von der Lehre zum Leben und die vom adeligen Fürsten zum hörigen Bauern. Ein einzigartiges ›Konzept‹ wird zum Bezugspunkt für allgemeine Wirklichkeitsaussagen. Ähnliches kann man in anderen Darstellungen finden.
2. Sabine Krüger hat in ihrer unübertroffenen Abhandlung zur Rezeptionsgeschichte der ›alteuropäischen Ökonomik‹ die – mich hier leitende – Feststellung getroffen, dass weder die im Alten noch Neuen Testament enthaltenen Elemente hellenistischer Oikos-Lehren noch Augustins Haus-Lehre-Passagen, die deutlich aristotelisch sind, und dass weder die über Cicero bekannten Teile des Oikonomikos Xenophons noch die Kenntnis der römischen Agrarschriftsteller im früheren Mittelalter zu einer »selbständigen christlichen Lehre vom Hause« geführt haben. Dies geschah vielmehr erst seit der Übersetzung der

griechischen und arabischen Texte im 13. Jahrhundert. Wenn dieser Eindruck nicht trügt, wenn also zwischen dem 6. und 12. Jahrhundert die große Lücke in der Ideengeschichte des ganzen Hauses klafft (das müsste – im Anschluss an den zu erwartenden Artikel von Friedrich Ohly zur Metaphorik des Hauses im Mittelalter geprüft werden), dann fehlt für das frühere Mittelalter sozusagen ein auf Wirkung bedachtes konzeptionelles Angebot, das den Historikern heute als epochenimmanenter Theoriebezugspunkt dienen könnte.

Nun kann man deshalb natürlich die Frage nicht aufgeben, ob die »wirklichen« Verhältnisse bestimmt haben könnten, was durch herrschende Zeitgeister bzw. durch den Zeitgeist der Herrschenden nicht artikuliert und überliefert ist. Die These, dass es zu keiner Lehre vom Haus im früheren Mittelalter gekommen ist, schließt ja überhaupt nicht aus, dass das Zusammenleben in der Sozialform des (ganzen) Hauses stattgefunden hat. Der ideengeschichtlichen »Pause« muss ja nicht ein realgeschichtliches »Loch« entsprochen haben.

Um hier weiterzukommen, ist diejenige Überlieferung zu prüfen, in der im anderen als sozialtheoretischen Rahmen von den »Bauern« die Rede ist. Dies will ich nun wie folgt tun. Nach einleitenden Bemerkungen zu den Leges und zu dem Stand der siedlungsarchäologischen Forschung beziehe ich mich auf die Durchsicht von Urkunden und grundherrlichen Registern. Was enthalten diese Schriftgattungen zum »Haus«? Welche Stellung nimmt das Wort »Haus« als Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens ein, gibt es andere Wörter mit ähnlicher Aufgabe? Wie stehen sie zueinander?

Zu den Volksrechten kann ich mich kurz fassen, da die Ergebnisse von Hildegard Döllings Untersuchung über »Haus und Hof in den westgermanischen Volksrechten« (von 1958) längst zum gesicherten Wissen gehören. Sie fasst zusammen:

»Der Hof zeigt sich in allen Gesetzesaussagen und in dem gesamten Zeitraum als vielgliedrige Anlage, d. h. als eine vom Zaun umschlossene, um das Wohnhaus als Mittelpunkt sich gruppierende Mehrzahl von Gebäuden eigener Funktionen.«

(Neben dem sog. Wohnhaus sind Ställe, Scheunen, Speicher, dachlose Schober, Grubenbauten – Back-, Koch-, Webhäuser –, Mieten erwähnt). Der einheitliche lat. Terminus für das Ganze ist »curtis«. In dieser den Deliktlisten ablesbaren Normal-Anlage stehen nun aber die Bauten und der umzäunte Raum nicht explizit in Beziehungen zueinander, die dem Aspekt der Ableitung eines Rechtsraums aus einem anderen gefügig wären. Die Bußgeldunterschiede – etwa im Falle der Zaun- oder Hauszerstörung, oder der Brandstiftung von domus, scuria, granarium, Stall – werden eher unter Sachwertgesichtspunkten verständlich denn als Ausdruck räumlich von Innen nach Außen gestufter Friedensräume und –qualitäten. Den Haustermini der Leges (domus, casa, sala) geht die Kraft zur Norm stiftenden Übertragung ab, sie dienen eben nicht als über sich hinausweisende Rechtsmetaphern. Frau Dölling hat dem – vielleicht unbewusst – Rechnung getragen, indem

sie die Darstellung von »Haus und Hof« systematisch umkehrte. Insofern hätte ihr Buch besser »Hof und Haus« heißen sollen.

Seit A. Zppelius 1955 für das Gehöft bis zum Hochmittelalter den Terminus »Hau-fenhof« vorschlug, hat die Siedlungsarchäologie ein ums andere Mal die topogra-phische Regellosigkeit der Bauten (auf der Hoffläche) bestätigt. (Bedal, Sage, Jans-sen, Chapelot / Fossier, Donat) Klare Gruppierungen, die auch dem Wohnhaus einen bevorzugten Platz auf der Hofstatt geben, werden erst später deutlich. (Die Ausnahme von Barbing (b. Regensburg) bestätigt hier die Regel (Mehrseit-Herrenhof).) Den verschiedenen Bauten lassen sich spezifische Nutzungsarten zuschreiben, die die Aussagen der Leges bestätigen. Diese Situation hat Fossier als »fragmentation de l'habitat« bezeichnet: die Arbeiten sind auf verschiedene Gebäude verteilt, ebenso die Funktionen von Lagerung und Speicherung. Was die Archäologen das »Wohnhaus« nennen, qualifiziert sich durch Größe und (soweit nachweisbar) Herdstelle. Daneben aber spielt das kleine Grubenhaus als Aufent-haltsort eine unübersehbare Rolle. Archäologisch am schwersten nachweisbar ist die Abgrenzung der bebauten Gelände, doch gibt es wenige Spuren für Umzäu-nung bzw. umlaufende Gräben.

Nach diesen Hinweisen zu dem, wo sich Delikte ereignet und was dinglich bislang greifbar ist, nun zu der urkundlichen Überlieferung. Ob in der Formelsammlung, im klösterlichen Chartular oder im Einzelstück, die Urkunde gibt uns Antwort dar-über, was seinen Besitzer bzw. seine Nutzungsrechte wechselt.

Ich habe bislang alle 13 Formelsammlungen in der Edition von Zeumer und Urkundenbestände von 10 Klöstern durchgesehen. Damit sind große Teile der Francia erfasst (es fehlen vor allem Bayern und Neustrien). Die Bestände beginnen frühestens im späten 6. Jh. Ich habe jeweils mit dem späten 10. Jh. abgebrochen. Meine Grundeindrücke sind die folgenden:

1. Das Haus ist kein Gegenstand regelmäßig durch Urkunden festgehaltenen Besitzwechsels. Wenige Belege beziehen sich auf die Verbindung von »casa cum/vel curte« in Städten (Angers, Tours: 7./frühes 8. Jh.).
2. Das Haus (domus, casa) ist Zubehör dessen, was vermacht, getauscht, geschenkt, verpfändet, verkauft wird. Seine Stellung als Zubehör ist meist eine pauschale in den Pertinenzformeln, häufig aber auch durch präzisere Beschrei-bung festgehalten.
3. Die Ausgangspunkte der Güterbeschreibungen bilden Termini wie res/por-tio (proprietatis meae), locus/locellus, terra, villa, mansio/mansus, hoba, curtis/curtilis, area. An diesen Sachen hängt das Haus, hängen die Gebäude – nicht umgekehrt.

Lassen sie mich diesen Gesamteindruck noch verdeutlichen. Die Formelsamm-lungen haben ja einerseits den Vorzug, dass sie wesentlich mehr Geschäftstypen repräsentieren als die Relikte der klösterlichen Archive, andererseits beleuchten

sie vielfach stärker die Zeiten vor den Urkundenmassen, also besonders das 7. und 8. Jahrhundert. Ihrer Qualität und Stellung als Zubehör werden *domus* (und *casa*) in den Formularen insofern gerecht, als ihre Eigenart, ihre Position und ihr Nutzen oft genaueren Ausdruck finden: Sie werden geschieden von den *cetera aedificia* bzw. *casticia*, sie gelten als *superposita* innerhalb des *mansellus*, der *curtis* usw., sie sollen *condigna ad habitandum* bzw. *manendum* sein. Einmal wird sogar der unterschiedliche soziale Zweck deutlich. In einem *dos*-Formular (in der Sammlung Notkers d. Stämmers zu Anfang d. 10. Jhs.) werden *domus ad habitandum* und *domus familiae* aufgeführt. In der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts kommt zur Bezeichnung der Fläche, auf der die Gebäude stehen bzw. die Leute ihre gemeinsame Bleibe haben (*commanere*), der Terminus ›mansus‹ auf. Eine Passage (die auch erklären hilft, warum die Archäologen die Umzäunung so schlecht ausmachen können), sei abschließend zitiert: Formular 19 der Sammlung Bignons (vor 774) spricht von einem ›mansus circumcinctus cum arboribus et casticia superposita.‹

Die überkommenen Bestände von Einzelurkunden bieten gegenüber den Formelsammlungen zwei Vorteile. Zum einen sind ihre Aussagen auf konkrete Objekte bezogen: daraus ergibt sich die Hoffnung des Interpreten, noch genauere Auskünfte zu erhalten. Zum anderen können die einzelnen Bestände längsschnittlich betrachtet und dann verglichen werden.

Welche Präzisierungen ergeben sich für den Komplex von ›Hof und Haus‹? Ich vermag folgendes zu erkennen:

1. Trotz der Vielfalt der Bezeichnungen (und Bezeichnungstraditionen) (*area*, *sessus*, *mansio*, *curti(li)s*, *casata*) schält sich überdeutlich dieser Bereich als der umzäunte Raum heraus, zu dem das Haus und die anderen Gebäude gehören. In den Fuldaer Urkunden wird – gegen Ende des 8. Jahrhunderts – dieser Platz (*area*) mehrfach als ›hovestat‹ glossiert bzw. bezeichnet. In vielen Fällen wird durch genaue Abmessungen die Geschlossenheit und Größe dieser Hofstätten ersichtlich. Die Zugehörigkeit wird bisweilen gesteigert durch possessive Wendungen wie ›*area cum structuris suis*‹ o. ä. Nach gründlicher Analyse des Weißenburger Liber Traditionum kam Walter Schlesinger vor 12 Jahren zu dem nur zu richtigen Ergebnis:

»Die Hofstatt vermittelt das Recht, sie war der Rechtsträger, nicht das Haus, das nur Zubehör der Hofstatt war.«

Er weiß sich hierin mit K.S. Bader einig.

2. Da in den Urkunden auch die Leute genannt werden, die zum veräußerten Gut gehören, seien sie als *mancipia*, *servi*, *manentes*, *homines* oder *familia* bezeichnet, kann man über ihr Verhältnis zu ›Hof und Haus‹ etwas sagen: es sind besonders die Verben in *habitare*, (*com*)*manere*, *residere*, die diese Beziehung ausdrücken. Alle drei betonen m. E. das Dauerhafte. Die Beziehung besteht in der

Einheit von Haben, Halten, Sitzen und Bleiben. Und der Bezug? In einer Fuldaer Urkunde ist die Rede von einer »area, in qua ego commanere videor, cum sale desuper stabilitata«. Viele weitere Belege zeigen überdeutlich, dass die »homines« »super terram« sitzen und nicht »infra domum«. Im Hofbezug drückt sich das Entscheidende, weil Bleibende aus: die Bodenbindung. Das Haus ist demgegenüber instabil. Das Haus braucht noch gar nicht vorhanden zu sein oder mag vergehen, die Hofstatt aber bleibt. Schlesinger und Bader weisen in diesem Zusammenhang aufs Haus als Fahrhabe hin. Es wäre noch zu prüfen, inwiefern. Die längsschnittliche Betrachtung der hier berücksichtigten Urkundenbestände ergibt – bei grober Zeitbündelung – folgendes:

1. Einige Belege aus den Urkundenbeständen von Echternach und Stablo erlauben die Vermutung, dass im 7. und frühen 8. Jahrhundert domus und casa als Bezugsrahmen für abhängige Landgüter gelten konnten (bes. der Terminus »casata« ist hier bedeutsam).
2. Neben den Wörtern curtis und area, die recht konstant benutzt werden (wohl aber bevorzugt zur Beschreibung bei der erstmaligen Übergabe an den neuen Besitzer), kommt ab der Mitte des 8. Jahrhunderts der mansus im Sinne der Hofstätte in Gebrauch.
3. Dieser Terminus wird schnell inhaltlich ausgeweitet zur Bezeichnung der »betrieblichen« Einheit von Hofstätte, Ackerland und allem Zubehör. Diese Ausweitung ist der eigentlich bedeutsame Vorgang: ein Terminus zur Bezeichnung der »Heimstatt« (wie Schlesinger sagt) oder »Bleibe« wird zum Begriff vom betrieblichen »Ganzen«, nicht domus, casa oder sala.
4. Das Wort »hoba« (daher unsere »Hufe«), seit dem frühen 8. Jahrhundert im deutschen Sprachgebiet belegt, macht eine ähnliche Verallgemeinerung durch, nur von einem anderen Ausgangspunkt aus: anfänglich im Sinne des zur area gehörenden Ackerlands benutzt, nimmt es verschiedentlich den gleichen Sinn wie der mansus an.
5. Ganz selten wird zur Beschreibung domanialer Herrenhöfe die casa als bezeichnendes Element exponiert (9./10. Jh.), möglicherweise aber gerade zum Zwecke der Absetzung des Herrenhauses vom abhängigen Mansus/Hof.
6. Die Bezeichnungskraft von manere und mansus wirkt seit dem 9. Jahrhundert auch auf die »Bleibenden«/»Sitzenden«, später Unter- bzw. Hintersassen genannt: sie, für die rechtsständische Bezeichnungen innerhalb der Herrschaft allmählich an Bedeutung verlieren, werden nun häufig manentes bzw. mansuarii genannt. Daneben kommt der römisch-rechtliche Terminus familia in Gebrauch, dies aber mehr für überbetriebliche Gruppen.

Nun zu den Registern. Durchgesehen habe ich alle mir erreichbaren Polyptycha, Urbare, Güterlisten vom späten 8. bis zum beginnenden 11. Jahrhundert – also vom Inventar von Staffelsee in den brevium exempla bis zu den Corveyer Urbaren.

Es handelt sich um gut 25 Register. Ausgespart blieben Südfrankreich, Nordostspanien, Italien. Hier herrscht, so vermute ich, eine andere Agrarzivilisation.

Der Vorteil der Register besteht in der Breite ihrer Auskünfte: häufig sind Hunderte, ja Tausende von »Bauernstellen«, verteilt über z. T. weite Räume, erfasst (Streulage). Dies macht sie für Querschnittsanalysen so attraktiv. Längsschnittsfragen finden nur dann solide Antworten, wenn mehrere Register der gleichen Herrschaft aus verschiedenen Zeiten überkommen sind. Leider ist das selten genug der Fall.

Meine Frage an die Register war: Was ist – wie Max Weber einprägsam sagte – renten tragend? Welchen Platz hat das Haus als Hebungs basis oder Einkommensindex? Die Antwort: so gut wie keinen. Die Herrschaften haben im früheren Mittelalter Einkommensansprüche so gut wie nie am Haus festgemacht.

Bevor ich näher darauf eingehe, will ich die Spuren von Hausbezügen erwähnen, die den Herrenhof betreffen. Er ist in einigen Registern so detailliert beschrieben (z. B. im Falle der Königshöfe der *brevium exempla*), dass wiederum die Vielgliedrigkeit der Gesamtanlage überdeutlich wird. Meist ist die *curtis* bzw. der *mansus indominicatus* der Ausgangspunkt der *descriptio*, nur einmal (in Teilen der Weißenburger Urbare, die in den Anfang des 10. Jhs. gehören) beginnt man: (*Est ad Unkenstein*) *domus cum curte dominicali* usw. Mehreren Belegen von *mancia infra villam/curtem* steht ein einiger von *mancia infra domum* (Bergkirchen) gegenüber. Am häufigsten trifft man den Hausbezug bei Fronden zur Instandsetzung. Aber auch hier sind die Belege für den Hofbezug wesentlich häufiger (Zäunung, Wachen, Führen, Beetpflege u. a. m.). Dies gilt auch für das *capitulare de villis*. In ihm berühren sich domanialer Hofbezug und palatialer Tischbezug. Nur einmal begegnet das Haus als Funktionsbild.

Nun zu den abhängigen Stellen. Selbst dort, wo man am ehesten hausbezogene Abgaben oder Dienste erwarten würde, bei den kleinen Stellen, Hofstätten ohne oder mit geringfügiger Landausstattung (*sessi, hospitia*, usw.), wird man nicht fündig. Die Pflichten sind, wenn überhaupt spezifiziert, dann auf den Hof oder den Kopf radiziert. Im Register von Reims heißt es gelegentlich: *solvit pro mansione ... et pro capite*. Das ist alles. Hinsichtlich der »vollen« Stellen gestatten einige Register Blicke auf die Hofstatt (*mansio*): hier ergibt sich nichts, was nicht schon aus den Urkunden bekannt wäre. Mehr als aus den Urkunden weiß man über die Inhaberschaftsverhältnisse. Es ist der *mansus*, »ubi manent homines sancti N.« (St.-Germain-des-Prés). Wichtig erscheint mir, dass bisweilen die Regel-Inhaberschaft der (verehelichten) Männer »aufgebrochen« ist. Der Versuch, die gesamte *familia* einiger villae zu erfassen, führt im Reimser Register dazu, auch alle *feminae* namentlich aufzuführen, »qui simul cum prescriptis viris mansos tenent«. Auch »ancillae mansa tenentes« werden erwähnt. Der genaue Blick bringt also auch die Frau als Inhaberin ins Bild.

Üblicherweise ist für die Zeit, in der die Register einsetzen, der mansus (seltener die hoba) im weiteren Sinne (als Betriebseinheit) die Hebungsbasis. Die Inhaber dienen und zinsen de, pro manso. Fehlt die Inhabernennung, dann zinst der mansus. Aber auch durch diesen Bezugsrahmen schimmern dann Modifikationen hindurch, wenn die descriptio genauer angelegt ist. Zum einen wird dann deutlich, dass innerhalb des Hofes vir und femina, besser noch: maritus und uxor, ebenso klar getrennte wie präzise vereinte Aufgaben »zugeschrieben« werden, die rententragend sind. Die Hinweise auf derlei geschlechtseigene Tätigkeiten (als Dienste und Abgaben) erlauben die These, dass im Aneignungsvisier der Herrschaft Mann und Frau, zum Paar verkoppelt, nebeneinander stehen. Diese Beobachtung ließe sich, meinem ersten Eindruck nach, auch anhand kirchenrechtlicher Quellen vertiefen (Regino v. Prüm). Zum anderen kommt es zur Nennung des focus, der Herdstelle, sowohl als Gruppierungs- wie auch als Zinsindex (explizit allerdings nur im ausführlichsten und geschlossensten Register, dem von S.-G.-d.-P.). Aber selbst der focus vertritt nicht das »Haus«, sondern ist die Metapher für das »Leben« der Gemeinschaft, die für die Herrschaft produziert. Er wird exponiert, wenn die Gemeinschaft den ehedem Rahmen durch lineare oder laterale Erweiterung überschreitet: über den Herd versucht die Herrschaft also an dieses Potential zusätzlicher Erträge heranzukommen.

Abschließend: in einem einzigen Falle, in wenigen Ortskapiteln der Heberolle des Klosters Mettlach (sie gehören ins beginnende 10. Jahrhundert), werden einzelne Frontage (im Ernteeinsatz) »de unaquaque domo« erhoben. Sie erweisen jedoch wiederum das Haus als Pertinenz der Hufe, indem es im Reigen der mansusradizierten Pflichten erscheint. Sie zeigen sich den focus-bezogenen Zinsen als verwandt, weil sie zusätzlich erhoben werden: »ad sublementum«.

Ein Zeichen für zukünftige Entwicklungen? Mein Eindruck ist, dass das Haus, so wie es hier einmal aufblitzt, nur ein schöner Beleg für die Ausnahme ist, die die Regel bestätigt, denn meine Suche nach weiteren Belegen in den Registern des 10. und 11. Jahrhunderts hat nichts erbracht. Nur eben dies, dass die Hufe als Bezugsrahmen weiter »regiert« und personenradizierte Zinsformen diese Grundlage ergänzen, ja auch modifizieren, nicht aber das Haus (weder als Real- noch als Sozialmetapher).

Ich versuche zusammenzufassen.

Ich ging von der Neigung neuerer sozialgeschichtlicher Veröffentlichungen aus, bäuerliche Lebensverhältnisse als von der »Sozialform des ganzen Hauses« geprägt zu erweisen. Eine grobe ideengeschichtliche Orientierung sollte zeigen, wie wichtig die Beziehung zwischen Anwendungsziel und Rezeptionssituation ist, führte aber auch zur Feststellung einer fürs frühere Mittelalter kennzeichnenden »Denkpause« über das ganze Haus, obwohl Angebote zur Übernahme und Aus-

arbeitung bestanden haben, die in die klassisch profane, theologische, offenbarungstextliche und rechtliche Tradition gehören. Dieser Orientierung stellte ich den Nachweisversuch zur Seite, dass auch auf den verschiedenen Ebenen wirklichkeitsnaher Beschreibungen und Normierungen dem Haus zwar als dinglichem Gegenstand Beachtung geschenkt wird, nicht jedoch als rechtlichem, wirtschaftlichem und sozialem Bedeutungsträger. Dem Haus, besonders dem Haus der Abhängigen, fehlt im früheren Mittelalter die Kraft zur Sinnerweiterung über seine Qualität als Gebäude hinaus. Nur äußerst selten brechen Ansätze dazu durch. Sie fügen sich jedoch nicht zum System und lassen jede Tendenz vermischen. Die Kraft zur Metaphorisierung wohnt hingegen dem Hof inne. Über die ›mansio‹, die Hofstätte, steigt der mansus (daneben aus anderer Richtung die hoba) zur einheitsstiftenden Figur auf, mit der das – wie Schlesinger und Herlihy richtig sehen – Neue des früheren Mittelalters, der kleinbäuerliche Betrieb, als Ganzheit gefasst und beschrieben wird. Freilich dient diese ›Ver-Hofung‹ des abhängigen Landes der Systematisierung nicht etwa der Lebensverhältnisse der Bevölkerung, sondern der der Abschöpfung. Den Siegeszug der Hofstätte zum Rentenindex des Betriebs, das ist meine These, konnte das Haus weder hindern noch beeinflussen.

Wäre nun also das ›ganze Haus‹ durch den ›ganzen Hof‹ zu ersetzen? Ich bin da skeptisch. Wesentliche konstante Elemente in den wie immer differierenden Oikos-, Domus-, Familia- oder Haus-Lehren, die für den Eindruck der Ganzheit bürgen, scheinen mir für die hier gemeinten Verhältnisse nicht recht zu passen. Die kleinbürgerliche Hofeinheit scheint mir nicht streng ›patriarchisch‹ regiert, das Ehepaarliche Werken und Arbeiten klingt unüberhörbar durch, nicht das hausväterliche und hausmütterliche Regiment! Die ganzheitsstiftende Perspektive verdankt sich gerade nicht der betrieblichen ›Autarkie‹, sondern der Ertragserwartung von außenstehenden Instanzen, allerdings nicht dem Markt, der sonst der Autarkie-Brecher ist, sondern der Herrschaft. Die Teilung des ›conlaboratus‹ ist das Bestimmende. Deshalb lassen Sie mich abschließend zuspitzen: es geht nicht um das Bild des ›ganzen Hauses‹, sondern um das des ›halben Hofes‹.

Literatur zu ›Das Haus‹

– gesammelt in 40 Jahren –

aus den Literaturverzeichnissen der Beiträge zur Freiraumplanung, vom ›Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen‹ (1972/73, s. NB 33/1994) und der ›Freiraumplanung an Schulen‹ (1973, s. NB 19/1990), über die Diplom-, Projekt- und Studienarbeiten (von denen einige in den Arbeitsberichten des FB Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GhK veröffentlicht sind – hier insbesondere Inge-Meta Hülbuschs ›Innenhaus und Außenhaus – sozialer und umbauter Raum‹ (1978) und Helmut Böses ›Die Aneignung von städtischen Freiräumen‹ (1981), vielen anderen, die leider nicht alle ab 1986 in den Notizbüchern der Kasseler Schule veröffentlicht wurden) bis zu den ›Das Haus‹ vorbereitenden Readern der PlanerInnenseminare in Wollingst (s. NB 58/2004, NB 66/ 2006, NB 83/2014 [in Vorbereitung]).

Die Literatursammlung legen wir vor, damit bekannt ist, von welchen AutorInnen wir gelernt haben und nicht wie Herr Rumpf (1979) in einer Besprechung von ›Innenhaus und Außenhaus‹ argwöhnte, dass Zitate da seien, um zu beweisen, was man alles gelesen habe. Für Entwerfer, die bei Null anfangen und alles neu erfinden (s. T. Wolfe 1981/1993) ist die Tradition des Verstehens und des Sinns in den Dingen sicher störend.

Beim Texten, Vortragen, Erörtern haben uns viele Gewährstexte begleitet:

»[...] kann ich mich sofort eines großen Wissensgutes bedienen, ohne es explizit Schritt für Schritt heranzuziehen. Mit anderen Worten, der ganze Wissensvorrat steht mir zur Verfügung.« (Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: 30)

Diesen Wissensvorrat haben wir nach den Literaturverzeichnissen der Texte zum Haus aus den Notizbüchern und einigen Heften der Fachbereichsreihe⁷ gesammelt. Es sind da selbstverständlich auch die Beiträge aus der Fachbereichsreihe und den Notizbüchern aufgeführt, in denen wir die Literaturangaben aufgelesen haben. ›Das Haus‹ ist die Quintessenz des Lesens, Überlegens, Beobachtens, systematischen Bearbeitens, auch des Erfahrens und, wie Ch.S. Peirce empfiehlt, des ›geplanten Zweifels‹ (s. Lührs, H. 1994). Immer wieder ›läuft‹ einem dabei eine neue ›alte‹ Arbeit über den Weg, die ein neues Licht auf die Einsichten und Kenntnisse wirft. So wie z. B. Hannah Arendts ›Vita activa oder Vom tätigen Leben‹, auf das hier und da mal so nebenher, eher pflichtschuldiger verwiesen wird. Zugegeben, die Schrift ist ›so groß‹, dass die LeserIn ohne Resonanz auf die Gedanken, die rückschauende Weitsicht wenig damit anfangen kann.

Viele Neunmalklugen halten ja das Zitieren für einen Ausweis der ›Sekundärlitera-

⁷ Schriftenreihe des Fachbereichs 6 (ehemals FB 12/13, davor OE 6) an der Uni Kassel (ehemals Gesamthochschule Kassel/GhK)

ten«. Und neuerdings ist es an den Universitäten verpönt, Texte zu lesen, die schon über 10 Jahre alt sind. Eine Vergesslichkeit, die dem Entwerfen, »das bei 0 anfängt« (s. Wolfe, T.) adäquat ist. Lerntradition ist nicht in Entwürfen zu finden, sondern in der Vermittlung und der Beobachtung des schon Bekannten, das in der Literatur festgehalten ist:

»Ohne Erinnerung und Verdinglichung, die aus der Erinnerung selbst entspringt, weil die Erinnerung der Verdinglichung für ihr eigenes Erinnerung bedarf, [...], würde das lebendig gehaltene, das gesprochene Wort, der gedachte Gedanke spurlos verschwinden, sobald der Akt des Handelns, Sprechens oder des Denkens an sein Ende gekommen ist; es würde sein, als hätte es sie nie gegeben.«

(Arendt, H. 1958/2010: 113 f.)

Das gilt auch für unsere Arbeit seit 35, 45 Jahren. Die Notizbücher sind diesem Gedanken ebenso verpflichtet wie die gewissenhafte Nacherzählung der »vorgeleisteten Arbeit«.

Vorgeleistete Arbeit

So umständlich das für die AutorInnen und die LeserInnen gelegentlich ist, so ist es doch gut, wenn beide eingedenk sind, dass viele Überlegungen bei anderen AutorInnen Anregung fanden oder entliehen sind. Auf den Schatz der »vorgeleisteten Arbeit« haben wir, gegen unsere Übung und Forderung, in der Arbeit zu »Das Haus« nur sparsam hingewiesen und vorausgesetzt, dass die »vorgeleistete Arbeit« wie selbstverständlich bekannt und hinzugelesen würde. Was ebenso selbstverständlich natürlich nicht vorausgesetzt werden kann. Deshalb führen wir hier sehr viel mehr Literatur – AutorInnen und Texte – auf als wir im Text zitiert haben, um zu zeigen, von wem wir gelernt haben. W.D. Narr (1981) schreibt, dass der Gedanke, der durch einen Text oder eine Rede angeregt wird, nicht nach der Intention der AutorIn angelegt werden muss, weil die LeserIn frei nach Stan Nadolny (1990) die Ausführung ergänzen, hinzufügen, hineinlesen kann. Ja, dass ein guter Text daran zu erkennen ist, dass die LeserIn angeregt wird, daran weiter zu schreiben, fortzusetzen, Analogien herzustellen. Die Anregung geht nicht verloren – außer man vergisst sie, um – wie es so schön heißt – unbeschwert das Neue erfinden zu können und die Gesellschaft ohne Geschichte und Geschichten »zu gestalten«. So kommt es dann, dass in der Architektur, dem Städtebau, der Grünplanung, der Landschaftsarchitektur und des Naturschutzes Jahr für Jahr eine modernisierte Sau über den Boulevard getrieben wird. Dies Phänomen scheint nicht neu zu sein. Schon Theodor Fontane kommentierte:

»Gegen eine Dummheit, die gerade in Mode ist, kommt keine Klugheit auf.«

(Fontane, Th.)

Wohllollende wie mißgünstige Kommentatoren von Beiträgen zur Freiraumplanung (aus Kassel/vereinfacht titulierte als Kasseler Schule) sind einig, dass die

Überlegungen und die Beweisführung ›die ganze Gilde [der Grünplaner] gegen sich hat‹ (Wilkens, M. 1981, in Böse 1981: 220). Diese Überlegungen sind aus systematisch durchgeführten Beobachtungen – Feldstudien – begründet, die vornehmlich auf die Zeichen des kontinuierlichen Gebrauchs, die Wege und das Tun achtet, also aus Indizien besteht; oder, wie John Berger schreibt: aus Geschichten. Ein ironischer Ausflug in die Befragungseuphorie kann bei Ulrike Läscher-Bauer und Inge Meta Hülbusch (1977/2007, NB 75) nachgelesen werden. Die Spuren des Gebrauchs und der privaten oder sozialen Aneignung sowie die Patina des Alters, des Bewährten, sind Ausdruck der Lebensgeschichten, die neben allen individuellen Merkmalen insbesondere aus gemeinen, konformen Regeln bestehen. Darin ist die Sicherheit enthalten, die uns zurecht finden lässt.

»Als ausgebildeter Soziologe kann ich mich sofort eines großen Wissensgutes bedienen, ohne es explizit Schritt für Schritt heranzuziehen. Mit anderen Worten, der ganze Wissensvorrat steht mir zur Verfügung.«

(Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: 30)

An anderer Stelle führen die Autoren aus, dass

»[...] in meinem Geist die gesamte Disziplin [...] unsichtbar präsent [ist] – sozusagen ein stiller Partner in der Situation.« (Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: 30)

Das sollte nicht nur für Soziologen gelten. Wenn das auch für Entwerfer – Architekten und Grünplaner – fraglich ist, für Freiraum- und Bauplaner muss das vorausgesetzt werden. Denn wie sonst könnten sie für die vorgeleistete Arbeit Wissen und Erfahrung zu Rate ziehen? Die Prinzipien und Kenntnisse, die in bewährten Gegenständen/Beispielen enthalten sind, können nicht von der Oberfläche abgelesen werden. Nähere Erkundung ist da nötig und dennoch nicht ausreichend, weil der Gedanke, die ›Erfahrung‹ in den Dingen oft nur zugänglich werden, wenn die schriftlichen Zeugnisse bekannt sind. Und diese Zeugnisse sind eher im zeitgenössischen Roman, in Erzählungen und Geschichten zu finden, weil dort die Mittel für den Alltag inszeniert sind und nicht, wie in berufstypischen – erst recht nicht in professionellen – Darstellungen, die von der Technik und nicht vom Gebrauch diskutiert werden. Roman, Erzählungen, Geschichten berichten vom Tun und dem Gebrauch der Dinge für einen praktischen Zweck des Alltagslebens, woraus dann das Prinzip und die Regeln der ›Einrichtung‹ (i. w. S.) abgelesen, gedeutet werden können.

Und, immer übersehen oder von Vorurteilen ertränkt, gehört zur vorgeleisteten Arbeit auch unsere Lebenserfahrung, wenn wir lernen sie in den Vergleich einzubauen und mit Distanz zu betrachten. Denn ohne Zugang zu den Nöten/Notwendigkeiten des Alltags – nicht zum Mitleiden sondern zum Verstehen, auch sozial-ökonomisch – sind Planer nur abstruse Entwerfer, deren Profitaughe nur der ›angestregten Junggesellen-Kultur‹ (s. Dams, C. 1990/1993) gewidmet und von der Exklusivität der Ware bemessen ist. Wir leben in dieser Gesellschaft und müssen

zur Betrachtung unserer Lebenserfahrung soviel Abstand herstellen, dass wir wie Fremde darauf schauen können. Mit soziologischer Befragungs-Empirie, mit der ›sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplaner‹ (Groning u. Wolschke-Buhlmann 1986), die den jeweils gültigen Mainstream beweihräuchern (s. Hard, G. 1996), indem sie die Befragten zu Exoten stilisieren, kommt niemand weit. Schematische Befragungen sind schlicht dumm. Wenn ich mich auf Gespräche einlasse, stehe ich in der Situation des Beobachters, der vor allem seine Wahrnehmung zu prüfen hat. Dann erst ist die Lebenserfahrung über die Erinnerung hinaus absichtsvoll hergestellte ›vorgeleistete Arbeit‹ – Berufstätigkeit, die, ob der Herkunft, den Vortrag nicht zu scheuen braucht.

Zur ›vorgeleisteten Arbeit‹, die leicht und allgemein zugänglich ist, gehören nicht die individuell erworbenen Fertigkeiten, die nur bei gemeinsamer Tätigkeit da sind. Es sind schriftliche Zeugnisse, die unabhängig von der AutorIn zu Rate gezogen und geprüft werden können. Da gibt es die Mainstream-Literatur, die aufwärmt, was gerade verkauft wird. Sollte bekannt sein, weil darin alle Vorurteile versammelt sind, die auch in jeder Zeitung verbreitet werden. Nix zum Lernen und Verstehen. Dann gibt es ein sparsames Schärfflein reflektierter (und/oder) streitbarer Berufsliteratur, die zumindest nicht langweilig ist. Weiter gibt es Aufsätze, Essays, Untersuchungen, die durchaus formal-empirisch, insbesondere statistisch vorgehen und daraus spannende Interpretationen vorlegen. Die sozialpsychologische Literatur, die sozioökonomische und politisch-philosophische hat immer, wie B. Bettelheim das nennt, neben dem obligaten ›Zentralmassiv‹ – ganz nett und reif zum Auswendig lernen – eine reflektierte Partie, die aufmerksam macht, überlegt und erzählt, statt dekretiert. Und dann gibt es da noch das reich ausgestattete Regal der Literatur – vom Kinderbuch bis zum Abenteuerroman, von Goethe bis Andrea Camilleri –, die alle von der guten Beobachtung und der angemessenen Interpretation – beim Krimi die Motive – existieren.

Literatur

Wenn wir den Bericht von ›Haus‹ mit Literaturhinweisen versehen haben, tun wir so, als ob das handwerkliche Wissen über das ›Haus‹ selbstverständlich bekannt sei und keinen Hinweis erfordere. Das stimmt nicht. Wir haben weitgehend auf Hinweise verzichtet, weil der Text dann weder zu Schreiben noch zu Lesen gewesen wäre. Die Überlegung eine Art literarischen Stammbaums, an dem die ›Vervollständigung des Gedankens‹ beim Schreiben (sinngemäß bei H.v. Kleist) über die Jahre abgeleitet wurde, aufzustellen, haben wir aus praktischen Gründen aufgegeben. Wir erinnern statt dessen an ›unsere‹ Beiträge und deren Erweiterung in etwa 40 Jahren. ›Unsere‹, das heißt nicht, wir hätten alles selbst geschrieben – sondern wir waren schreibend, diskutierend, prüfend, kritisierend, erweiternd an der Vervollständigung des Gedankens oder des Prinzips, der Regeln, der Beispiele

beteiligt. Die vollständige Gewährsliteratur ist mit einer Übersicht aus allen Beiträgen herzustellen. Das ist zu überlegen – allein schon, weil es heute üblich ist, Kolportagen aus dem Internet mit Tag und Stunde der Kopie aufzuführen, weil morgen schon was anderes drin stehen kann: die Berufung auf eine Chimäre ohne AutorIn und Gewähr. Das wird allerdings keine 40 Jahre alt, obwohl außer der Verheißung, der hundertprozentigen Geldentwertung durch den Euro und der Verwahrlosung der öffentlichen Einrichtungen keine Änderung stattgefunden hat.

J.F.C. Turner (Housing by People 1976, dt. 1978) hat die formalistische Entwerferdebatte über 1, 2, 3, 4 und mehr Geschosse auf die Füße gestellt und nicht übers Bauen sondern übers Hausen nachgedacht: die Ökonomie des Hausens, dem das Haus passen muss, nicht umgekehrt. Diesen wie vielen anderen Wissensschätze hat

I. Meta Hülbusch 1978/81

Innenhaus und Außenhaus, sozialer und umbauter Raum

zur Kritik und Bestätigung, zur Reflexion der Lebenserfahrung heranzitiert. Daran wird erkennbar, dass jeder bau- und freiraumplanerische Beitrag – außer man beginnt bei 0 (s. Wolfe, T.) – immer eine erklärt biographische Note aufweisen muss; explizit, nicht implizit. Selbst der ›kundige‹ Beobachter, der alle Sorgfalt zur Distanzierung aufwendet, kommt nicht umhin, beteiligt zu sein:

»[...] diese Distanz und dieses Bewußtsein [sind] auch notwendige Voraussetzungen der Objektivität gegenüber ›den Sachen selbst‹ [...], welche man unterrichtet oder lehrt: Während gerade ungebrochenes Bewußtsein von ›Objektivität‹ und ›(Fach)Wissenschaftlichkeit‹ bei der ›Weitergabe des Gelernten‹ ein unkontrolliertes Maß von Subjektivität in den Unterricht bringt.« (Hard, G. 1981/1990: 80)

Erst die Aufmerksamkeit zur Alltags- und Lebenserfahrung – also Distanz und Bewußheit – ist, weil man mit dieser Aufmerksamkeit erst liest, ein Lotse durch den Dschungel der Wichtigkeit. Kritik und Bestätigung, Bestärkung und Differenzierung der Erfahrung findet man nur, wenn man einen Kompass der Neugier dabei hat. Ohne diesen fallen einem nur die technokratischen Spitzfindigkeiten ›neuer Lösungen‹ auf. So ist es nicht verwunderlich, wenn bei der Gewährsliteratur unter den AutorInnen ArchitektInnen und GrünplanerInnen fehlen. Die wissen nichts und verstehens auch nicht, wie die Rezensionen in den Professionsblättern ausweisen (s. w. u.). I.M. Hülbuschs Beitrag hat über all die Jahre immer wieder Anregung zur Differenzierung und Präzisierung von ›Innenhaus und Außenhaus‹ gegeben⁸:

Biegler, N.	1979/FB
Bärenweiler, R. u. Cordts, H.-J.	1992/AGB
Harenburg, B. u. Wannags, I.	1991/NB 23
Braun, U. u. Linne, K.	1991/NB 23

⁸ FB = Grauer Raum des FB 6 (ehem. FB 12/13, davor OE 6) Uni Kassel (ehem. Gesamthochschule Kassel), AGB = AG-Bibliothek; NB = Notizbuch der Kasseler Schule

Mehli, R.	1995/NB 37
Bartholmai, G. u. Neuhoff, B.	1979/AGB
Beekmann, H. et al.	1996/NB 64, AGB
Böhlen, M.	1994/AGB
Glaesner, N.	1995/AGB; 1997/NB 46
Hose, G.	1983/(FB) u. AGB
Kern-Günther, H.	1986/AGB
Kulla, J.	1995/AGB
Monard, M.	1978/AGB
Nagl, A.	1991/AGB
Scharvogel, Stapel	1990/AGB
Steinhäuser, U.	1990/92/NB 16
Theiling, Ch.	1994/96/NB 44
Trust, H.	1990/91/NB 22, AGB
Lucks, Th.	1993/NB 27
Theiling, Ch.	1995/NB 37
Helbig, R.	1999/NB 54; 2003/NB 64

usw. usw.

Wenn wir diese Versammlung aus der Lehre und dem Lernen, an dem alle beteiligt waren, bibliographisch aufführen, dann steckt darin die Lernbiographie für das ›Haus‹. Und in den Literaturverzeichnissen aller dieser Beiträge werden immer wieder Neufunde zur Gewährsliteratur aufgenommen. Für Leute, die der Auffassung sind, dass Texte mit Literaturhinweisen und Zitaten in die Sekundärliteratur einzureihen seien, mag das befremdlich klingen. Beim aufmerksamen Lesen z. B. von Krimis fallen immer wieder Interpretationen auf, die auf sorgfältiger Beobachtung und Beschreibung von ›Interieurs‹ und Handlungen/Reaktionen basieren (s. Hülbusch, K.H.1981: 68 ff.). Wie bei ›Innenhaus und Außenhaus, sozialer und umbauter Raum‹ ist auch der Beitrag von

Böse, H. 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beitrag zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums

mit der Basis und Anregung vorhergegangener Arbeiten verfasst worden –

Boldte, K. 1975/76: Die Freiraumqualität von Straßen

AutorInnengruppe 1976: Gutachten zur Bundesgartenschau Kassel 1981

u. a. –

und über die Jahre erweitert und präzisiert worden:

Böse, H. u. Schürmeyer, B.

Athmann, A.

Hülbusch et al. 1979/Schleswig

Böse, H. (Red.): Vom Rand zur Bordüre, NB 27

Lührs, H. et al. (Red.): Der Landschaftsplan für die Stadt, NB 24

Pflegefälle, NB 34

SchauDerGärten, NB 35

Plätze in Bremen, NB 44

Die Boden-Rente ist sicher, NB 56

Über kurz oder lang, NB 59

usw., usw.

Die aufgeführten – sicher nicht vollständig versammelten – Beiträge sind nicht nur dem einen oder anderen Ausgangspunkt für das weitere Lernen zuzuordnen, weil ›Haus und Hof‹ – ›Innenhaus und Außenhaus‹ – die Voraussetzung für den kommunalen Freiraum sind und nicht, wie Entwerfer wähnen, umgekehrt. Mit der weiteren ›Verkehrung‹, dass mit ›öffentlich‹ ›in Händen der Verwaltung‹ zum Ausdruck gebracht wird. So, wie wenn nicht die EinwohnerInnen den Weg bereit stellen. Manchmal ist ein Beitrag der Dimensionierung der Straße gewidmet, manchmal werden die Gebäude aufgenommen und verglichen. Trotzdem ist der Freiraum oder die Bebauung mehr oder weniger explizit dabei. Manchmal – z. B. Hose, G. 1981, Reihenhaustypen – muss die Literatur alles drumherum hinzufabulieren, weil isoliert mal der Grundriss – die Etagerie war noch nicht erfunden – systematisiert werden sollte.

Wir wollen mit dieser Einleitung in die vorgeleistete Arbeit darauf hinweisen, dass dieses ›Haus‹ nicht entworfen ist sondern eine 30–40 Jahre währende Lerngeschichte, die immer wieder nach der Neugier der AutorInnen aufgenommen wurde, erzählt. Und so peu à peu die Einsicht vervollkommt.

Wie gesagt, eine bibliographische Aufbereitung der langen Literaturliste wäre wünschenswert. Schon allein zur Erzählung der Geschichte, wann, wo und zu welcher Gelegenheit ein Text die Sammlung des Wissens und das Wissen vervollständigte. Wir behelfen uns hier zunächst mit einer Unterscheidung der Literaturhinweise per Schriftauszeichnung in die:

– **Gewährsliteratur**

- Beiträge aus der AG Freiraum und Vegetation und befreundete Texte
- Sonstige Texte, von denen einige auch zum Gruselkabinett gehören.

Das ersetzt keine Bibliographie, gibt aber eine Übersicht der Zuordnung der Texte gemäß unserer Einsicht und Erinnerung – eine der Fähigkeiten, deren die IndizienkundlerIn sich sicher sein muss.

[Abkürzung: NB Ks. Sch. = Notizbuch der Kasseler Schule, Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation]

Adorno, Th. W. 1964: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt/M.

Adorno, Th. W. 1967: Über Tradition: in ders.: Ohne Leitbild. Frankfurt/Main S. 29–41

Adorno, Th. W. 1967: Funktionalismus heute. in ders.: Ohne Leitbild. Frankfurt/Main S. 104–127

Adorno, Th. W. 1973: Ohne Leitbild. Frankfurt/Main

Alain 1912: Kunstwerke sind Kinder der Tradition. in ders.: Im Haus des Menschen. Frankfurt/Main S. 47–49

Alain 1921: Architektur. in ders. 1985: Spielregeln der Kunst. Frankfurt/Main S. 89–91

Alain 1922: Die Bedingungen der Erfahrung. in ders.: Im Haus des Menschen. Frankfurt/Main S. 78–80

Alain 1923: Die Maurerregel. in ders. 1985: Spielregeln der Kunst. Frankfurt/Main S. 175–177

Alain 1924: Die Notwendigkeit der Freiheit. In: ders.: Sich beobachten heißt sich verändern. Frankfurt/Main S. 86–88

Albrecht, G. 1979: Das Bremer Haus. in: Niethammer, L.: Wohnen im Wandel. Wuppertal

Andritzky, M., Spitzer, K. 1981: Grün in der Stadt. Rowohlt. Reinbek

Andritzky, M., Selle, K. 1979: Lernbereich Wohnen, 2 Bde., Reinbek

Appel, Andrea 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. in NB 26 Ks. Sch., Kassel S. 9–71

Appel, Andrea 1997: Frauenreisen oder: Wie kann aus einer Reise in Männerkleidern eine Frauenreise werden? in NB 30 Ks. Sch. Kassel S. 214–223

Appel, Andrea 1997: Wie der apostolische Eifer zuschlägt. in NB 48 Ks. Sch. Kassel S. 70–82.

Appel, Andrea et al. 1994: Das Maß der Dinge. NB 46 Ks. Sch. Kassel

Arendt, Hannah 1958/2010: Vita activa oder vom täglichen Leben. München, Zürich

Aries, Philippe 1978: Geschichte einer Kindheit. München

Armbröster, Gerhard, Lustig, Ulla 1982: Das »neue Bauen« in den zwanziger Jahren und die Entwicklung der funktionalen Küche. Arbeitsberichte des FB 12 der GhK. Kassel

Argan, Giulio Carlo 1983: Gropius und das Bauhaus. Braunschweig

Arndt, Petra 1996: Die Inszenierung von »Gemeinschaft« am Beispiel einer »ökologischen Siedlung«. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 219–229

Arndt, Petra et al. 2004: Der »modische Bebauungsplan« – Siedlungserweiterung, nicht Bebauungsplanung. Studienarbeit am FB 13 GhK, vervf. Mskr. zur Nachlese des 15. Planer-Innenseminars 2004. Bremen, Kassel

Athmann, Alwin 1982: Zurück zur Straße – Ist verkehrsberuhigt so viel gewonnen? Arbeitsbericht FB 13 d. GhK. Kassel

Athmann, Alwin, Seyfarth, Hartmut 1982: Stadtzerstörung durch Verkehrsberuhigung? Diplomarbeit am FB 13 d. Ghk, vervf. Mskr., Kassel

Auerswald, Birgit et al. 1991: Wien – Vom Haus zur Mietskaserne – Über die Reduktion vom Wohnen. Studienarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

Auerswald, Birgit, Lechenmayr, Heike 1994: Von der Rahmenplanung zum Bebauungsplan. Am Beispiel der Dorferneuerung Bickershausen. in NB 56 Ks. Sch., Kassel S. 195–236

AutorInnengruppe 1976: Gutachten zur Bundesgartenschau Kassel 1981, vervf. Mskr., Kassel

AutorInnenkollektiv 1992: Stadtränder am Beispiel der Handelsstadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt Bürgstadt. Studienarbeit FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

AutorInnenkollektiv 1994: Grenzen – Ränder – Übergänge am Beispiel des Marktes Schwanberg. Seminararbeit zur Landschaftsplanung II, Übung, Universität für Bodenkultur, vervf. Mskr., Wien

- AutorInnenkollektiv 1994: Baustruktur, Freiräume und Baustile oder: Wie kommt die Zeit ins Bauen? Projektarbeit am FB13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- AutorInnenkollektiv 1997: Die Moden in den städtischen Grünflächen. Bericht zum zwölften PlanerInnenseminar d. AG Freiraum & Vegetation 1997 in Bremen. vervf. Mskr., Kassel
- AutorInnenkollektiv 2001: Planen in unmöglichen Vorgaben. Studienarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- AutorInnenkollektiv 2001: Planen trotz unmöglicher Vorgaben. PlanerInnenseminar Wollingst 2001. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S 149–222
- AutorInnenkollektiv 2006: Unter Verschuß. Der »modische« Bebauungsplan. Nachlese des 15. PlanerInnenseminars in Wollingst. NB 66 Ks. Sch., Kassel
- AutorInnenkollektiv 2007: Der Grundriß des Hauses. Nachbereitung des PlanerInnenseminars 2006 in Wollingst, vervf. Mskr., Kassel (Druck in Vorbereitung)
- Bader, K. S. 1957: Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich. Weimar, Böhlau
- Balzac, H. de, ca. 1849/2002: Theorie des Gehens. in ders.: Pathologie des Soziallebens, Leipzig S. 98–154
- Bärenweiler, Rainer; Cordts, Hans-Jürgen 1992: Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Diplomarbeit FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Bäuerle, Heibert 1973/2000: Grundeigentum – Grundrente – Bodenpreis. in NB 56 Ks. Sch., Kassel S. 11–48
- Bäuerle, Heibert et al. 1979: Freiraum- und Landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Kasseler Schriften zur Geographie und Planung 11. Kassel
- Bäuerle, Heibert, Theiling, Christoph et al. 1996: Bremer Reihen. NB 44 Ks. Sch., Kassel
- Bäuerle, Heibert et al. 1994: Vom Regen in die Traufe. NB 33 Ks. Sch., Kassel
- Bahrtdt, H.P. 1961/ 1968: Die moderne Großstadt. Reinbek
- Bahrtdt, H.P. 1961: Humaner Städtebau. Reinbek
- Balint, Michael 1964/1993: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart
- Barkholz, Julia, Bornefeld, Raimund, Walter, Gudrun 1984: Ökopolis – Bauen mit der Natur. Katalog zur Ausstellung der Gemeinschaft für ökologisches Planen und Bauen. Herford, Köln
- Bartholmai, G., Neuhoff, B. 1979: Die Addition von bebautem und unbebautem Raum: Entwurf einer Quartiersorganisation nach bau- und freiraumplanerischen Prämissen. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Bartung, Lutz 1987: Ein alter Hut: Die bioökologische Stadtgrünpflege. in NB 5 Ks. Sch., Kassel
- Bartusatz, Anne 1997: Baudichte versus Freiraumqualität. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 123–135
- Bataille, Georges 1933/1975: Der Begriff der Verausgabung. in: ders. 1975: Die Aufhebung der Ökonomie, München 2001 S. 9–31
- Bataille, Geogres 1975: Die Aufhebung der Ökonomie, München 2001
- Baufrosche (Arbeitsgruppe Stadt/Bau) 1983: Broschüre zu Dietzenbacher Reihenhäusern. Kassel
- Baumgarten, Karl 1968: Die Bauernhausentwürfe des Ernst Christian August Behrens. in Ethnologia Europaea 11/III, S. 49–54

- Baumgarten, Karl 1982: Zur Frage der Reglementierung ländlichen Bauens im Mecklenburg des 18. Jahrhunderts. in: Rach, H.-J.: Vom Bauen und Wohnen. 20 Jahre Arbeitskreis für Haus- und Siedlungsforschung in der DDR. Berlin (Ost) S. 86–92
- Bauriedl, Thea 1984: Beziehungsanalyse. Frankfurt/Main
- Bausinger, Hermann 1980: Heimat und Identität. in: Heimat und Identität. A+K Sonderheft, Berlin
- Bausinger, Hermann 1987: Dorf – das verwackelte Leitbild. in: Dorfentwicklung. Aktuelle Probleme und Weiterbildungsbedarf. Tübinger Vereinigung für Volkskunde. S. 15–25.
- Bednar, Beatrice et al. 1995: Der Stil der Ökonomie oder: Der wirtschaftsgeschichtliche Wandel städtischer Lagewerte: die Arbeit, der koloniale Handel und das symbolische Kapital. 10. PlanerInnen-Praxis-Seminar in Miltenberg/Main. Studienarbeit FB 13 d. GhK. Kassel
- Beekmann, Helena et al. 1996: Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt. in NB 64 Ks. Sch., Kassel S. 40–121
- Beekmann, Helena 1997: Wie viele Pläne stecken in einem Plan? Freiraumplanerische Untersuchung am Beispiel Hagen im Bremischen. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr. Kassel
- Behne, Adolf 1964: Der moderne Zweckbau. Berlin, Frankfurt/Main
- Behnken, Imbke 1990: Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozess der Zivilisation: Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Opladen
- Behrens, P. 1918: Vom sparsamen Bauen. Berlin
- Beier, Rosemarie 1982: Leben in der Mietskaserne. in Amus, Gesine (Hrsg.): Hinterhof, Keller und Mansarde – Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901–1920. Reinbek
- Bekeszus, Katrin 1995: Ein Plan für Kirchditmold. in NB 37 Ks. Sch., Kassel S. 249–290
- Bellin, Florian 1999: Von Haus zu Haus. Verstehen oder ›machen‹ am Tellerrand der Disziplin. in NB 52 Ks. Sch. Kassel S. 202–214
- Bellin, Florian, Hülbusch, K.H. 2004: Licht und Schatten. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 4–14
- Bellin, G., Engel, G. 1991: Lattenzaun und Apfelbaum. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Benjamin, Walter 1987: Berliner Kindheit um neunzehnhundert. Fassung letzter Hand und Fragmente aus frühere Fassungen. Frankfurt/Main
- Benjamin, Walter 1969: Über Kinder, Jugend und Erziehung. Frankfurt/Main
- Bennholdt-Thomsen, Veronika, Mies, Maria, Werlhof, Claudia v. 1983/1987: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrausierung der Arbeit. Zürich
- Bentmann, R., Müller, M. 1970: Die Villa als Herrschaftsarchitektur. Frankfurt/Main
- Berger, John 1982: Das Sichtbare und das Verborgene. München, Wien
- Berger, John 1984: Historisches Nachwort.** in ders.: SauErde. Frankfurt/Main S. 266–293
- Berger, John 1993: Eine Geschichte für Äsop.** in ders.: Begegnungen und Abschiede. München, Wien S. 53–83
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. München
- Berger, Peter L., Kellner, Hansfried 1984: Für eine neue Soziologie – Ein Essay über Methode und Profession.** Frankfurt/Main
- Berger, Peter L., Pullberg, S. 1965: Verdinglichung und die soziologische Kritik des Bewusstseins.** in Soziale Welt, Jahrgang XV 17, Göttingen S. 97–112
- Berndt, Heide 1968: Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern. Stuttgart, Bern

- Berndt, Heide 1978: Die Natur der Stadt. Frankfurt/Main
- Bettelheim, Bruno 1977: Kinder brauchen Märchen. Stuttgart
- Bettelheim, Bruno 1989: Der Weg aus dem Labyrinth** – Leben lernen als Therapie. München
- Biegler, Jürgen 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung S. 01, NF 03. Kassel
- Bischoff, Claudia 1992: Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main
- Bloch, Ernst 1935/1962: – Übergang** – Berlin, Funktionen im Hohlraum. in ders.: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt/Main S. 212–227
- Bloch, Ernst 1959: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/Main
- Bloch, Ernst 1963: Weisungen utopischen Inhalts.** in ders.: Tübinger Einleitung in die Philosophie I. Frankfurt/Main S. 121–132
- Bloch, Ernst 1964: Herbst, Sumpf, Heide und Sezession.** in ders.: Verfremdungen II. Frankfurt/Main
- Blohm, R. 1943: Die Hagenhufendörfer in Schaumburg-Lippe. Provinzial-Institut für Landesplanung und niedersächsische Landes- und Volksforschung Hannover, Göttingen, Veröffentlichungen Reihe A II, Band 10, Oldenburg i. O.
- Böhlen, Melanie 1994: Reihen-Häuser in Lübeck. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Böhlen, Melanie 1997: Die Flächenverschwendung im Geschoßwohnungsbau am Beispiel einer Zeilenbausiedlung in Leipzig. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 44–56
- Böll, H. 1958/1979: Straßen wie diese. in ders.: Essayistische Schriften und Reden. Bd. 1. Köln
- Böse, Helmut 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen – Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes. Arbeitsberichte des FB 13 d. GhK 22. Kassel
- Böse, Helmut 1982: Das Außenhaus verfügbar machen! in: Vorstand der Unternehmensgruppe Neue Heimat (Hrsg.): Stadt 11/82. Hamburg. Nachdruck in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 52–60
- Böse, Helmut 1982: Hausen in oder hausieren mit? in Das Gartenamt (3), Hannover, Berlin
- Böse, Helmut 1986: Vorbilder statt Leitbilder, in Garten und Landschaft (11), München
- Böse-Vetter, Helmut 1989: Migge im Nachfüllpack – Einige Anmerkungen aus aktuellem Anlaß. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 16–22
- Böse-Vetter, Helmut 1991: Hof und Haus – Zum Beispiel Worpswede. in NB 25 Ks. Sch., Kassel S. 109–152
- Böse-Vetter, Helmut 1993: Man wohnt und wohnt und merkt es nicht. in Coop Landschaft: Über Vorgärten. Wien S. I–VIII
- Böse-Vetter, Helmut 1996: Von der Reihe zum Rand. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 189–201
- Böse-Vetter, Helmut 1996: Rückbau heißt Rückgabe. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 119–136
- Böse, Helmut, Knittel, Jürgen 1978: Die Landschaft der Gärtner. in Werk und Zeit (2/78), Darmstadt S. 21 ff.
- Böse-Vetter, Helmut et al. 1979: Freiflächenkonzept Berlin-Steglitz. vervf. Mskr., Berlin, Kassel
- Böse, Helmut; Hörnlein, Lolita; Rau, Petra 1983: Grün allein genügt nicht. Grünflächen und Freiräume im Zeilenbau nach dem 2. Weltkrieg. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 81–101
- Böse, Helmut, Hüllbusch, Karl Heinrich 1980: Cotonaester und Pflaster. Pflanzen und Vegetation als Gestaltungsmittel. in Deutsche Bauzeitung (7), Stuttgart S. 14–17

- Böse-Vetter, Helmut / Hülbusch, K.H. 1989: Alte Hüte rosten nicht – Gedanken zu dieser Nachlese. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. IV–VIII
- Böse-Vetter, Helmut, Hülbusch, K.H. 1996: Und was sagt Leberecht Migge zu den Bäumen. in NB 38 Ks. Sch., Kassel S.112–117
- Böse, Helmut; Schürmeyer, Bernd 1984/1989: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft? Anmerkungen zur Verkehrsberuhigung. in Das Gartenamt (8), Hannover/ Berlin S. 537–550; auch in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 136–160
- Bogener, Eva 1997: Die Wohnanlage »Am Schöpfwerk«. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 112–122
- Bohde, Ralph, Theiling, Christoph 1991/1995: Das Paradies wird völlig mies. Landesgartenschau Fulda – Eine freiraumplanerische Kritik. in NB 35 Ks. Sch., Kassel S. 278–317
- Bohde, Ralph, Theiling, Christoph 1993: Die Riedwiesensiedlung. in NB 30 Ks. Sch., Kassel S. 31–60
- Boldt, Karsten 1975/76: Die Freiraumqualität von Straßen. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Boljahn, Urte 1994: Bauen und Wohnen aus Frauensicht. Niedersächsisches Frauenministerium (Hrsg.), Hannover
- Bollerey, F., Fehl, G., Hartmann, K. (Hrsg.) 1990: »Im Grünen wohnen – Im Blauen planen«. Ein Lesebuch zur Gartenstadt. Stadtplanungsgeschichte. Hamburg
- Bollerey, F., Hartmann, K. 1975: Wohnen im Revier – 99 Beispiele aus Dortmund. München
- Boss, Hans 1988: Freiraumplanung »Breitenau«. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Boström, J., Günter, R. 1976: Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet. Berlin (West)
- Boudon, P. 1971: Die Siedlung Pessac – 40 Jahre. Bauwelt Fundamente 28, Braunschweig, Wiesbaden
- Bourdieu, Pierre 1976: Zur Soziologie symbolischer Formen. Frankfurt/Main
- Bourdieu, Pierre 1993: Haute Couture und Haute Culture. in ders.: Soziologische Fragen. Frankfurt/Main
- Bourdieu, Pierre et al. 1998: Der Einzige und sein Eigenheim. Schriften zu Politik und Kultur. Frankfurt/Main
- Braun, Ulrike 1996: Der Stil der Ökonomie. Zum Beispiel Hannoversch Münden. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Braun, Ulrike, Linne, Kerstin 1991: Die Typologie des Hauses für die Wechselfälle. in NB 23 Ks. Sch., Kassel S. 124–174
- Braun, Ulrike et al. 1993/2004: Wie aus Ton, Steine, Erden Decken und Beläge werden. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 50–776
- Braun, Ulrike et al. 1994: Baustuktur, Freiraum und Baustile oder: Wie kommt die Zeit ins Bauen? Projektarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Brech, J. (Hrsg.) 1962: Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung. 2 Bde., Darmstadt
- Brede, H., Dietrich, B., Kohaupt, B. 1976: Politische Ökonomie des Bodens und die Wohnungsfrage. Frankfurt/Main
- Breindl, Christian 1997: Kritik an einem städtebaulichen Entwurf. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 74–89
- Brinckmann, H., Ettinger, B. 1980: Individuelles Bauen in der Verdichtung – Werkstattbericht – Arbeitsgruppe Nutzungsforschung GhK. Kassel
- Brönnner, W. 1994: Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830–1890. Worms

- Brookhuis, Norin 1991: Kritische Betrachtungen zur Documenta Urbana. in NB 21 Ks. Sch., Kassel S. 5–15
- Brookhuis, Norin 1998: Promenieren schafft Promenaden. Mündliche Prüfung am FB 13 d. GhK. Kassel
- Brookhuis, Norin et al. 1988/1992: Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung und ihre Beitrag zur Verhinderung von Freiräumen. in NB 24 Ks. Sch., Kassel S. 3–110
- Brunner, O. 1977: Das ganze Haus und die alteuropäische Ökonomik. in ders.: Neue Wege der Sozialgeschichte. Stuttgart, Bad Cannstadt
- Brunst, Kristina et al. 1996: Das Dorf in der Stadt. PlanerInnenseminar in Kassel. Studienarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Buckel, S. et al. 2001: Haus – Straße – Quartier. Studienarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Busch, D., Diekmann, J., Hülbusch, K.H. et al. 1991: Landschaftsplan für die Stadt Flensburg. Vorentwurf. Hrsg. Collage Nord u. AG Freiraum und Vegetation, Bremen, Kassel
- Cammann, Alfred (Hrsg.) 1970: Die Welt der niederdeutschen Kinderspiele. Schloss Bleckede/ Elbe
- Calabrese, D., Erler, G. et al. 1987: Müttermanifest. Leben mit Kindern – Mütter werden laut. Bonn
- Castells, M. 1977: Die kapitalistische Stadt – Ökonomie und Politik der Stadtentwicklung. Analysen zum Planen und Bauen 10. Hamburg, Westberlin
- Chatwin, Bruce 1990: Traumpfade. Frankfurt/Main
- Claisses, Renée, Gehu, J. M. 1978: Die Anwendung der pflanzensoziologischen Methode für die Analyse der städtischen und ländlichen Landschaft. in Tüxen, R.: Ber. Intern. Symposium Intern. Vereinigung Vegetationskd.: Assoziationskomplexe, Vaduz S. 363–374
- Coles, Robert, Levit, Hellen 1965/1992: In the street: Chalk drawings and Messages. New York, Durham (North Carolina)
- Collage Nord 1994: Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagswassers in der Stadt. Gutachten im Auftrag der Freien Hansestadt Bremen und des Senators für Umweltschutz und Stadtentwicklung. in NB 33 Ks. Sch., Kassel S. 1–147
- Collage Nord, Bäuerle, Heidbert, Theiling, Christoph 1996: Plätze in Bremen – Platz haben und Platz lassen. Gutachten im Auftrag des Planungsamtes der Freien Hansestadt Bremen. Sonderdruck (Hrsg.) AG Freiraum und Vegetation. Bremen, Kassel, auch in NB 44 Ks. Sch., Kassel S. 1–134
- Connell, Robert 2006: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden
- Conrads, Ulrich 1975: Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts. Bauwelt Fundamente 1, Braunschweig
- Conrads, Ulrich et al. 1994: Die Bauhaus-Debatte. Dokumente einer verdrängten Kontroverse. Bauwelt Fundamente 100, Wiesbaden, Braunschweig
- Conran, T. 1998: Der Garten als Wohnraum. Köln
- Corbin, A. 1992: Pesthauch und Blütenduft. Frankfurt/Main
- Cordts, Hans-J. 1993: Über die Bedeutung von Grenzen am Beispiel des Mieterwohnungsbaus – von der Gründerzeit bis zum Geschoßwohnungsbau jüngerer Zeit. in NB 30 Ks. Sch., Kassel S. 61–71

- Cordts, Hans-J. 1995: Vom Reihenhaushaus zum gereihten (Geschoß)-Haus. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Cramer, J. et al. 1982: Das Bremer Haus. Geschichte – Programm – Wettbewerb, Bremen
- Cross, Amanda 1991: Verschönerung der Frauen.** Frankfurt/Main
- Cross, Amanda 1991: Schule für höhere Töchter.** München
- Culot, Maurice 1977: Kopieren ist erfinden,** oder: Von der Unmoral der weißen Kalkschminke. Bauwelt (22) Berlin, Gütersloh S. 714–715
- Dams, Carmen 1990: Die »produktive Bedürftigkeit« der angestregten Junggesellenkultur. in NB 16 Ks. Sch., Kassel S. 79–103
- Demey, Jan et al. 1999: Siedlungstypen und Straßenfreiräume. Projektarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Deutscher Werkbund e. V. (Hrsg.) 1981: Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung – Lesebuch zum Kongress in Saarbrücken. Darmstadt
- Dix, Martin 2002: Die Koinzidenz zwischen Parzelle, Straßenfreiraum und Quartier. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Dohrn, Wolf 1908/1922: Die Gartenstadt Hellerau. Dresden
- Duntze, Klaus 1972: Der Geist der Städte baut. Stuttgart
- Durth, Werner 1977: Die Inszenierung der Alltagswelt – Zur Kritik der Stadtgestaltung. Bauwelt Fundamente 47. Braunschweig, Wiesbaden
- Durth, Werner 1985: Die Dramaturgie der Städte/Stadtgestaltung als Showbusiness?. in: und hinter der Fassade. Frankfurt/Main
- Durth, Werner 1992: Deutsche Architekten – Biografische Verflechtungen 1900–1970. München
- Durth, W., Gutschow, N. 1993: Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940–1950. München
- Egen, Horst 1977: Kinderzeichnungen und Umwelt. Bonn
- Engel, Gudrun 1993: Wie verfertige ich einen Bauplan? Oder: Wollen allein genügt nicht. in NB 30 Ks. Sch. Kassel S. 72–83
- Engels, Friedrich 1840–1860/1970: Über die Umwelt der arbeitenden Klasse. in: Bauwelt Fundamente 27. Gütersloh
- Engels, Friedrich 1845: Die Lage der arbeitenden Klasse in England nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. Leipzig 1845. MEW 2. Berlin (Ost) 1959
- Engels, Friedrich 1872/1970: Grundsätzliches zur Lösung des Wohnungsproblems. in: Hillmann, Günter: Über die Umwelt der arbeitenden Klasse – Aus den Schriften von F. Engels ausgewählt. Gütersloh
- Encke, Fritz 1907: Der Hausgarten. Jena
- Erdheim, M. 1984: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess. Frankfurt/Main
- Erikson, Erik H. 1973/1994: Identität und Lebenszyklus.** Frankfurt/Main
- Falkenberg, Hendrik 1998: 16 ha Siedlungserweiterung. Eine (ab)geschlossene Gesellschaft. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Faulstich, G., Krien, W. 1979: Kostenfaktoren im Wohnungsbau. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Ferstel, Heinrich; Eitelberger, Rudolf von 1860: Das bürgerliche Wohnhaus und das Wiener Zinshaus. Ein Vorschlag aus Anlass der Erweiterung der inneren Stadt Wiens. Wien
- Fester, M., Kraft, S. 1983: Raum für soziales Leben. in Arch+ (68), Aachen
- Flusser, Vilem 1992: Ende der Geschichte, Ende der Stadt? Wien

- Foucault, Michel 1973: Die Geburt der Kritik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt/Main
- Frei, A. G. 1991: Die Arbeiterbewegung und die »Graswurzeln« am Beispiel der Wiener Wohnungsprojekte 1919–1934. Wien
- Frenken, Petra, Kölzer, Andrea 1991: Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? – Kinderspiel ist nicht kinderleicht. in NB 19 Ks. Sch., Kassel S. 1–104
- Freudenthal, Margarete 1934/1986: Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft. Diss. von 1933. Frankfurt/Main
- Friedrichs, J. 1977: Stadtanalyse, Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Hamburg
- Fruttero, Carl, Lucentini, Franco 1979/1994: Wie weit ist die Nacht. München. Zürich
- Fruttero, Carl, Lucentini, Franco 1990: Liebhaber ohne festen Wohnsitz. München. Zürich
- Fuhrich, Neusüß, Petzinger et al. 1983: Neue Heimat. Hamburg
- Gans, H.J. 1969: Die Levittowner. Soziographie einer »Schlafstadt«. Bauwelt Fundamente 26, Gütersloh, Berlin
- Gehlen, A. 1957: Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek
- Gehlken, Bernd 1995: Je größer die Tendenz, desto Hauptsache egal – Über Forschungstechniken und Arbeitsmethoden. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S.179–194
- Gehlken, Bernd 1999: Vom vergnüglichen Dasein in soliden Häusern. Für eine fröhliche Landschaftsplanung. in NB 52 Ks. Sch., Kassel S. 187–201
- Gehlken, Bernd 1999: Von gemeinen Hufen und extravaganten Blöcken. Zwei unterschiedliche Prinzipien der Stadterweiterung. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 162–170
- Geizler, C. 1998: Wohnen mit Kindern. Anregungen und Beispiele niedersächsischer Familien. Hannover
- Gerlach, R. et al. 1995: Baukosten ›95/‹96. Essen
- Gerstner, S, Petersen, F. 1976: Benutzbare Freiräume – auch im sozialen Wohnungsbau. Alternative zu Kassel-Brückenhof. Diplomarbeit an der OE 6d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Ginzburg, Carlo 1983: Spurensicherung.** in: ders.: Spurensicherung. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. München S. 78–125
- Giono, Jean 1963/1989: Das Phantom der Helena. in: ders. Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt/Main S. 59–64
- Giono, J. 1962/1989: Sehen lernen. in: ders.: Die Terrassen der Insel Elba, Frankfurt/Main S. 13–20
- Glaesener, Nadine 1996/2000: Mit Mühe und Not – »Frauengerechter Städte- und Wohnungsbau«. in NB 56 Ks. Sch. Kassel S. 246–325
- Glaesener, Nadine 1997: Die Befreiung der Hausfrau – ein Märchen. in: NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 100–111
- Gleichmann, Peter 1963: Sozialwissenschaftliche Aspekte der Grünplanung in der Großstadt. Stuttgart
- Göderitz, J. et al. 1957: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen
- Goffmann, Erving 1971: Verhalten in sozialen Strukturen. Bauwelt Fundamente 30. Gütersloh
- Gorz, A 1997: Ökologie und Politik. Beiträge zur Wachstumskrise. Reinbek
- Griep, Hans-Günther 1995: Kleine Kunstgeschichte des Deutschen Bürgerhauses.** Darmstadt
- Gronemeyer, Marianne 1977: Denn sie wissen nicht, was sie wollen...** in: Bahr, Gronemeyer (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim, Basel

- Gronemeyer, Marianne 1988: Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom. 173
Reinbek
- Gronemeyer, Marianne 2000: Immer wieder neu oder ewig das Gleiche? Innovationsfieber und Wiederholungswahn. Darmstadt
- Gronemeyer, R. 1977: Neubauwohnungen – Bausteine der Versorgungskultur. in: Gronemeyer, Bahr (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim, Basel S. 43–69
- Gröning, G. Wolschke Buhlmann, 1986: Die Liebe zur Landschaft. Teil 1: Natru in Bewegung. in: Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung. Bd. 7, München
- Gropius, Walter 1931: Flach-, Mittel- oder Hochbau? in Moderne Bauformen (7), Stuttgart
- Gropius, Walter 1965: Die neue Architektur und das Bauhaus. Mainz
- Gruber-Baumgarte, R., Robl, K. 1983: Gärten für Mieter in Hannover-Hainholz. Arbeitsgruppe ›Wohngrün‹ der Gemeinnützigen Baugesellschaft mbH Hannover. Zwischenbericht. Hannover
- Grundler, Hubert, Lührs, Helmut, Stolzenburg, H.J. 1992: Der Landschaftsplan für die Stadt. in NB 24 Ks. Sch., Kassel S. 114–238
- Grundler, Hubert, Lührs, Helmut 1993: Straßenbegleitgrün in der Krise. in NB 27 Ks. Sch., Kassel S. 1–99
- Guardini, R. 1946: Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins. Tübingen
- Günther, Janne, Günther, Roland 1976: Architekturelemente und Verhaltensweisen der Bewohner. in Greverus, I.M.: Denkmalräume – Lebensräume. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF. 2/3, Gießen S. 7–56
- Günther, Janne; Günther, Roland 1979: Wohnumfeld/Wohnumfeldverbesserung, in Arch+ (47), München
- Günther, Janne; Günther, Roland 1979: Elemente sozialer Architektur und ihre Gebrauchswerte. in Andritzky, Michael; Selle, Gerd: Lernbereich Wohnen 2. Reinbek S. 10–44
- Günter, Janne; Günter, Roland 1981: Gärten von Arbeitern. in Andritzky, Michael, Spitzer, Klaus 1981: Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen. Hamburg S. 84–96
- Günter, Roland 1982: Unsere neue Heimat – Ein von oben besetztes Land.** in Arch+ (62), S. 6–9
- Gutschow, N. 1988: Die ersehnte Katastrophe – Wie Europas Stadtplaner ihre große Chance kommen sahen. in Die Zeit (2), Hamburg S. 16
- Haag, Mario 1993: Über Vorgärten. Beitrag zu einer Freiraumtheorie. in Cooperative Landschaft: Über Vorgarten. Wien S. 1–65
- Haag, Mario 1996: Von Parzellen und ihren Reihungen – z. B. Schwanberg. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 161–188
- Haag, Mario, Machatschek, M. 1995: Freiraumplanerische Aspekte zu einer ökologische Haus-, Hof- und Gartenwirtschaft. Im Auftrag der NÖ. Landesregierung Wien
- Haag, Mario, Novak, S. 1992: Über vollständiges Wohnen zu funktionierenden Straßenfreiräumen und der Organisation einer Siedlung. in Zolltexte (6), Wien S. 28–32
- Haas-Kirchner, U. et al. 1979: (1) Freiraumstrukturen und ihre Nutzung.
(2) Untersuchungen über die Entwicklung und aktuelle Nutzung von Freiräumen und ihre Zuordnung zur Baustruktur. 2 Studienarbeiten am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Habermas, Jürgen 1962/1990: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchung zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied, Berlin
- Habermas, Jürgen 1981/1999: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/M.

Hangarter 1996: Der Bebauungsplan. o. O.

Hansmaier, Renate 1994: Vom Hausgarten zum ›Stadtgarten‹. Bewährte Vorbilder der Staudenverwendung und das Imitat am falschen Ort. Diplomarbeit am FB 13 d. GHK, vervf. Mskr., Kassel

Hansmaier, Renate 1997: Blumenrabatten im Hausgebrauch. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 20–31

Harbers, G. 1933: Der Wohngarten. Seine Raum- und Bauelemente. München

Hard, G. 1979: Die Disziplin der Weißwäsher. Über die Genese und Funktion des Opportunismus in der Geographie. in Sedlack, P.: Zur Situation der deutschen Geographie zehn Jahre nach Kiel. Osnabrücker Studien zur Geographie 2, Osnabrück S. 11–44

Hard, G. 1981: Problemwahrnehmung in der Stadt. Osnabrücker Studien zur Geographie 4, Osnabrück

Hard, G. 1983/1990: Gärtnergrün und Bodenrente. Beobachtungen an spontaner und angebaute Stadtvegetation. in Landschaft und Stadt (15), Stuttgart S. 97–104; wieder in NB 18 Ks. Sch., Kassel S. 251–272

Hard, G. 1983/1990: Die Vegetation städtischer Freiräume – Überlegungen zur Freiraum-, Grün- und Naturschutzplanung in der Stadt. in NB 18 Ks. Sch., Kassel 331–346

Hard, G. 1985/1990: Städtische Rasen – hermeneutisch betrachtet – Ein Kapitel aus der Geschichte der Verleugnung der Stadt durch die Städter. in: Klagenfurter Geographische Schriften (6), Institut für Geographie der Universität für Bildungswissenschaften, Klagenfurt; wieder in NB 18 Ks. Sch., Kassel S. 273–294

Hard, G. 1988: Die ökologische Lesbarkeit städtischer Freiräume. in Geographie heute, 9 (60) S. 10–15

Hard, G. 1996: Schwierigkeiten beim Spurenlesen. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 39–51

Hard, G., Otto, G. 1985: Die vegetationsgeographische Gliederung einer Stadt. in Erdkunde, Archiv für wissenschaftliche Geographie (39) S. 2296–2306

Hard, G., Pirner, J. 1985: ›Stadtvegetation und Freiraumplanung‹. Am Beispiel der Osnabrücker Kinderspielflächen. OSG-Materialien 7. Osnabrück

Harenburg, Bernd 1988: Mietergärten – Sind Zufälle planbar? in NB 8 Ks. Sch., Kassel S. 1–90

Harenburg, Mehli, Wannags 1991: Freiraumplanerische Untersuchung eines bewährten Vorbildes am Beispiel eines dysfunktionalen Freiraumes. in NB 23 Ks. Sch., Kassel S. 175–219

Harenburg, Bernd; Wannags, Ingeborg 1991: Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale. in NB 23 Ks. Sch., Kassel 6–123

Hartmann, M., Koblin, W., Näbauer, R. 1978: Selber & gemeinsam planen, bauen, wohnen. München

Harvey, David 1972: Revolutionäre und gegenrevolutionäre Theorie in der Geographie und das Problem der Ghettobildung. in: Beiheft zur Textsammlung: Sanierung – für wen? Berlin

Harvey, David 1987: Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflektion über »Postmodernismus« in amerikanischen Städten. in PROKLA 69, Berlin

Haugg, K., Schweitzer, R. 1987: Zeitbudgets von Familien – Eine Literaturstudie mit haushaltstheoretischen Anmerkungen. in Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 13, (2): 215–241

Häußermann, H., Seibel, W. 1987: Neue Urbanität. Frankfurt/Main

Hegemann, Werner 1930: Das steinerne Berlin. Bauwelt-Fundamente 3. Braunschweig, 175 Wiesbaden

Häußermann, H., Voigt, Wolfgang 1988: Das Bremer Haus. Die vorweggenommene Wohnungsreform? in: Rodriguez-Lores, FehI (Hrsg.): Die Kleinwohnungsfrage. Hamburg S. 259–279

Heidegger, Martin 1954/1994: Bauen Wohnen Denken. in Heidegger, Martin 1954/1994: Vorträge und Aufsätze. Stuttgart

Heil, Tatjana 1999: Eine Siedlungserweiterung in Fulda-Johannesberg. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

Heinemann, G., Pommerening, K. 1979/1989: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. Arbeitsbericht FB 13 d. GhK 01, Kassel; wieder als NB 12 Ks. Sch., Kassel

Heinemann, G., Pommerening, K. 1989: Entwicklung von Methoden der Freiraumanalyse bezogen auf innerstädtische Gebiete. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 63–81

Helbig, Regina 1999: Hof und Haus. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 87–96

Helbig, Regina 2003: Der Garten zum, am oder ohne Haus. in NB 64 Ks. Sch., Kassel S. 122–152

Helmrich, Bettina, Rühling, Sonja 1988: Freiräume im Sozialen Wohnungsbau? Oder: Die feministische Lust patriarchalisches Übel aufzuspüren. Arbeitsbericht FB 13 d. GhK 84. Kassel

Helmrich, Bettina, Rühling, Sonja 1989: Das »wahre Glück« – feministische Betrachtung sozialistischer Utopie im 19. Jahrhundert. Studienarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

Helmrich, Bettina, Rühling, Sonja 1990: Das Konstrukt der Gesellschaft. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

Helmrich, Bettina, Rühling, Sonja 1991: Die Vielzweckrolle der Planer. in NB 22 Ks. Sch., Kassel S. 163–173

Helmrich, B. et al. 1991: Der ideale Wurf. in NB 22 der Kasseler Schule, Kassel S. 1–84

Helms, H.G. 1970: Kapitalistischer Städtebau. Berlin

Henning, M., Krauss, S. 1982: Dorfentwicklung unter Einfluss des Fremdenverkehrs – am Beispiel Greetsiel (Ostfriesland). Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

Hentig, H.v. 1969: Freizeit als Befreiungszeit. in Bauwelt (43) S. 1486–1498

Henzler, Gerhard, Henzler, Theodor 1984: Ökologisches Bauen am Cherbonhof in Bamberg. in Bargholz, Julia et al.: Bauen mit der Natur. Herford

Henzler, Theodor 1992: Ein ganzheitliches Konzept. in: Garten und Landschaft (7), München

Herlyn, I., Herlyn U. 1976: Wohnverhältnisse in der BRD. Frankfurt/Main, New York

Herlyn, U. 1970: Wohnen im Hochhaus. Frankfurt/Main, New York

Herlyn, U., Saldern, A. v., Tessin, W. 1987: Neubausiedlungen der zwanziger und sechziger Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich. Stuttgart, Berlin

Hessel, Franz 1987: Die Kunst spazieren zu gehen. in ders.: Ermunterungen zum Genuss. Berlin S. 106–111

Heym, Stefan 2000: Die Architekten. München

Hilbersheimer 1927: Großstadtarchitektur. Die Baubücher, Bd. 3

Hillje, Detlef, Reisenauer, Wolfgang 1995: Sigmasoziologie der Straßenzonierung oder Wie viel Weg passt in eine Straße? Diplomarbeit FB 13 d. GhK, vervf. Mskr. Kassel

Hilpert, Thilo 1984/1988: Le Corbusiers »Charta von Athen« – Texte und Dokumente. Bauwelt Fundamente 56, Braunschweig

- Hirsch, Joachim 1970: Wissenschaftlich-technischer Fortschritt und politisches System. Frankfurt/Main
- Höfner, Jeanette et al. 1997: Der Geschoßwohnungsbau auf der grünen Wiese am Beispiel der Oststadt in Neubrandenburg. Projektarbeit an d. Hochschule Neubrandenburg, vervf. Mskr. Neubrandenburg
- Hörnlein, Lolita; Rau, Petra 1983: Grün allein genügt nicht. Arbeitsbericht FB 13 d. GhK 51. Kassel
- Hoffmann, Herbert 1939: Garten und Haus. Die schönsten deutschen und ausländischen Wohngärten und ihre Einbauten. Stuttgart
- Hoffmann, Hans Christoph 1974: Das Bremer Haus. Hanseatisches Bauen und Wohnen zwischen 1850 und 1914. Bremen
- Hoffmann, W. 1968: Bodeneigentum und Gesellschaft – Theorie und Wirklichkeit. Berlin
- Hoffmann, W. 1974: Das Bremer Haus. Bremen
- Hoffmann-Axthelm, Dieter, Lessing, Helmut 1978: Thesen zur SPD-Kultur. in Ästhetik und Kommunikation 9 (33), Berlin S. 66–70
- Hohagen, A. 1990/1996: Das Gartenmotiv im Märchen. in NB 39 Ks. Sch., Kassel S. 8–99
- Hose, Georg 1983/1991: Verschiedene Reihenhaustypen. Ihre Vorteile und Nachteile. Schriftenreihe FB 12 d. GhK 07, Nachdruck durch AG Freiraum & Vegetation. Kassel
- Howard, Ebenezer 1898/1968: Gartenstädte von Morgen. Berlin, Frankfurt/M., Wien
- Hubenthal, Heidrun 1976: Der wohnungsnahe Freiraum in den Siedlungen Leberecht Migges am Beispiel der Frankfurter Siedlungen Römerstadt und Praunheim. Diplomarbeit FB 13 d. GhK, vervf. Mskr. Kassel
- Hubenthal, Heidrun; Haas, Kirchner, Ulrike 1976: Die Wohnsiedlung der »Sophie-Henschel-Stiftung«. Studienarbeit in der OE 06 d. GhK, vervf. Mskr. Kassel
- Hülbusch, Inge Meta 1979/1989: Das Außenhaus. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 47–51
- Hülbusch, Inge Meta und Hülbusch, K.H. 1980: Aussperrungen und Einsperrungen – oder: Von der Unmöglichkeit Stadt- Landschaftsökologie zu treiben. Bauwelt (36), Gütersloh, Berlin S. 256–261
- Hülbusch, Inge Meta 1978/1981: Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung GhK Kassel 33, Kassel, Nachdruck durch AG Freiraum & Vegetation. Kassel
- Hülbusch, Inge Meta 1981: Lakaienarchitektur. in: Deutsche Bauzeitung (6), Stuttgart
- Hülbusch, Inge Meta 1987/1997: Das Außenhaus – einmal anders. Was machen wir Frauen draußen. in Planungsfrauen. Freising, Wien S. 54–66, wieder in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 71–78
- Hülbusch, Inge Meta 1989: Jedermann Selbstversorger – Das koloniale Grün Leberecht Migges. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 1–15
- Hülbusch, Inge Meta 1989: Referat zur Arbeitsgruppe »Die Angst vor dem Garten der Anderen«. Vortrag bei der 3. PlanerInnenntagung. Kassel
- Hülbusch, Inge Meta 1991: Gärten in Worpsswede von der Jahrhundertwende bis heute. in NB 25 Ks. Sch., Kassel S. 7–28
- Hülbusch, Inge Meta 1991/1997: Die Stadt der Frauen. in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 11–17
- Hülbusch, Inge Meta 1983/1997: Freiraum von Frauen für Frauen. in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 79–86
- Hülbusch, Inge Meta 1987/1997: Innenhaus-Außenhaus/Spielraum Streifraum – Der gelebte Raum. in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 30–39

- Hülbusch, Inge Meta 1987/1997: Ich gehe raus – und bin doch zu Haus. Wie kleine Kinder wohnen können. in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 59–61
- Hülbusch, Inge Meta 1990/1997: Die Angst vor dem Garten der anderen. in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 62–70
- Hülbusch, Inge Meta; Läscher-Bauer, Ulrike 1978: Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage. Arbeitsbericht des FB 13 d. GhK 10. Kassel
- Hülbusch, Inge Meta; Hülbusch, Karl Heinrich 1989: Reihenhaus und Freiraum – Das Bremer Reihenhaus-Quartier. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 102–105
- Hülbusch, Inge Meta, Lecke, D. 1989: Bürger beteiligen oder Pläne schmieden. Jugendliche in der Dorfentwicklungsplanung. Studie i. A. des Hess. Min. f. Landesentwicklung, Umwelt, Landschaft und Forsten. Wiesbaden
- Hülbusch, Inge Meta; Hülbusch, Karl Heinrich 1973/1990: Freiraum an Schulen. in NB 19 Ks. Sch., Kassel S. 105–176
- Hülbusch, Inge Meta, Läscher-Bauer, Ulrike 1978/1997: Erfahrungen mit der Feldabhängigkeit. in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 40–51
- Hülbusch, K.H. 1981: Stadtgrün ohne Stadtgärtner. in Seminar der Fachgruppe Stadt: »Freiheit Macht Stadt«. Darmstadt S. 65–72
- Hülbusch, Karl Heinrich 1981: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. in Andritzky, Spitzer (Hrsg.): Grün in der Stadt. Reinbek S. 320–330
- Hülbusch, Karl Heinrich 1983: Landschaftsökologie in der Stadt, in: ABN (Hrsg.): Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Gestalten und Erhalten. JB Naturschutz und Landschaftspflege 33, Bonn S. 38–61
- Hülbusch, Karl Heinrich 1987: Der Park – vandalenfest und pflegeleicht? in Garten und Landschaft 97 (2). München
- Hülbusch, Karl Heinrich, Kretschmaer, Marlis, Petzinger, Renate (Red.) 1988: Der Praxis-schock. Von fertigen Unwegen und unfertigen Wegen. NB 9 der Kasseler Schule. Kassel
- Hülbusch, Karl Heinrich 1981/1989: Stadtgrün ohne Stadtgärtner oder: Ordnung muß sein. in NB 10 Ks. Sch., Kassel S. 33–47
- Hülbusch, Karl Heinrich 1981/1989: Was ist natürlich an der Natur der Stadt? Handwerk – Erfahrungen – Kenntnisse. in NB 10 Ks. Sch. Kassel S. 161–164
- Hülbusch, Karl Heinrich 1990: Variabilität versus Flexibilität. in NB 16 Ks. Sch., Kassel S.2–5
- Hülbusch, Karl Heinrich 1990: Kinderspiel, Schule und Lernsituation. in NB 19 Ks. Sch., Kassel S. I-XV
- Hülbusch, Karl Heinrich 1991: Entwerfen oder Planen. in NB 22 Ks. Sch., Kassel S. 177–184
- Hülbusch, Karl Heinrich 1991: Morphologie und Organisation. in NB 23 Ks. Sch., Kassel S. I-VIII
- Hülbusch, Karl Heinrich 1993: Vom Rand zum Abfall. in NB 27 Ks. Sch., Kassel S. I-XIV
- Hülbusch, Karl Heinrich 1993: Ellipsomanien. in NB 28 Ks. Sch., Kassel S. 154–156
- Hülbusch, Karl Heinrich 1994: Der »Bremer Widerspruch«. Das Gutachten... – 20 Jahre später –. in NB 33 Ks. Sch, Kassel S. 282–316
- Hülbusch, Karl Heinrich 1987/1995: Der Park – Vandalenfest und pflegeleicht. in NB 35 Ks. Sch., Kassel S. 317–322
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996: Zufällige Experimente. in NB 38 Ks. Sch., Kassel S. 187 f.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996/2002: Die Straße als Freiraum. in: Stadt und Grün (4) Berlin/Hannover; wieder in NB 59 Ks. Sch., Kassel S. 91–99

- Hülbusch, Karl Heinrich 1999: Was nützt der Natur und dem Leben in der Stadt die Bodenentsiegelung? in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 72–86
- Hülbusch, Karl Heinrich 2003: Grünplanung ist keine Freiraumplanung. Der große Unterschied. in NB 64 Ks. Sch., Kassel S. 163–193
- Hülbusch, Karl Heinrich 2006: Ohne Vergleich geht nichts. in NB 66 Ks. Sch., Kassel S. 182–194
- Hülbusch, K. H., Koch, J., Kreikenbaum, H. 1972/73–1994: Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen. in NB 33 Ks. Sch., Kassel S. 169–281
- Hülbusch, Karl Heinrich et al. 1979: Freiraum- und Landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes Schleswig. Kasseler Schriften zur Geographie und Planung 11. Kassel
- Hülbusch, Karl Heinrich, Böse-Vetter, Helmut 1999: Gute Bau-Gründe. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 3–20
- Hülbusch, Katharina 1995/1996: Die Kinderzeichnung auf der Straße. in NB 39 Ks. Sch., Kassel S. 100–196
- Humpert, K., Schenk, M. 2001: Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Stuttgart
- Hundt, M. 2002: Vom Kuhdamm zur Friedrichsstraße. Freiraumplanerische Beobachtungen über Nachtjaken, Bürgervillen und andere Verkleidungen am Beispiel des Jahnviertels in Neubrandenburg. in Neubrandenburger landeskundige Skizzen 2, Neubrandenburg S. 13–84
- Illich, Ivan et al. 1979: Entmündigung durch Experten. Hamburg
- Issel, H. 1910: Wohnungs-Baukunde. Leipzig
- Jacobs, Jane 1963: Tod und Leben großer amerikanischer Städte.** Bauwelt Fundamente 4, Braunschweig
- Jaeggi, Eva 1991: Neugier als Beruf. München
- Jannsen, J., Krausse, J., Schlandt, J. 1970: Stadtplaner und Reformgeister. Voltaire-Flugschrift 31. Berlin
- Jens, Walter 1990: ... gleicht einer großen Villen-Colonie. 100 Jahre Universitäts-Krankenhaus Eppendorf. Tübingen
- Jünger, Ernst 1959/1982: In den Kaufläden, 1. in ders.: Das abenteuerliche Herz. Frankfurt/Main S. 32–36
- Kampffmeyer, Siedler, W.J., Spengelin, F. 1985: Zu Beginn der 60er Jahre hatten wir das Gefühl: Jetzt müssen wir von Grund auf neu anfangen. Eine Diskussion zum Städtebau der Wachstumsjahre. in Bauwelt/Stadtbauwelt 88 v. 27.12.1985, Gütersloh, Berlin S. 369–392
- Keller, Heidi 1990: Spiel – Ort – Stadt. in: Wegener-Spöhring, G., Zacharias, W.: Pädagogik des Spiels – eine Zukunft der Pädagogik. München
- Keller, Heidi et al. 1989: Bindungen an Orte: Folgen für die Stadtplanung. in: Handbuch der Kinderforschung. Berlin, Heidelberg
- Kern-Günther, Heinrich 1986: Das verplante Außenhaus – »Junge Familie«, das Wohnungsprogramm der Stadt Kassel. Diplomarbeit am Studienbereich 12/13 der GhK, vervf. Mskr. Kassel
- Kienast, Dieter 1992: Zwischen Arkadien und Restflächen. Katalog der Ausstellung. Luzern
- Kirsch, Peter 1993: Über den sparsamen Gebrauch der Bau-Gründe. Diplomarbeit am FB 13 GhK, vervf. Mskr. Kassel

- Kirschenmann, Jörg C. 1989: Architektur und Städtebau. in Sommer, K. L.: Bremen in den 50er Jahren. Bremen S. 124–151
- Kirschenmann, Jörg C., Muschalek, C. 1977: Quartiere zum Wohnen. Stuttgart
- Kleist, Heinrich v. [1805–06] 1961: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. in ders.: Anekdoten, kleine Schriften. München S. 53–58
- Klein, B. 1993: die physiokratische Verlandschaftung der Stadt. Beiträge z. Kunstwissenschaften 46, München
- Klose, Birgit 1999: Grenzziehungen. Freiraumstrukturen in der Nordstadt. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 21–45
- Knop, Willy J. 1929: Das Wohnwesen der Freien Hansestadt Bremen. Bremen
- Koch, Hugo 1914: Gartenkunst im Städtebau. Berlin
- König, R. 1985: Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde. Hamburg
- Krebs, F.J. 1995: Nachwort. in Alain: Im Haus des Menschen. Frankfurt/M. S. 187–189
- Krier, Rob 1975: Stadtraum in Theorie und Praxis. Stuttgart
- Kübler, Cornelia 1999: Eine ökonomische Siedlungserweiterung. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Kübler, Cornelia 2003: Die Fuggerei in Augsburg – Vorbild oder Vortäuschung? in NB 64 Ks. Sch., Kassel S.153–162
- Kuhle, Dagmar 1996: Kranken - ›Haus‹?! in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 104–161
- Kuhle, Dagmar 1996: Aus der Debatte um aktuelle Siedlungserweiterungen auf dem Dorf – an einem Beispiel in Neu-Eichenberg. BPS-Arbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Kuhle, Dagmar 1998: ›Friedhofs-Moden‹ – Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. in NB 59 der Kasseler Schule, Kassel S. 120–153
- Kuhle, Dagmar 1998: Prinzip und Regel. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 165–168
- Kulla, Jörg 1995: Verwendung statt Verschwendung. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Kulla, Jörg 1997: Das Ornament – Vom »Überher« zum »Überall« oder: Vom Hausen hinter dem Ornament zum Wohnen als Ornament. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S 136–145
- Kulla, Jörg 1995/ 1999: Ist der Gebrauch erst ruiniert, designed es sich ganz ungeniert. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 171–226
- Laage, Gerhard 1977: Wohnen beginnt auf der Straße. Stuttgart
- Larsson, C. 1909/1990: Das Haus in der Sonne. Königsstein im Taunus
- Läscher-Bauer, Ulrike, Hülbusch, Inge Meta 1978/1997: Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen. Unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage. Arbeitsber. des FB 13 d. GhK 10, Kassel; einleitender Text wieder in NB 47 Ks. Sch., Kassel S. 41–51
- Le Corbusier 1945: Grundlagen des Städtebaus. Stuttgart
- Lefébvre, H. 1974: Kritik des Alltagslebens. München
- Lefébvre, H. 1990: Die Revolution der Städte. Frankfurt/Main
- Lenz-Romeiss, F. 1970: Die Stadt – Heimat oder Durchgangsstation. München
- Lichtenberger, Gertraude 1781/1990: Promenaden bey Leipzig. Leipzig
- Lihotzky, Margarethe 1927: Rationalisierung im Haushalt. in: Mohr, Christoph; Müller, Michael 1984: Funktionalität und Moderne. Frankfurt am Main
- Lipp, David 1999: Der Platz vom Haus. Haus- und Kundschaftsplätze in Lauterbach. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Loos, A. 1898/1981: Wäsche.** in: ders.: Ins Leere gesprochen, Wien S. 146–153
- Loos, A. 1903/1982: Trotzdem. Wien
- Loos, A. 1962: Sämtliche Schriften. Wien

- Loos, A. 1908/1962: Ornament und Verbrechen. in ders.: Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Wien, München S. 276–288
- Loos, A. 1900/1962: Von einem armen, reichen manne. in ders.: Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Wien, München S. 201–207
- Lorenzer, A. 1968: Städtebau – Funktionalismus und Sozialmontage. in Berndt, Lorenzer, Horn: Architektur als Ideologie. Frankfurt
- Lucks, Theresia 1993: Die »kreative Zerstörung« der Straße – zum Beispiel Bremen. in NB 27 Ks. Sch., Kassel S. 100–183
- Lührs, H. 1992: Der Landschaftsplan der Stadt – Eine synthetische Übersicht. in NB 24 Ks. Sch. Schule, Kassel S. 172–179
- Lührs, H. 1993: Skizzen einer gebrauchsbasierten Stadtgärtnerei. in NB 29 Ks. Sch., Kassel S. 177–208
- Lührs, H. 1996: Mögliche und fiktive Zweifel. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 53–60
- Lührs, H. 2009: Anmerkungen zur Diskussion der Klasse der städtischen Wohnbebauung. in NB 76 Ks. Sch., Kassel S. 30–33
- Lührs, H., Troll, H., Voigtländer, H. 2000: Katen auf dem Hof und Katen ohne Hof. Neubrandenburger landeskundige Skizzen 3, Neubrandenburg
- Lynch, K. 1965: Das Bild der Stadt. Frankfurt, Wien, Berlin
- Maaß, Harry 1922: Zwischen Straßenzaun und Baulinie – Vorgartenstudie. Frankfurt/O.
- Maaß, H. 1926: Kleine und große Gärten. Frankfurt/O.
- Machatschek, Michael 1992: Die Abkehr von der Straße. in Zoll-Texte (3), Wien
- Machatschek, Michael 1993: Reihenhäuser sind nicht gleich Reihenhäuser. in Coop Landschaft: Über Vorgärten, Wien S. 78–102
- Machatschek, Michael 1995: Die Aufhebung der Straßenfreiräume – anhand von Beispielen aus Wien. Schr. der Coop Landschaft 4, Wien S. 51–161
- Mackey, D. 1977: Wohnungsbau im Wandel. Stuttgart
- Mang, Harald 1991: Die drei »K« der Grünplanung oder: Die Verhinderung von Freiräumen am ehemaligen Kolbensteeg. in NB 21 Ks. Sch., Kassel S. 21–28
- Mattern, Hermann 1950: Die Wohnlandschaft. Stuttgart
- Mauer, Thomas 1994: Genossenschaftliche Reihenhäuser in Köln. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Mauer, Thomas 1997: Kostengünstiger Wohnungsbau – sparsames »Häuser« oder billiges »Wohnen«. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 90–99
- Mehli, Reto 1995: Der Baublock – wieder entdeckt und doch verwirrend neu. in NB 37 Ks. Sch., Kassel S. 25–174
- Mehli, Reto 1996: Die mit den Förmchen spielen. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 77–88
- Mehli, Reto, Schulz, Andreas 1991: Straßenzonierung und ihre Merkmale. Zum Erscheinungsbild der Straße. Projektarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Meillassoux, C. 1976: »Die wilden Früchte der Frau«. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft. Frankfurt/Main
- Meitzen, A. 1895/1963: Siedlung und Agrarwesen. Darmstadt
- Meißner, F., Funeck, G. 1983: Vorgärten. Berlin/Ost
- Meyer, Sibylle 1982: Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit. Frankfurt/Main
- Mies, Maria 1983: Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung; in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 9/10, Köln
- Mies, Maria 1988: Patriarchat und Kapital. Zürich

- Mies, Maria 1995: Der Mythos der »nachholenden Entwicklung«. in: Mies, Maria, Shiva, Vandana 1995: Ökofeminismus – Beiträge zur Praxis und Theorie. Zürich
- Migge, Leberecht 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts.** Jena
- Migge, Leberecht 1919: Jedermann Selbstversorger, eine Lösung zur Siedlungsfrage durch neuen Gartenbau. Jena
- Mitscherlich, A. 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte – Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt/Main
- Mittendorfer, Konstanze 1991: Biedermeier oder das Glück im Haus. Bauen und Wohnen in Wien und Berlin 1800–1850. Wien
- Mölleken, Henrike 1996: Budenzauber im Ruhrpott. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 202–210
- Mölleken, Henrike 1994/1999: Die offensichtliche und die heimliche Verschwendung der städtischen Bauflächen. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 227–288
- Möller, R., Schneider, C. 1993: Planung oder Entwurf. in NB 30 Ks. Sch., Kassel S. 113–132
- Möller, R., Schneider, C. 1995: Die ökonomische Erweiterung der Stadt am Beispiel von Bad Karlshafen. in NB 37 Ks. Sch., Kassel S. 175–248
- Moes, George 1992/1995: Neue Gründerzeit. in NB 37 Ks. Sch., Kassel S. 19–24
- Moes, George 1998/2001: Die Gärten jenseits der Bilder. in NB 57 Ks. Sch., Kassel S. 199–211
- Monard, Marcel 1978: Gebrauchswerte der Wohnung. Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung d. GhK 01. Kassel
- Most, D., Schlier, J. 1981: Wohnungsbau in Kassel während der Weimarer Republik. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr. Kassel
- Muchow, Martha, Muchow, Hans H. 1935/1980: Der Lebensraum des Großstadtkindes.** Bensheim
- Müller, Michael 1987: Schöner Schein. Eine Architekturkritik. Frankfurt/Main
- Mumford, L. 1961: Die Stadt. Köln, Berlin
- Muthesius, H. 1918: Kleinhaus und Kleinsiedlung. München
- Muthesius, H. 1920: Kann ich jetzt noch mein Haus bauen. München
- Muthesius, H. 1925: Landhaus und Garten. München
- Muthesius, H. 1927: Berliner Tageblatt, die neue Bauweise. Bauwelt Fundamente., Berlin, Frankfurt/Main, Wien
- Muthesius, Stefan 1982/1990: Das englische Reihenhhaus. Königsstein/Taunus
- Nadolny, Sten 1990: Das Erzählen und die guten Absichten.** München
- Nagl, Angelika 1991: Wie es Euch gefällt – Auf der Spur vom Haus zum Gebäude. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Nagl, Angelika 1993: Planen statt erneuern oder Die Zerstörung der Wahlmöglichkeiten durch den Entwurf der Not. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Narr, Wolf D. 1981: Gewalt in der Stadt – für eine Ökologie der städtischen Gewaltlosigkeit. in Seminar der Fachgruppe Stadt: »Freiheit Macht Stadt«. Darmstadt S. 176–185
- Neef, E. 1949: Landesplanung und geographische Forschung. in Bericht zur deutschen Landeskunde 6, Neuwied S. 310–332
- Neef, R. 1974: Die ökonomische Verwertung städtischen Bodens und ihre Wirkung auf die Stadtentwicklung. Marburg/Lahn
- Negt, Oskar; Kluge, Alexander 1993: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt/Main
- Nerdinger, Winfried 1994: Das Bauhaus zwischen Mythisierung und Kritik. in Conrads et al.: Die Bauhaus-Debatte 1953. Bauwelt Fundamente 100, Braunschweig, Wiesbaden S. 7–19

- Neubert, Robert 1991: Freiraumplanung oder Grünplanung? z. B. Straßensituationen in der Gemeinde Ludwigsau. in NB 21 Ks. Sch., Kassel S. 45–56
- Neufert, Ernst 1984: Bauentwurfslehre. Braunschweig
- Neumann, M., Reiners, R. et al. 1983: Das Wohnproblem. Studienarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Neusüß, Christel 1983: Und die Frauen? Tun die denn nichts? oder: Was meine Mutter zu Marx sagt.** in Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10, Köln S.181–206
- Ney, Silvia 1996: Die Gartenstadt in Neu-Siebetsburg in Wilhelmshaven. in NB 41 Ks. Sch., Kassel S. 1–81
- Nohl, Werner 1981: Die produktive Bedürftigkeit der Freiraumnutzung als Grundlage planerischer Maßnahmen. in: Handbuch Stadtgrün, Stuttgart S. 68–72
- Nohl, Werner 1981: Freiraumbedarf nach Bedarfszahlen. in: Handbuch Stadtgrün, Stuttgart S. 72–76
- Novy, K. 1985: Einfach Bauen. Katalog zu einer Ausstellung. Wien
- Novy, K., Uhlig, G. 1981: Die Wiener Siedlungsbewegung 1918–1934. Ausstellungskatalog zu Arch+ 55, Aachen
- Nübel, Otto 1996: »Die Fuggerei«. Führungsheft durch die Fuggerei. Augsburg
- Ostendorf, F. 1914: Haus und Garten. München
- Ostendorf, F. 1922: Sechs Bücher vom Bauen. Erster Band. Berlin
- Otto, K. 1959: Die Stadt von morgen. Gegenwartsprobleme für alle. Berlin
- Panerai, Philippe et al. 1985: Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur. Bauwelt-Fundamente 66. Braunschweig
- Panofsky, Erwin 1957/1994: Zur Verteidigung des Elfenbeinturms.** in: Der Rabe 41, Zürich S. 147–155
- Panofsky, Erwin 1979: Ikonographie und Ikonologie.** in: Kaemmerling, Ekkehard: Bildende Kunst als Zeichensystem – Ikonographie und Ikonologie – Theorien – Entwicklung – Probleme. Köln S. 207–225
- Pehnt, W. (Hrsg.) 1974: Die Stadt. Stuttgart
- Peirce, Charles S. 1905/1991: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt/Main
- Peirce, Charles S. 1905/1991: Kernfragen des Pragmatizismus.** in ders.: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt/Main S. 454–484
- Peirce, Charles S. 1868/1991: Die Grundlagen der Gültigkeit der Gesetze der Logik. in ders.: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt/Main S. 88–105
- Peirce, Charles S. 1868/1998: Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen. in ders.: Schriften 1, Frankfurt/Main S. 184–231
- Pertl, J. 1938: Vorgärten: So oder so? Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst. Berlin
- Peters, Paulhans 1973: Häuser in Reihen. München
- Peters, P., Claussen-Henn, U. 1979: Stadthäuser: Das städtische Ein- und Zweifamilienhaus. München
- Petzinger, R., Riege, M. 1981: Die neue Wohnungsnot. Hamburg
- Picinato, G. 1983: Städtebau in Deutschland 1871–1914: Genese einer wissenschaftlichen Disziplin. Bauwelt Fundamente 62, Braunschweig
- Pirsig, Robert M. 1978: Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten. Frankfurt/Main
- Pizan, Christine de 1990: Das Buch von der Stadt der Frauen. München

Plath, Robert 1996: Siedlungserweiterungen an Ausfallstraßen und ihre Folgen.

Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel

Plath, Robert 2004: »Wohndichte zwei Komma null« – Brauchbarkeit Null Komma Nix –. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 121–129

Plocher, Sabine 1997: Von der Straße, die Ort und Weg zugleich ist – und ihre Zerstörung durch Dorferneuerung. in NB 46 Ks. Sch., Kassel S. 7–19

Pörksen, Uwe 1989: Plastikwörter – Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart

Poguntke, Maya 2000: Von Haus aus ... Straßen und Plätze in Friedrichstadt. in NB 56 Ks. Sch., Kassel S. 60–194

Preuss-Lausitz, Ulf 1983/1995: Kriegskinder / Konsumkinder / Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem 2. Weltkrieg. Weinheim, Basel

Priester, K. 1912: Bremische Wohnhäuser um 1800. Braunschweig

Protze, Käthe 1994: Lebensbedingungen von Frauen im Siedlungsbau. Studie im Auftrag der MA 57 der Stadt Wien: Koordination von Frauenangelegenheiten. Wien

Protze, Käthe 1995: Ohne Göd – Ka Musi. Die Zentralisierung der Hauswirtschaft und ihre Folgen für die Wahlmöglichkeiten der Leute am Beispiel des Gemeindebaues des »Roten Wien«. Schr. Coop Landschaft 4 Wien S. 1–50

Protze, Käthe 1995: Frauenspezifische Planung ist Entwurf. in NB 34 Ks. Sch., Kassel S. 19–32

Protze, Käthe 1995: Parzelle und Straße. Hinweise und Aufmerksamkeit für die Bebauungsplanung. Reader zum gleichnamigen Seminar, vervf. Mskr., Kassel

Protze, Käthe 1996: Der Zement der Gleichheit – Überlegungen zum »frauenspezifischen Entwurf«. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 230–243

Protze, Käthe 1998: Handbuch zur Bauleitplanung aus Frauensicht. Im Auftrag der Frauenbeauftragten des Landkreises Kassel. vervf. Mskr., Kassel

Protze, Käthe 1999: Häuser für Wien. in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 97–103

Protze, Käthe 1999: »Wer kann das bezahlen - wer hat so viel Geld?« in NB 54 Ks. Sch., Kassel S. 289–294

protze + theiling et al. 2004: Möglichkeiten für Lebens- und Arbeitsorte. Endbericht. Teilprojekt im Verbundprojekt EVALO – Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte, Verbundprojekt im Forschungsprogramm »Bauen und Wohnen im 21. Jahrhundert« des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Bremen

Rainer, Roland 1974: Für eine lebensgerechtere Stadt. Wien.

Rau, Petra 1983: Grünflächen und Freiräume im Zeilenbau der 50er Jahre – Grünflächen = Gewalt über Freiräume. Arbeitsbericht des FB 13 d. GhK 51. Kassel

Rauh, Wolf Dirk (1991): Krankenhausarchitektur von 1930 bis heute. in Krankenhaus Umschau 11, Kulmbach S. 856–861

Recker, M. 1981: Die Großstadt als Wohn- und Lebensbereich im Nationalsozialismus. Frankfurt/Main

Reichow, H.B. 1948: Organische Stadtbaukunst, Organische Baukunst, Organische Kultur. Braunschweig.

Reinckens, C. 1990: Häusliche Stilleben, Frauen, die malen, drücken sich vor der Arbeit. Schriftlicher Teil der Abschlussarbeit im FB Freie Kunst an der Gesamthochschule Kassel, vervf. Mskr., Kassel

Ricken, H. 1990: Der Architekt: Zwischen Zweck und Schönheit. Edition Leipzig

Riedel, Uwe 1990: Erlebnisraum Innenstadt. Bremen

- Ring, Wilfried 1991: Die Verhinderungen von Freiräumen durch Dorferneuerungen. in NB 21 Ks. Sch., Kassel S. 28–36
- Sahlins, M. 1972/1978: Ökonomie der Fülle. Die Subsistenzwirtschaft der Jäger und Sammler. in Technologie und Politik 12, Reinbek S. 154–204 (entspr. dem 1. Kapitel von ders. 1972: Stone Age Economics)
- Sauerwein, Bernd 1989: Die Vegetation in der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer. NB 11 Ks. Sch., Kassel
- Scharla, Lutz 2002: Fachwerk, Hausbauart mittelalterlicher Städte und Dörfer. Projektarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Scharla, Lutz 2003: Das Bremer Reihenhaushaus: in Holz. in NB 58 Ks. Sch., Kassel S. 76–120
- Scharla, Lutz 2004: Das ist ja die Höhe – von Höhen, Tiefen und Licht im Hausbau. in NB 64 Ks. Sch., Kassel S. 4–22
- Scharvogel, Martin, Stapel, Bernd 1990: ›Vorne und Hinten‹ statt ›Drunter und Drüber‹ – Eine freiraumplanerische Antwort auf die Kasernierung von StudentInnen. Diplomarbeit am Studienbereich 12/13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Scherer, H.: Das goldene Augsburg. Bilder aus Augsburgs Vergangenheit und Gegenwart. Jacob Fugger und die Fuggerei. Verkehrsverein Augsburg (Hrsg.), Augsburg
- Schmitthenner, P. (ca. 1915): Die Gartenstadt Staaken. Berlin
- Schneider, Gerda 1989: Die Liebe zur Macht – Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. NB 21 Ks. Sch., Kassel
- Schreiber, Ulla 1982: Modelle für humanes Wohnen. Moderne Stadtarchitektur in den Niederlanden. Köln
- Schriftenreihe des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 1979: Auswirkungen der Verdichtung auf Wohnumfeld und Wohnverhalten. 01.063
- Schriftenreihe des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 1979: Studie Stadthaus. 04.055
- Schriftenreihe des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 1982: Familienwohnung und Familienheim. 05.014
- Schriftenreihe des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 1983: Starter-Homes. 04.088
- Schriftenreihe des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 1983: Kosten- und flächensparendes Bauen. 03.097
- Schürmeyer, B. 1995: Freiraumrahmenplanung für den nördlichen Stadtrand von Großalmerode. in NB 37 Ks. Sch., Kassel S. 291–330
- Schürmeyer, B., Vetter, C.A. 1983/1993: Die Naturgärtnerei. Arbeitsbericht des FB 13 d. GhK 42, Kassel. Siehe auch: in NB 28 Ks. Sch., Kassel S. 63–124
- Schütte-Lihotzky, Margarethe 1927/1984: Rationalisierung im Haushalt; in Mohr; C., Müller, M.: Funktionalität und Moderne. Frankfurt/Main
- Schütz, Alfred 1982: Das Problem der Relevanz. Frankfurt/Main
- Schulze-Naumburg, P. 1910: Kulturarbeiten. Ergänzende Bilder zu Bd. 2 Gärten. München
- Schulze-Naumburg, P. 1909: Kulturarbeiten. Bd. 2: Gärten. München
- Schulze-Naumburg, P. 1929: Kulturarbeiten. Bd. IV: Das Gesicht des deutschen Hauses. München
- Schwagenscheidt, Walter 1957: Ein Mensch wandert durch die Stadt. Bad Godesberg-Mehlem
- Schwarz, Gabriele 1959: Allgemeine Siedlungsgeographie. Berlin

- Schwarz, K. 1971: Der Bremer Wohnungsmarkt während der Handelskonjunktur um 1800. 185
in Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 34, Hannover
- Schwarz, K. 1976: Wirtschaftliche Grundlage der Sonderstellung Bremens im deutschen
Wohnungsbau des 19. Jh. – Das Beispiel der östlichen Vorstadt. in Bremer Jahrbuch, Bd.
54, Bremen
- Schwarz, Rudolf 1929/1979: Neues Bauen? in Conrads: Rudolf Schwarz: Wegweisung der
Technik und andere Schriften zum Neuen Bauen. Bauwelt Fundamente 51, Wiesbaden
S. 121–131
- Schwarz, Rudolf 1951: Das Anliegen der Baukunst. in: Mensch und Raum. Das
Darmstädter Gespräch 1951. Bauwelt Fundamente 94, Braunschweig S. 73–86
- Schwarz, Rudolf 1953/1994: Bilde Künstler, rede nicht.** Eine (weitere) Betrachtung
zum Thema »Bauen und Schreiben«. in: Conrads, U. et al.: Die Bauhaus Debatte 1953.
Bauwelt Fundamente 100, Braunschweig, Wiesbaden S. 34–48
- Schwarz, Rudolf 1953/1994: Was dennoch besprochen werden muß.** in: Conrads, U.
et al.: Die Bauhaus Debatte 1953. Bauwelt Fundamente 100, Braunschweig, Wiesbaden
S. 162–178
- Schwarze, Birgit 1991: Der ideale Wettbewerbsentwurf präsentiert Grünplanung. in NB 22
Ks. Sch., Kassel S. 1–84
- Schwarze, Birgit 1993: Dorf, Dörfer am Rande. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr.,
Kassel
- Schwarze, Birgit 1994: Die versteckten Aussichten und Absichten der Dorfrand-
begrünung. in NB 24 Ks. Sch., Kassel S. 8–18
- Scott, Mackay H.B. 1912: Häuser und Gärten. Berlin
- Seitz, Rudolf 1990: Kunst in der Kniebeuge: Ästhetische Elementarerziehung – Beispiele,
Anregungen, Überlegungen. München
- Selle, Gert, Boehne, Jutta 1986: Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und
Eigensinn im Alltag des Wohnens. Reinbek
- Seyfang, Volkmar 1980: Freiraumnutzung im Geschoßwohnungsbau. Theoretische
Überlegungen und empirische Grundlagen zu einer nutzerorientierten Planung
und Gestaltung der Freiräume im Geschoßwohnungsbau. in: Arbeiten zur
sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung 1, München
- Siedler, Wolf Jobst 1985: Vom Boulevard zur Spielstraße. in: Angress, Gina, Niggemeyer,
Elisabeth: Die verordnete Gemütlichkeit. Der gemordeten Stadt. Teil II. Abgesang auf
Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege. Berlin S. 216–218
- Simmel, Georg 1908/1958: Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft. in
ders.: Soziologie, Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin
S. 460–526
- Sitte, Camillo 1889/1983: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien
- Spengemann, K.L. 1955: Grundrissatlas. Gütersloh
- Sörgel, H. 1927: Wohnhäuser. Handbuch der Architektur. 4. Teil, 2. Halbband. 1. Heft.
Leipzig
- Sombart, W. 1922/1992: Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der
modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung. Berlin
- Spitthöver, M. 1982: Freiraumansprüche und Freiraumbedarf. Zum Einfluss von Freiraum-
versorgung und Schichtzugehörigkeit auf Anspruchshaltungen an Innerstädtischen
Freiraum. in: Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung 3.
München

- Spitthöver, M. 1989: Frauen in städtischen Freiräumen. in: Pahl-Rugenstein Hochschulschriften Gesellschafts- und Naturwissenschaften, Köln
Stadt 11/1982: Das Außenhaus.
- Stein, R. (1970): Das Bürgerhaus in Bremen, in: Das deutsche Bürgerhaus. Tübingen
- Steinbach, R. 1953/1994: Wo liegt eigentlich der Kern der Diskussion um Rudolf Schwarz? in: Conrads, U. et al.: Die Bauhaus Debatte 1953. Bauwelt Fundamente 100, Braunschweig, Wiesbaden S. 152–160
- Steinhäuser, Urta 1990: Planen für die Wechselfälle des Lebens. in NB 16 Ks. Sch., Kassel S. 6–78
- Steuer, Helmut 1983: Spielen in der Stadt: auf Straßen, Plätzen und Hinterhöfen. Reinbek bei Hamburg
- Stolzenburg, H.J. 1983: There is no business like showbusiness oder: Vom politisch-ökonomischen zum "ökonomisch-politischen Kontext städtischer Grünflächenpolitik" bei Tessin. in Das Gartenamt 6, Hannover
- Stolzenburg, J., Vetter, C.A. 1988: Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960–1980. in NB 6 Ks. Sch., Kassel 7–62
- Stratemann, S. 1952: Um kleinste Eigenhäuser. in: Baumeister 9/52, München
- Stübßen, Joseph 1907: Handbuch der Architektur Teil IV – Der Städtebau. Stuttgart
- Stübßen, Joseph 1924: Der Städtebau. Leipzig
- Taut, Bruno 1924: Die neue Wohnung – Die Frau als Schöpferin. Leipzig
- Tepe, Andreas 1993: Kassels Innenstadtsanierung im Wettbewerb. in NB 30 Ks. Sch., Kassel S. 106–112
- Tessin, W. 1983: Zum ökonomisch-politischen Kontext städtischer Grünflächenpolitik. in Das Gartenamt 32, Berlin, Hannover S. 531–538
- Tessin, W. 1987: Zu Fragen der Erhaltung und Entwicklung der großen Wohnsiedlungen der zwanziger und sechziger Jahre. in: Neubausiedlungen der zwanziger und sechziger Jahre. Frankfurt/Main S. 275–286
- Tessin, W. (1998): Freiraumkulturmanagement zwischen Pädagogik und Management. in Stadt + Grün 47 (12), Berlin, Hannover S. 862–867
- Teut, Anna 1969: Architektur im Dritten Reich 1933–1945. Bauwelt Fundamente 19, Berlin
- Theiling, Christoph 1995: Reihenhauses und Studium. in NB 37 Ks. Sch., Kassel S. 2–18
- Theiling, Christoph 1996: Reihenhausesstadt – Von Handwerkerhäusern, Architektenhaus und Zeile. in NB 44 Ks. Sch., Kassel S. 135–200
- Thiemann, Friedrich 1988: Kinder in den Städten. Frankfurt/Main
- Thiersch, H.R. 1979: Die Wahl des richtigen Reihenhauses. Wiesbaden, Berlin
- Thomas-Morus-Akademie Bensberg (Hrsg.) 1988: Wege in den Alltag: Umwelt-erkundungen in Freizeit und Weiterbildung. Perspektive für die Geographie? Bensberger Protokolle 54. Bergisch Gladbach
- Tietz-Strödel, Marion 1982: Die Fuggerei in Augsburg: Studien zur Entwicklung des sozialen Stiftsbaus im 15. und 16. Jahrhundert. Studien zur Fuggergeschichte 28. Tübingen
- Tränkle, M. 1972: Wohnkultur und Wohnweisen. Tübingen
- Troll, Hartmut 1993: Die allmähliche Verflüchtigung der Gedanken beim Lesen. in NB 28 Ks. Sch., Kassel S. 3–6
- Troll, Hartmut 1996: Der neue Gemeindefriedhof in Oyten – Vorentwurf. in NB 40 Ks. Sch., Kassel S. 105–118
- Troll, Hartmut 2004: Es liegt noch ein Zusatzantrag vor. in NB 64 Ks. Sch., Kassel 23–39

- Troll, Hartmut 2005: Die Kommunalität des Freiraums. Neubrandenburger landeskundige Skizzen 7, Neubrandenburg
- Troll, Hartmut, Hülbusch, Karl Heinrich 2002: Über kurz oder lang. in NB 59 Ks. Sch., Kassel S. 3–13
- Trust, Hildegard 1990: Mit der Ökologie in die Grünplanung. in NB 22 Ks. Sch., Kassel S. 85–162
- Tucholsky, Kurt 1931/1961: Schloss Gripsholm. Reinbek bei Hamburg
- Turner, John F.C. 1978: Verelendung durch Architektur** – Plädoyer für eine politische Gegenarchitektur in der dritten Welt. Hamburg
- Tyciak, Doris 1928: Das Spiel des Kindes in der Großstadt. Eine pädagogisch- psychologische Untersuchung, dargestellt an Kindern der Kölner Schulgemeinde »Zugweg«. Köln
- Uhlemann, G. 1985: Eigenheime selbst gebaut. Berlin (Ost)
- Ullrich, Otto 1977: Technik und Herrschaft. Frankfurt/Main
- Unwin, Sir Raymond 1910: Grundlagen des Städtebaues. Berlin
- Veblen, Thorstein 1899/1989: Theorie der feinen Leute** – Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt/Main
- Verdier, Y. 1982: Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf. Stuttgart
- Voigt, Wolfgang 1986: Von der eugenischen Gartenstadt zum Wiederaufbau aus volksbiologischer Sicht. Hamburg
- Voigt, Wolfgang 1992: Das Bremer Haus.** Wohnungsreform und Städtebau in Bremen 1880–1940. in Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs, Hamburg
- Volz, Hannes 1996: Gründerzeitliche Blockrandbebauung und städtische Dichte. Diplomarbeit am FB 13 GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Wagner, Martin 1915: Das sanitäre Grün der Städte. Ein Beitrag zur Freiflächentheorie, Berlin
- Wagner, M. 1920: Bemerkungen zu Gropius Aufsatz »Flach-, Mittel- oder Hochbau?«. in Das neue Bauen 4/29. Hannover
- Wagner, Otto 1911: Die Großstadt. Eine Studie über diese. Wien
- Wahrhaftig, Myra 1982: Die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeit der Überwindung. Köln
- Wallenhorst, H.-J. 1993: Die Chronik der Gewoba 1924–1992. Bremen
- Walzer, Michael 1990: Kritik und Gemeinsinn.** Drei Wege der Gesellschaftskritik, Frankfurt/Main
- Ward, C. 1980: Das Kind in der Stadt.** Frankfurt/Main
- Weber, Th. (1960): So wollen wir wohnen. Darmstadt.
- Weber-Kellermann, Ingeborg 1974: Die deutsche Familie - Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt/Main
- Weber-Kellermann (Hrsg.) 1981/1992: Was wir gespielt haben: Erinnerungen an die Kindheit. Frankfurt/Main
- Weidenbacher, Josef 1926: Die Fuggerei in Augsburg. Die erste deutsche Kleinhaus-Stiftung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Kleinhauses. Augsburg
- Weismann, Helmut 1985: Das rote Wien, sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919–1934. Wien
- Werlhof, Claudia v. 1983: Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau. in: Bennholdt-Thomsen, Veronika et al. 1983: Frauen, die letzte Kolonie – Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Technologie und Politik 20. Reinbek

- Werlhof, Claudia v. 1987: Was verstehen wir unter Subsistenzperspektive. in: Reader zur Tagung Subsistenzperspektive – ein Weg ins Freie? Akademie Bad Boll 1/1987
- Werlhof, Claudia v. 1991: Geistig gebären? Frauen und Computerarbeit. in: v. Werlhof, Claudia 1991: »Männliche Natur und künstliches Geschlecht.« Wien
- Westermann, Arnim 1997/2000: Zukunft für unsere Kinder.** Wohnen in der Sackgasse. in NB 56 Ks. Sch., Kassel S. 7 f.
- Wiegand, Jürgen 1978/81: Möglichkeiten und Grenzen im Bau von selbsterstellten Wohnungen aus wirtschaftlicher Sicht. in: Brecht, J. 1981: Beispiele, Experimente, Modelle. Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung. Lesebuch zum Kongress in Saarbrücken, Dt. Werkbund e. V. Darmstadt, Hemsbach über Weinheim S. 78–89
- Wittfogel, K.A. 1924/1972: Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Tübingen
- Wittfogel, K.A. 1929: Geopolitik, geographischer Materialismus und Marxismus. in: Unter dem Banner des Marxismus. Tübingen
- Wittfogel, K.A. 1932: Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Tübingen
- Witzel, Norbert 2002: Promenaden – über Wege und deren gesellige Pausen im Alltag. in NB 59 Ks. Sch., Kassel S. 14–90
- Wohlin, H. 1972: Freiflächen für Kinder. München
- Wolbert-Meyer, Peter 1987: Entdeckt im Viertel. Architektonische Konfektion an Bremer Häusern. Bremen
- Wolf, J. 1981: Wohnungsnot durch Stadterneuerung? Von der Anpassungsplanung zur Eingriffsplanung. in Freiheit Macht Stadt, Darmstadt S. 26–32
- Wolfe, Tom 1990: Mit dem Bauhaus leben.** Frankfurt/Main
- Wolff, J. 1948: Der Grundrissssport. Notwendige Anmerkungen zu einer Berufskrankheit. in Baumeister 9/48, München S. 348 f.
- Woolf, Virginia 1929/1988: Ein Zimmer für sich allein. Frankfurt/Main
- Wustlich, R. 1987: Die geistige Unwirtlichkeit der Architekturdiziplin und ihre ökonomischen Folgen.** in Bauwelt 69 (1), Gütersloh, Berlin S. 42–45
- Wylie, Laurence 1978: Dorf in der Vaucluse.** Der Alltag einer französischen Gemeinde. Frankfurt/Main
- Yalom, I.D. 1992 / 2002: Und Nietzsche weinte. München
- Zimmer, Uwe 1988: Die Alimentation des billigen Entwurfs. Diplomarbeit am FB 13 d. GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Zimmermann, Janos 1978: Wohnverhalten und Wohnumwelt. Schriftenreihen »Bau- und Wohnforschung« des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen- und Städtebau 04 (044), Bonn
- Zinn, Hermann (Kopie o. J.): Sozialisation von Kindern und Jugendliche in beengten Wohn- und Wohnumfeldbedingungen.
- Zinnecker, J. 1979: Straßensozialisation. Versuch einen unterschätzten Lernort zu thematisieren. in Zeitschrift für Pädagogik
- Zinnecker, J. 1980: Recherchen zum Lebensraum des Großstadtkindes. Eine Reise in verschüttete Lebenswelten und Wirtschaftstraditionen. in: Muchow, Martha; Muchow, Hans H.: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Bensheim
- Zinnecker, J. 1990: Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozess der Zivilisation. in Behnken, Imbke: Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozess der Zivilisation. Opladen

Jetzt wäre es schön, wenn diese Literatur auch noch bibliographisch aufgeschlossen würde. Wir fänden das zwar gut, kriegen es aber nicht gebacken. In einer simplen Zuordnung, die leicht durchzuführen ist, haben wir mit einer Markierung die Literatur gekennzeichnet, von der wir kluge Anregungen zu ›Innenhaus und Außenhaus‹ bzw. zu ›Haus und Hof‹ sowie zur ›Addition von bebautem und unbebautem Raum‹ – als dem Siedlungsgrundriß und der Siedlungsorganisation – erhalten oder, aufmerksam gemacht, gelernt haben. Von der anderen Literatur haben wir – bis auf das Gruselkabinett entwerferischer Großartigkeiten – auch gelernt. Die Anregung steckt da in der Kritik, zu der diese Texte herausfordern, weil sie die oft krude Fiktion der ›Wohnraumversorgung‹ und theatralischer Beschäftigungstherapie projizieren, sodass selbst noch im Einfamiliengebäude die Anstalt (Kaserne) und der Apellplatz enthalten sind.

Es ist nicht erforderlich alle diese Beiträge zu lesen, damit jemand über das ›Haus‹ und den ›Hof‹ verständig mitreden und nachdenken kann. Deutlich wird, dass viele Leute nicht nur klug über Haus und Hof nachgedacht haben, sondern dass diese AutorInnen immer wieder Anhaltspunkte und analoge, wenn nicht homologe, Überlegungen bei immer anderen AutorInnen gefunden haben. So ist denn die Gewährliteratur hinsichtlich der AutorInnen bunt und reicht vom Trivialroman über Wildwestromane, Krimis, Ortsgeschichten, Kinderbücher, Vor- und Frühgeschichte, die Malerei, den Film, Tanztheater, Soziologie, Philosophie, Politologie, Politische Ökonomie, frühen Bürgerinitiativen (siehe bei Hegemann), bis zu Sozialisten und konservativen Psychologen, Sozialökonomern, Kunsthistorikern usw. ... Relativ dünn ist der Beitrag der gelernten Architekten und Gartenarchitekten. Stadtplaner kommen, wie Stadtsoziologen nur marginal vor, weil sie immer von der großen Aufgabe und Lösung besessen sind. Wenn wir das zutreffend deuten – gemessen an der Produktion in den professionellen Propagandaorganen, genannt Fachzeitschriften – steht die ›geistige Unwirtlichkeit‹ (Wustlich, R. 1978, Bauwelt) wieder voll im Saft und verkauft die großartigen Lösungen völlig unbedenklich und unbekümmert: es darf wieder mal geklotzt werden. Die ›Urbanität‹ sind wie in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren wieder am Werk und legen die Grundsteine für die zukünftigen Brennpunkte. Margarete Duras versteht mehr vom ›täglichen Leben‹ als diese Aufschneider.

Für Planer kann jedes x-beliebige Buch ein Fachbuch sein, wenn der Beruf einen – wie den Tischler – immer begleitet. Für die Freiraum- und LandschaftsplanerInnen – ein unglaublich privilegierter Beruf – gilt das gar für jeden Ausflug, für jeden Spaziergang oder jeden Schritt vor die Tür, die ja auch nicht zufällig in den vielen Beiträgen, die in den Notizbüchern veröffentlicht sind, sehr oft den Ausgangspunkt und Gegenstand der Erörterung abgeben, die i. d. R. von einer zufälligen Beobachtung angeregt wurde.

Bei der Gewährsliteratur – das ist wie bei einem Spaziergang – ist das ebenso und

nicht anders. Immer steht das Phänomen der Wirklichkeit im Vordergrund des Verstehens, die Erinnerung an eine Beobachtung oder Erfahrung:

»Ein Maler soll nicht kennen, sondern sehen.« »Was malt er aber dann?« fragte John nach einer ausführlichen Überlegung. »Vieles kennt er ja.« Westall antwortete: »Den Eindruck! Das Fremde, oder wenigstens das Fremde im Vertrauten.« (Nadolny, St. 1983/87: 104)

Das Vertraute, Bekannte lehrt das Fremde, Unbekannte, Unerkannte sehen und verstehen. Aufmerksam werden wir oft durch Überlegungen, die für Eilige und Vorurteile nichts mit Neugier zu tun haben. Manchen Leuten, die ungerne zitieren, gehen die Zitate immer zu weit. Neben dem Bekannten, Vertrauten werden unerwartete Anregungen und Hinweise absichtsvoll zitiert, damit die Geschichte des Gedankens erhalten und mitgeteilt wird. Wenn z. B. Amanda Cross in einem ihrer Hochschulkrimis (Verschwörung der Frauen) Kate Fansler – ihre Heldin – sagen läßt, dass, wenn sie schon in einem Londoner Reihenhaus zu Gast sei und aussuchen könne wo sie schlief, sie dann oben im Haus schlafen wolle, eben nicht wie in der Erdgeschoßvilla oder der Geschoßwohnung, wo alles nebeneinander liegt. Oder wenn Astrid Lindgren über das Kinderspiel in Bullerbü berichtet, was Martha Muchow mit anderer Neugier fast genauso beobachtet (siehe Frenken, P. und Kölzer, A. 1991), sind das gute Gründe von den AutorInnen zu lernen. Oder von Chr. Neusüß (1983) im »ungehaltenen« Beitrag über das, »Was meine Mutter zu Marx sagt«. Wir sollten nicht übersehen, dass dieses »Fremde« oft einen Gedanken formuliert, dessen man sich noch nicht sicher war und der überraschend gespiegelt wird, weil man ohne »Spiegel« das »Fremde«, »Übersehene«, »Unerkannte« nicht sehen kann.

Es ist wohl so, dass wir in der Literatur einen Gedanken nicht zufällig finden. Wer gelegentlich ein Buch oder einen Text mit Anmerkungen aus der ersten Lesung wieder liest, merkt, dass manche dieser Anmerkungen selbstverständlich geworden sind und der Aufmerksamkeit nicht mehr bedürfen. Dafür gibt es dann Passagen im gleichen Text, die – bisher überlesen – jetzt erst virulent werden, weil sie als Anregung seinerzeit noch keinen »Empfänger« fanden.

Nicht nur das Unbekannte im Bekannten macht aufmerksam. Auch bisher ungehobene Beobachtungen werden erst durch einen Hinweis bewußt. Oder, je weniger ich an Kenntnissen und Vermutungen mitbringe, umso weniger werde ich durch Texte, Begebenheiten, Beobachtungen aufmerksam. »Spürsinn, Augenmaß und Intuition« (C. Ginzburg) fallen nicht während eines schönen Maimorgens vom Himmel. Für die Indizienkunde, den »Beruf des Kenners oder Diagnostikers« muss viel gekannt und gekonnt sein, vor allem behalten werden, damit sie ausgezeichnete BeobachterInnen sind:

»Sie schlossen von der Wirkung auf die Ursache, während andere Leute weder Ursache noch Wirkung sehen.« (Balzac, H. de ca. 1849/ 2002: 119)

»Sehr sorgsam lernt man zählen und noch sorgsamer [...] rechnen. Aber niemand lernt sehen (und hören). Wenn jemand nicht richtig zählen kann, sagt man ihm jegliche Übel voraus [...]. Wenn er dagegen nicht richtig sieht (oder nicht richtig hört), sagt man ihm nichts voraus, obwohl sehr viel größeres Unglück sein unmittelbares Los ist.« (Giono, J. 1962/1989: 13)

›Lesen lernen‹ muss dazu gezählt werden. Sehen, Hören, Lesen – das kann gelehrt und gelernt werden. Es kann auch wieder vergessen – nicht ›verlernt‹ – werden, wenn der Opportunismus, der Mainstream des Verkaufens, die Oberhand gewinnt, dem alles nur zur Propaganda dient, wo weder ›Ursache noch Wirkung‹ bekannt sind.

»Die kunst ist niemandem verantwortlich,
Das haus einem jeden. [...]
Das kunstwerk ist revolutionär,
Das haus konservativ.«

Adolf Loos (1910/1982)

Nachbemerkung: Bei der Durchsicht fallen immer noch AutorInnen und Texte ein, die nicht aufgeführt, bei der Sammlung übersehen worden sind. Das ist jetzt nun einmal so. Es kam vor allem darauf an, auf die AutorInnen und Texte hinzuweisen, denen wir Aufmerksamkeit, Anregung, bessere Beobachtung und präzisierten Widerspruch verdanken. Da fällt mir gerade ein, dass wir Peter Brückner, Adolf Muschg, Honore de Balzac, P.P. Zahl, Heinrich Böll, Walter Benjamin, Astrid Lindgren und viele andere noch nicht erwähnten, die – in Abwandlung der Ausführung von Berger und Kellner (1981/1984: 30) – »in unserem Geiste, als stille Partner in der Situation unsichtbar präsent« sind.

190 nicht ar
stehens
»Ei
nac
Ein
198
Das Ver
versteh
Vorurte
gehen
wartete
Gedan
Hochsc
läßt, da
chen ki
in der E
Oder w
tha Mu
Kölzer,
Chr. Ne
Marx s:
formuli
gelt wi
sehen l
Es ist w
gelege
wieder
den sir
sagen i
als Anr
Nicht r
hoben
ger ich
durch
maß u
vom H
muss v
zeichn
»Si
ch



Wollingst
März 2006



Hann. Münden
März 2010



Adolphsdorf
November 2010